

Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der
Soziologie

**Urbane Gemeinschaftsgärten als Transmitter
sozialen Wandels?**

**Eine praxeologisch - automatistisch angeleitete
Auseinandersetzung mit urbanen
Gemeinschaftsgärten in Deutschland**

Vorgelegt von Jennifer Morstein

Graduiertenkolleg Automatismen

Fakultät für Kulturwissenschaften

Universität Paderborn

Erstgutachterin: Frau Prof. Dr. Hannelore Bublitz

Zweitgutachterin: Frau Prof. Dr. Birgit Riegraf

Danksagung

Besonderer Dank gilt meinen Eltern Sonja & Klaus, meiner Schwester Tanja sowie meiner Tante Bärbel, die mich auf meinem Weg durch das Studium und die Dissertation stets unterstützt haben. Danken möchte ich außerdem meinem Lebensgefährten Daniel, der mir gerade in der Abschlussphase meiner Doktorarbeit zur Seite stand sowie meinem Hund Otto, der mich jeden Morgen auf ein Neues motivierte.

Abschließend möchte ich zudem Frau Prof. Hannelore Bublitz und dem gesamten Graduiertenkolleg „Automatismen“ für die Möglichkeit, Betreuung und Unterstützung danken.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung: Urban Gardening und die Frage, ob eine andere Welt pflanzbar ist	8
Teil I – Der Untersuchungsgegenstand - Forschungsstand zu Urban Gardening	15
2. Urban Gardening – Ein Begriff subsummiert viele Erscheinungsformen	16
2.1 Urban Gardening – Ein Begriff subsummiert viele Erscheinungsformen	19
2.2 Urbanes Gärtnern als subversive Praxis	24
2.2.1 Praktiken der Rauman eignung	24
2.2.2 Gesellschaftliche und soziale Aspekte von Urban Gardening	29
2.2.3 Exkurs: Gender und Urban Gardening	44
2.4 Das Verhältnis von Urban Gardening und Stadtplanung	51
2.5 Kritik	61
2.6 Diskussion des Forschungsstandes	67
Teil II - Theoretische Auseinandersetzung mit Urbanen Gemeinschaftsgärten	77
3. Eine andere Welt ist pflanzbar!? Theoriegeleitete Auseinandersetzung mit urbanen Gemeinschaftsgärten	78
3.1 Die Theorie der Praxis von Pierre Bourdieu	79
3.1.1 Zentrale Begriffe der Theorie der Praxis von Pierre Bourdieu	82
3.2 Das Automatismen-Konzept - Definition, Charakteristika und Implikationen	96
3.3 Urbane Gemeinschaftsgärten aus theoretischer Perspektive – Eine theoriegeleitete Diskussion des Forschungsstandes	104
Teil III - Empirische Auseinandersetzung mit urbanen Gemeinschaftsgärten	111
4. Die Explorationsstudie	112
4.1 Methodische Vorgehensweise und Fallauswahl	115
4.2 Zentrale Ergebnisse	121
4.2.1 Was motiviert die Menschen zur Partizipation in urbanen Gemeinschaftsgärten?	121
4.2.2 Probleme, Konflikte & Entkopplungstendenzen in urbanen Gemeinschaftsgärten	134

Teil IV – Die zweite Erhebungsphase - Forschungsfragen, Methodik und Auswertungsverfahren	149
5. Forschungsfragen, methodische Vorgehensweise und dokumentarische Analyse	150
5.1 Forschungsfragen	150
5.2 Sampling und Interviewleitfaden	155
5.3 Die dokumentarische Methode	158
 Teil V – Der urbane Gemeinschaftsgarten als Transmitter eines sozialen Wandel - Eine praxeologisch – automatistisch geleitete Auseinandersetzung mit dem Phänomen urbaner Gemeinschaftsgärten	 163
6. Ergebnisse der zweiten Erhebungsphase	164
6.1 Habitus und Urban Gardening – Die Bedeutung sozialer Positionierungen für die Partizipation an urbanen Gemeinschaftsgärten	165
6.2 Die sozialen Gewinnüter des Feldes – Akkumulation sozialen Kapitals, Selbstverwirklichung und Sinnkonstruktion	181
6.3 Transformation oder Beharren? Der urbane Gemeinschaftsgarten als Transmitter sozialen Wandels	190
7. Fazit, Reflexion und Ausblick	210
8. Literaturverzeichnis	222
9. Anhang	234

1. Einleitung: Urban Gardening und die Frage, ob eine andere Welt pflanzbar ist

*„Sie sind jung, sie tragen Notebook und Handy
stets bei sich, und sie gehen in den Garten, wo
sie gemeinsam mit anderen Gemüse anbauen.
Das ist neu“ (Werner 2012, 54).*

Urban Gardening ist in Deutschland ein relativ neues, soziales Phänomen, das sich maßgeblich in den letzten 15 Jahren eines zunehmenden medialen und öffentlichen Interesses erfreut. Diese neue Form des städtischen Gärtnerns wird in zahlreichen Beiträgen als Gegensatz zu den antiquiert erscheinenden Schrebergartenkolonien, die in Deutschland eine immerhin circa 150 Jahre alte Tradition aufweisen, ausgewiesen, da es um ‚Mehr‘ gehe, als nur um Möglichkeiten, in der Stadt Gemüse anzubauen. So konstatiert beispielsweise die Stiftungsgemeinschaft *anstiftung & ertomis*¹, die es sich zum Ziel gemacht hat, DIY-Initiativen² in Deutschland miteinander zu vernetzen und zu fördern:

„Das Gärtnern schafft einen Rahmen für städtische Naturerfahrung, für Selbermachen, für Begegnung und Gemeinschaft und ermöglicht auch weitergehendes Engagement für den Stadtteil. Brachen werden entmüllt und bepflanzt, praktische Lernorte für Kinder entstehen, und neue Impulse für Kulturen der Teilhabe bereichern das Zusammenleben in der Urbanitas. Stadtteile gewinnen an Lebensqualität und auch marginalisierte Bevölkerungsschichten erhalten die Chance, sich mit ihren Kenntnissen in den pluralen Lebensraum Stadt einzubringen. Die ökologische Bedeutung des Anbaus von Local Food und der Sensibilisierung für nahräumliche Lebensqualitäten liegt auf der Hand. Zugleich aber gehen postfossile Handlungsstrategien weit über eine verbesserte Klimabilanz hinaus: Auch im sozialen Sinne setzen sie neue Impulse, verflüssigen Grenzen und inspirieren einen neuen gesellschaftlichen Umgang mit der Natur“ (Stiftungsgemeinschaft *anstiftung & ertomis* 2017).

In dem Zitat wird bereits deutlich, dass es sich beim Urban Gardening um ein mannigfaltiges Phänomen handelt. Außerdem entwirft die Beschreibung der Stiftungsgemeinschaft ein außerordentlich positives Bild, das den Eindruck erweckt, dass das städtische Gärtnern und

¹ Die Stiftungsgemeinschaft *anstiftung* und *ertomis* gGmbH wurde im Jahr 2007 im Zuge der Verschmelzung zwischen der ERTOMIS Stiftung und der Forschungsgemeinschaft *anstiftung* gGmbH gegründet. Die Münchner Stiftungsgemeinschaft widmet sich der Förderung und Erforschung nachhaltiger Lebensstile und ihrer Voraussetzungen. Zusätzlich ist sie für Gruppen, Vereine, Organisationen und Kommunen beratend tätig.

² DIY steht für die englische Phrase „Do it Yourself“ und bedeutet übersetzt so viel wie: Mach es selbst.

insbesondere urbane Gemeinschaftsgärten³ einen Beitrag leisten können, die Welt beziehungsweise den Status Quo der Gegenwartsgesellschaft zumindest zum Teil zu verändern oder gar ‚besser‘ zu machen.⁴ Aus einer soziologischen Perspektive, die vielfach – wenn auch durchaus mit Verwunderung und / oder Faszination – die Beharrlichkeit gesellschaftlicher Strukturen betont und sozialen Wandel als eher unwahrscheinlich ausweisen würde, drängt sich die Frage auf: Können urbane Gemeinschaftsgärten dies tatsächlich leisten? Und wie ließen sich gesellschaftliche Transformationsprozesse, die einen umfassenden sozialen Wandel implizieren, theoretisieren?

Ausgehend von diesen zunächst sehr oberflächlich gehaltenen Überlegungen wurde im Jahr 2014 die Forschungsarbeit zu urbanen Gemeinschaftsgärten in Deutschland aufgenommen. Zunächst mit dem klaren Ziel vor Augen, zu zeigen, inwiefern durch urbane Gemeinschaftsgärten neuartige Schemata des Denkens und Handelns und darauf aufbauend gesellschaftliche Strukturen entstehen können, erwies sich diese Stoßrichtung im Verlauf einer differenzierten Auseinandersetzung mit dem Thema als voreilig.⁵ Schnell wurde deutlich, dass zwischen den zentralen Postulaten der Bewegung und der Realität Divergenzen bestehen, die nur durch eine ergebnisoffene Forschung aufgedeckt und der Analyse zugänglich gemacht werden können. Aus diesem Grund ergab sich ein mehrstufiger Aufbau für die hier vorliegende Forschungsarbeit, den ich im Folgenden gern genauer explizieren möchte.

Die Arbeit beginnt in Teil I mit einer genauen Beschreibung von Urban Gardening und seinen verschiedenen Erscheinungsformen. Im Zuge dessen wird der aktuelle Forschungsstand widergegeben. Da das Phänomen insgesamt als außerordentlich komplex ausgewiesen werden muss und eine hohe Interdisziplinarität in der Forschungslandschaft zu verzeichnen ist, befasst sich Kapitel 2 mit sehr divergierenden Aspekten. So werden nicht nur soziale und ökologische Fragestellungen behandelt, sondern es werden auch ökonomische und politische Themengebiete tangiert. Eine besondere Problematik ist in diesem Zusammenhang der Sachverhalt, dass einige Beiträge singulär die positiven Eigenschaften und Effekte urbaner Gemeinschaftsgärten in den Fokus stellen und so zu

³ Bereits hier sei darauf hingewiesen, dass die vorliegende Forschung einen selektiven Fokus auf urbane Gemeinschaftsgärten in Deutschland legt. Die komplette Bandbreite des Urban Gardening Phänomens kann daher nicht behandelt werden.

⁴ Besser ist bewusst in Anführungszeichen gesetzt, da eine Kategorisierung situativ gegebener Sachverhalte als besser und/ oder schlechter stets standortgebunden ist.

⁵ An dieser Stelle wird deutlich, dass ich zu Beginn meiner Forschungsarbeit von den positiven Effekten, die von urbanen Gemeinschaftsgärten ausgehen können, sehr stark überzeugt war. Die Idee, die Welt mit gänzlich einfachen Mitteln nicht nur umweltfreundlicher, sondern auch sozialer zu gestalten, hat mich von Anfang an begeistert und zunächst dazu geführt, dass die notwendige wissenschaftliche Distanz und Neutralität, die für eine Erforschung des Phänomens notwendig ist, vermindert war. Dieser Sachverhalt relativierte sich allerdings im Zuge einer tiefgehenden Beschäftigung mit dem Feld sehr zügig. Trotzdem werde ich im Verlauf der hier vorliegenden Arbeit immer wieder darauf hinweisen, wie wichtig es für die Forschung war, eine eigenständige Annäherung an das Phänomen vorzunehmen und vorschnelle Schlüsse zu vermeiden. Gerade die zahlreich vorhandenen Bedeutungszuschreiben, die das Feld und dessen gesellschaftlichen Potentiale überstilisieren, galt es kritisch zu hinterfragen, um eine Fehlleitung der Forschung zu verhindern. Auf diesen Aspekt werde ich noch genauer eingehen.

einer Überstilisierung des Phänomens beitragen. Nichtsdestotrotz erfolgt zunächst eine offene Darstellung der verschiedenen Perspektiven und Beiträge, die in dem Teilkapitel 2.6 kritisch diskutiert wird. Auf diese Weise soll eine erste Grundlage für eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Phänomen urbaner Gemeinschaftsgärten geschaffen werden.

Der daran anschließende Teil II widmet sich sodann den theoretischen Grundlagen, die dieser Arbeit zugrundeliegen. Zum einen handelt es sich dabei um die Theorie der Praxis des französischen Soziologen Pierre Bourdieu (Teilkapitel 3.1) . Zum anderen wird der theoretische Ansatz der Automatismenforschung, wie er durch die ForscherInnengruppe am gleichnamigen DFG – Graduiertenkolleg „Automatismen“ an der Universität Paderborn geprägt wurde, hinzugezogen (Teilkapitel 3.2).⁶ Durch das Habituskonzept - das Kernstück der Bourdieuschen Gesellschaftstheorie - ergeben sich zahlreiche Schnittstellen zu den Automatismen, die sich im Zuge der vorliegenden Forschung als besonders fruchtbar erwiesen haben.⁷

Die besondere Tragfähigkeit des Theoriegerüsts zeigt sich bereits in Teilkapitel 3.3. In diesem werden die zentralen Aspekte des Forschungsstandes einer theoriegeleiteten Diskussion unterzogen und Desiderate, die bisher wenig Beachtung fanden, identifiziert. So zeigt sich beispielsweise durch die Hinzunahme der theoretischen Prämisse der Unplanbarkeit von Automatismen sehr früh die Kontingenz zukünftiger Entwicklungschancen, die vom urbanen Gemeinschaftsgarten potentiell ausgehen. Anstatt also von eindeutigen, nahezu unvermeidbaren Entwicklungspfaden auszugehen, wird die Relevanz einer ergebnisoffenen Vorgehensweise für eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Feld sichtbar. Mag diese Konstatierung zunächst trivial erscheinen, erweist sie sich jedoch gerade in Bezug auf die Konstatierung bottom – up verlaufender Entwicklungspotentiale der Garteninitiativen besonders sinnvoll, um eine Reproduktion von Bedeutungszuschreibungen in der hier vorliegenden Arbeit vermeiden zu können.

Nachdem in Kapitel 3 die theoretische Grundlage für eine differenzierte und vor allem ergebnisoffene Beschäftigung mit urbanen Gemeinschaftsgärten gelegt wird, erfolgt in Teil III eine empirische Auseinandersetzung mit dem Phänomen. Kapitel 4 widmet sich daher insgesamt der Darstellung der Explorationsstudie, die im Sommer 2015 stattgefunden hat. Da auch hier stets die Wahrung einer größtmöglichen Unvoreingenommenheit und Offenheit im Vordergrund stand, um theoretische Vorannahmen gegebenenfalls falsifizieren zu können, galt es die explorative Studie

⁶ Für weitere Informationen siehe auch: <https://www.uni-paderborn.de/graduiertenkolleg-automatismen/>

⁷ An dieser Stelle sei diesbezüglich lediglich vorweggenommen, dass die Verknüpfung der beiden theoretischen Konzepte – Habitus und Automatismus - eine Theoretisierung von Prozessen der Zersetzung sowie der Generierung von Schemata des Denkens, Entscheidens und Handelns auf individueller wie auch kollektiver Ebene ermöglicht. In diesem Zusammenhang muss die Fokussierung einer bottom-up verlaufenden Entwicklung gesellschaftlicher Strukturen als besondere Stärke der Automatismenforschung ausgewiesen werden, die es – in Kombination mit der Theorie Bourdieus – ermöglicht, Strukturentstehung an die Praktiken der AkteurInnen und schließlich an die Prämissen des sozialen Raumes zurückzubinden.

genau zu planen. Dieser Prozess sowie die zentralen methodischen Entscheidungen werden in Teilkapitel 4.1 in der Form einer kurzen Zusammenschau dargestellt.

Daran anschließend geht es in Teilkapitel 4.2 um die wichtigsten Analyseergebnisse der Explorationsstudie. In einem ersten Schritt werden die in den Interviews genannten Motivationsfaktoren sowie die Erwartungshaltungen, von denen die GärtnerInnen berichten, dargestellt (Teilkapitel 4.2.1). Hier fällt zunächst einmal eine starke Übereinstimmung zu den Darstellungen in Kapitel 2 auf. Aus diesem Grund wird - den Relevanzen der befragten AkteurInnen folgend - die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten zunächst als eine soziale Praxis ausgewiesen, die ein ‚Mehr‘ zu implizieren scheint, dass es fallspezifisch zu elizitieren gilt. Diese zunächst sehr unkritische Darstellung wird in Teilkapitel 4.2.2 durch die Präsentation von Problemen und Entkopplungstendenzen, von denen die Interviewten berichten, ergänzt. Entkopplung wird in diesem Zusammenhang als ein Widerspruch zwischen den in den Interviews beschriebenen Leitbildern der Bewegung und der tatsächlich vorzufindenden Realität verstanden. Anstatt mit diesem Schritt jedoch ein sprichwörtliches an den Pranger stellen der Befragten zu verfolgen, liegt der Fokus erneut auf einer differenzierten Auseinandersetzung mit urbanen Gemeinschaftsgärten, die sich – insbesondere in der Retrospektion - für den weiteren Verlauf der Forschungsarbeit besonders wichtig erwiesen hat.

Der darauf aufbauende Teil IV dieser Arbeit behandelt die Planung und Durchführung der zweiten Forschungsphase, welche im Sommer 2016 stattfand. Die Ergebnisse der Explorationsstudie werden daher in Kapitel 5 zunächst aufgegriffen und für eine Präzisierung weiterführender Forschungsfragen genutzt (Teilkapitel 5.1). Der Fokus der zweiten Erhebungsphase ergibt sich somit aus der Zusammenschau der Ergebnisse der Explorationsstudie. In dieser ist insgesamt deutlich geworden, dass trotz einer hohen Divergenz der motivationalen Faktoren und der ihnen zugrundeliegenden Erwartungshaltungen eine auffällige Konvergenz bezüglich des Ziels, mit den Garteninitiativen Prozesse eines umfassenden sozialen Wandels zu evozieren und zu der Verbreitung eines nachhaltigen, urbanen Lebensstils beizutragen, zu beobachten ist. Auf der Grundlage dessen ergibt sich für die weitere Forschungsarbeit die folgende übergreifende Forschungsfrage: Fungieren urbane Gemeinschaftsgärten als Transmitter eines umfassenden sozialen Wandels und wenn ja, wie lassen sich derartige Prozesse theoretisieren?⁸

Um diese umfassende Frage forschungspraktisch operationalisieren zu können, wird sie in Teilkapitel 5.1 in weitere Teilfragen untergliedert, die im Zuge der zweiten Erhebungsphase zunächst unabhängig voneinander untersucht und analysiert wurden. Immer von der in Kapitel 3 dargestellten

⁸ Hier wird bereits deutlich, dass die Forschungsarbeit letztlich genau dort ankommt, wo sie einst begann. Der Unterschied liegt jedoch auf der Hand: Anstatt von einer Kausalität zwischen dem Phänomen und sozialen Wandel auszugehen, steht eine offene Frage im Raum: Kann der urbane Gemeinschaftsgarten tatsächlich gesellschaftstransformierend wirken und zu einem umfassenden sozialen Wandel beitragen?

theoretischen Perspektive ausgehend, drängen sich nicht nur Fragen nach der Bedeutung der sozialen Positionierung der GärtnerInnen im sozialen Raum auf, um die Partizipations- und Integrationspotentiale der Garteninitiativen näher in den Blick zu nehmen.⁹ Sondern es stehen auch Fragen nach den sozialen Gewinnngütern, die von urbanen Gemeinschaftsgärten ausgehen können, im Fokus. Schließlich kann auf diese Weise die Möglichkeit in Erwägung gezogen werden, dass durch die Initiativen die soziale Ordnung (re-)produziert wird. Die Besonderheit der so resultierenden Fragerichtung liegt letztlich in der gesellschaftstheoretischen Einbettung des Phänomens, die im Umkehrschluss nach der habituellen Bedingtheit der sozialen Praxis des städtischen Gärtnerns fragen lässt. Auf diese Weise rückt schließlich auch die Frage nach den Transformationspotentialen habituellem Schemata in den Vordergrund und es ergeben sich spezifische Schnittstellen zu der Automatismenforschung.

In Teilkapitel 5.2 werden sodann die methodischen Entscheidungen zum Sampling und zum Interviewleitfaden präsentiert. Auch hier galt es den Prämissen qualitativer Forschung Rechnung zu tragen und eine größtmögliche Offenheit dem Feld gegenüber zu wahren. In Teilkapitel 5.3 wird zudem die dokumentarische Methode sowie die ihr zugrundeliegende Methodologie expliziert. Die dokumentarische Methode ist sowohl im Zuge der Explorationsstudie als auch in der zweiten Forschungsphase als Auswertungsmethode genutzt worden. Ihre rekonstruktive Verfahrensweise lässt sich mit den hier gewählten Theorieansätzen besonders gut vereinbaren.

Teil V widmet sich abschließend der Präsentation der Forschungsergebnisse der zweiten Erhebungsphase. Kapitel 6 ist dabei gemäß den zuvor in Teilkapitel 5.1 explizierten Teilfragen untergliedert. So behandelt Teilkapitel 6.1 die Bedeutung der sozialen Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum und beschreibt das distinguierende Potential, das von der Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten ausgeht. In Teilkapitel 6.2 werden die zentralen sozialen Gewinnngüter, auf die sich in den Interviews Hinweise finden lassen, expliziert. Auf diese Kapitel aufbauend wird in Kapitel 6.3 beschrieben, inwiefern vom urbanen Gemeinschaftsgarten habitustransformierende Potentiale ausgehen. Im Zuge dessen werden sowohl eigene Interpretationen als auch die Deutungen der Interviewten selbst dargestellt.

In Kapitel 7 erfolgt eine Zusammenschau der Analyseergebnisse. Diese dient dazu, eine abschließende Diskussion der Frage vorzunehmen, ob urbane Gemeinschaftsgärten gemäß den hier vorliegenden Ergebnissen als Transmitter eines umfassenden sozialen Wandels konzeptualisiert werden können. Im Zuge dessen erfolgen zudem methodische Reflexionen, so dass nicht nur eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem untersuchten Phänomen an sich ermöglicht wird, sondern auch ein kritischer Zugang zu der vorliegenden Forschungsarbeit eröffnet wird. In diesem

⁹ So fanden sich beispielsweise bereits im Zuge der Explorationsstudie Hinweise aus Mechanismen der Fremd- und Selbstselektion, die auf die Verfügung über kulturelles Kapital zurückführbar erschienen.

Rahmen werden auch potentielle Bezüge für weiterführende Forschungsarbeiten aufgezeigt. Da diese Arbeit in ihrem Umfang durchaus begrenzt ist, ergeben sich Desiderate, die für zukünftige Untersuchungen genutzt werden können. Ohne zu viel vorwegzunehmen, möchte ich diesen Aspekt insbesondere deswegen betonen, weil ich mit meiner Studie zu einem eher verhaltenen Urteil über die vielfach postulierten Potentiale urbaner Gemeinschaftsgärten komme.

Teil I – Der Untersuchungsgegenstand - Forschungsstand zu Urban Gardening



[Bildnachweis: Baier et al. 2013, 94]

2. Urban Gardening – Ein Begriff subsummiert viele Erscheinungsformen

Urban Gardening ist in Deutschland ein relativ neues Phänomen, das seit knapp fünfzehn Jahren in zahlreichen Großstädten vorzufinden ist¹⁰ und sich eines verstärkten öffentlichen und medialen Interesses erfreut (vgl. Scheve 2014; Müller 2012).¹¹ Urban Gardening fungiert dabei als Sammelbegriff für vielfältige Erscheinungsformen des städtischen Gärtnerns: Von einer verstetigten gärtnerischen Praxis in urbanen Gemeinschaftsgärten bis hin zu punktuellen Aktionen des sogenannten Guerilla Gardenings (vgl. Lohrberg 2012; Müller 2012). Eine Annäherung an das Phänomen ist aufgrund seiner unterschiedlichen Erscheinungsformen und seiner interdisziplinären Verortung komplex (vgl. Nettle 2014). Hinzu kommt jedoch eine weitere Problematik: Zahlreiche Beiträge zu dem Thema betonen nahezu ausschließlich die Vorteile, die Urban Gardening sowohl für die Partizipierenden als auch für den städtischen Raum mit sich bringt, ohne dabei jedoch eine kritische Auseinandersetzung mit den Gartenprojekten zu ermöglichen (vgl. Nettle 2014). Diese als populärwissenschaftlich¹² zu charakterisierenden Beiträge tragen zwar zu der Legitimation urbaner Gemeinschaftsgärten und ähnlich gelagerter Projekte bei und sind auf diese Weise den GärtnerInnen dienlich, wenn es darum geht, staatliche Fördermittel zu beantragen oder für eine stadtplanerische Integration der Gärten zu plädieren.¹³ Eine reflektierte Auseinandersetzung mit dem Phänomen kann auf diese Weise jedoch nur schwer evoziert werden.

Damit einhergehend muss darauf verwiesen werden, dass Urban Gardening zumindest zum Teil zum Instrument kapitalismuskritischer Bewegungen geworden ist, die in den Gärten eine praktisch umgesetzte Alternative zum kapitalistischen Wirtschaftsmodell sehen (vgl. Nettle 2014). Bezogen auf Deutschland ist diese Problematik durchaus prägnant. Währenddessen es gerade in Australien, Amerika und Großbritannien zahlreiche wissenschaftliche Studien zu dem Thema gibt, scheint eine analytische Auseinandersetzung, die sowohl die Potentiale als auch die Probleme des Phänomens thematisiert, in Deutschland weitestgehend auszubleiben. Dieser Sachverhalt scheint dadurch bedingt, dass der Zugang vieler ForscherInnen „[...] sowohl privat-aktivistisch als auch

¹⁰ Einen Überblick zu Urban Gardening Projekten bietet folgende Internetseite: <http://anstiftung.de/urbane-gaerten/gaerten-im-ueberblick> (zuletzt geprüft: 24.04.2015).

¹¹ Ein Pressespiegel findet sich unter dem Link: <http://anstiftung.de/urbane-gaerten/medienecho> (zuletzt geprüft: 24.04.2015).

¹² Eine andere Möglichkeit, diese Beiträge zu charakterisieren beziehungsweise auszuweisen, wäre politisch-konnotiert, da davon auszugehen ist, dass mit ihnen durchaus eine politische Intention einhergeht.

¹³ „Despite being produced across several disciplines, the focus on literature on community gardening in the 'West' has been reasonably narrow. Most of what has been published has been either descriptive and/or focused on enumerating the benefits of community gardening. Academics who have thought and written about community gardens have taken their social role seriously and almost all have designed their research to be of use to community gardeners. Much of the literature produce about community gardens has aimed to strengthen the legitimacy of community gardening and to identify and demonstrate the range of tangible outcomes community gardens provide to individuals and communities" (Nettle 2014, 7f.).

wissenschaftlich-empirisch [...]“ (von der Haide et al. 2012, 266) ist. Daher ist davon auszugehen, dass für zahlreiche AutorInnen eine Identifikation mit dem Feld angenommen werden muss, die eine kritische Reflexion zumindest teilweise erschwert. Das in der qualitativen Sozialforschung unter dem Terminus „Going native“ (Flick 2007, 291) gefasste Phänomen und der damit einhergehende „Verlust [...] [einer] kritischen Außenperspektive“ (Flick 2007, 291) muss bei der Rezeption der Beiträge somit mitbedacht werden.

Trotz der dargelegten Probleme sollen in den folgenden Kapiteln die unterschiedlichen Perspektiven, die es zu dem Phänomen gibt, in den Blick genommen werden, um durch eine Zusammenschau divergierender Studien und Beiträge eine möglichst umfassende Sichtweise zu entwickeln, die zum einen über die positiven Bedeutungszuschreibungen informiert und zum anderen die Möglichkeit bietet, diese auf der Grundlage wissenschaftlicher Beiträge kritisch zu hinterfragen. Den populärwissenschaftlichen beziehungsweise politisch-konnotierten Beiträgen soll auf diese Weise Rechnung getragen werden, da auch sie Aufschluss über zentrale Themen und Anliegen der Bewegung, ihre gesellschaftliche Relevanz sowie garteninterne Aushandlungsprozesse geben können und somit zu einer breit angelegten Darstellung verhelfen. Da abschließend eine Reflexion der präsentierten Inhalte in Form einer Diskussion erfolgen wird, soll zunächst eine neutrale Darstellung in thematisch untergliederte Teilkapitel vorgenommen werden.

Wie aber nähert man sich nun einem Phänomen an, das durch zahlreiche Divergenzen charakterisiert ist und durch Bedeutungszuschreibungen aufgeladen wird? Eine der zentralen Thesen, die in der Literatur wiederkehren thematisiert wird, dreht sich um den Sachverhalt, dass sich die verschiedenen Erscheinungsformen des städtischen Gärtnerns vielfach durch einen ähnlich gelagerten politischen Anspruch auszeichnen, der auf einer kritischen Auseinandersetzung mit der Gegenwartsgesellschaft beruht und auf Planungsmissstände im städtischen Raum hinweist (vgl. Baier & Bisecker 2010; Huhn 2013; Motakef & Münster 2013; Müller 2014). Darüber hinaus wird konstatiert, dass viele AkteurInnen, die an den Gemeinschaftsgartenprojekten partizipieren, auf der Suche nach Möglichkeiten sind, neue Formen von Individualität und Autonomie zu erproben, die jedoch gleichzeitig in das Kollektiv einer Gartengruppe eingebunden werden und über solidarische Formen des Miteinanders einen Gegenpol zu der fortschreitenden Ökonomisierung potentiell aller Lebensbereiche sowie der Sozialbeziehungen darstellen sollen (vgl. Baier 2012a /2012b; Heisteringer 2012; Müller 2004 / 2011). Dabei gehe es den AkteurInnen insbesondere um neue Modi der Selbstermächtigung und -verortung im urbanen Raum und in einem immer komplexer erscheinenden Alltag. Flexibilitätsforderungen, Beschleunigungs- und Entgrenzungsmechanismen der Gegenwartsgesellschaft werden im Rahmen des Urban Gardenings als Konsequenzen postfordistischer und finanzmarktkapitalistischer Entwicklungen gewertet (vgl. Baier 2010; Borgstedt 2012; Müller 2004 / 2014). Daraus resultiere vielfach der Wunsch nach alternativen Formen des

gesellschaftlichen Zusammenlebens und Wirtschaftens, die nicht nur umweltfreundlicher, sondern gleichermaßen sozialer gestaltet werden sollen. Anhänger postmaterieller Wachstumsmodelle sehen in den Gemeinschaftsgärten zudem das Modell einer Postwachstumsökonomie verwirklicht und somit einen praktisch orientierten Ansatz für einen strukturellen Umbruch (vgl. Baier 2010; Baier & Bisecker 2010; Scherhorn 2012; Paech 2012; Müller & Paech 2012).

Ohne diese einleitenden Einführen vertiefen zu wollen, geht aus ihnen bereits, dass das Gärtnern in der Stadt eine gesellschaftliche Relevanz aufzuweisen scheint und als Projektionsfläche für eine Auseinandersetzung mit der Gegenwartsgesellschaft zu dienen vermag. „Oft war es der Garten, der in historischen Umbruchsituationen etwas Neues vorwegnahm und Alternativen zum Bestehenden aufzeigte“ (Brückner 2012, 202) und genau dieses Potential urbaner Gemeinschaftsgärten wird in den Beiträgen verhandelt. Im Folgenden möchte ich daher auf die oben genannten Aspekte genauer eingehen.

Dabei wird es mir zunächst darum gehen (Teilkapitel 3.1), die unterschiedlichen Erscheinungsformen von Urban Gardening darzulegen und den Status Quo dieses potentiell neuen Typus einer sozialen Bewegung in Deutschland zu explizieren.¹⁴ Daran anschließend wird es in Teilkapitel 3.2.1 darum gehen, die Praktiken der Raumaneignung und ihre Bezüge zur Politik darzustellen. Urbane Gemeinschaftsgärten werden hier als Orte der Aushandlung und Ursprung eines politischen Aktivismus präsentiert. Teilkapitel 3.2.2 widmet sich hingegen den sozialen Aspekten der Gartenprojekte sowie den motivationalen Faktoren der GärtnerInnen. Hier geht es zum einen um das soziale Potential, das von den Gärten ausgeht. Zum anderen werden diese Faktoren mit dem Status Quo der Gesellschaft in Zusammenhang gebracht.

In dem daran anschließenden Teilkapitel 3.3 zur Postwachstumsökonomie und Subsistenzproduktion werden die Argumente einiger AutorInnen für die These, eine Partizipation am Urban Gardening gehe mit der Forderung nach alternativen Formen des Wirtschaftens und sozialen Zusammenlebens einher, vorgestellt. Diese Alternative bestehe in dem Modell der Postwachstumsökonomie, deren zentrales Merkmal eine Synchronisation aus Industrierückbau und Subsistenzausbau ist (vgl. Paech 2012). Diese Perspektive auf urbane Gemeinschaftsgärten ist – wie gezeigt wird – durchaus umstritten.

Im Anschluss daran wird die stadtpolitische Bedeutung des Phänomens thematisiert (Teilkapitel 3.4). Das in der Stadtplanung auch unter dem Terminus urbane Landwirtschaft geführte Phänomen erfährt auf der einen Seite immer größere Wertschätzung. Diese führt jedoch auf der anderen Seite nicht zu einer städtebaulichen Relevanz, die die typischen Probleme von Zwischennutzung und rechtlichen Grauzonen lösen könnte (vgl. Bohn & Viljoen 2012; Dams 2012). In diesem

¹⁴ Die Darstellung bezieht sich auf den deutschen Raum, da sich das Forschungsprojekt auf urbane Gemeinschaftsgärten in Deutschland konzentriert.

Zusammenhang werden Studien aufgeführt, die zum einen diskutieren, inwiefern die Gartenprojekte als stadtpolitisches Instrument zur Förderung des zivilgesellschaftlichen Engagements genutzt werden können. Zum anderen jedoch auch Handlungsempfehlungen für eine gelungene Integration urbaner Gemeinschaftsgärten in die Stadtpolitik formulieren. Darüber hinaus werden Fallbeispiele vorgestellt, die die Konflikte zwischen der Gartenbewegung und der Stadtpolitik darstellen. Das Teilkapitel schließt mit Studien, die die Gärten mit einem nachhaltigen Urbanismus in Zusammenhang bringen.

Daran anschließend erfolgt in Teilkapitel 3.5 eine Darstellung kritischer Beiträge, die die Gartenprojekte und ihr Potential in den Fokus rückten. Eine Kritik an den Gärten behandelt zumeist drei Themen: Ökonomisierung der Gartenprojekte, Mangel an Nachhaltigkeitseffekten sowie durch Gärten ausgelöste Prozesse der Gentrifizierung (vgl. Baier 2012; Dams 2012).

Abschließend werden die präsentierten Aspekte in Teilkapitel 3.6 noch einmal zusammengefasst und reflektiert. Dabei wird es vor allem darum gehen, die verschiedenen Beiträge und Perspektiven zu diskutieren und die Bedeutungszuschreibungen, die sich in zahlreichen Publikationen finden lassen, kritisch zu hinterfragen.

2.1 Urban Gardening – Ein Begriff subsumiert viele Erscheinungsformen

Urban Gardening ist als ein Sammelbegriff zu verstehen, der vielfältige Formen des städtischen Gärtnerns subsumiert. Folgt man der Forschungsliteratur so lässt sich zunächst einmal festhalten, dass das Phänomen als ein Teil der sich neu formierenden Do-it-Yourself (DIY) Bewegung ausgewiesen werden kann und insgesamt vor dem Hintergrund des Status Quo der Gegenwartsgesellschaft zu lesen ist (vgl. Baier 2012b; Reuterberg 2012; Rosol 2006; Turner et al. 2011). Aus dieser Perspektive erscheint die Partizipation am Urban Gardening ähnlich wie an sogenannten Fab-Labs¹⁵, Mitmach-Nähwerkstätten und offenen Werkstätten als eine Praxis, die einen Gegenpol zur neoliberalen Logik zu konstituieren versucht (vgl. Baier 2012b). Reuterberg konstatiert in diesem Zusammenhang:

„Die plurale Gesellschaft, so scheint’s, lässt plurale Gärten sprießen. Nicht selten ist es wie an der Döner-Thai-Pizza-Bude: Es geht alles durcheinander. Wer soll auch in all dem Blühen und Grünen noch den Überblick behalten?“ (Reuterberg 2012, 4).

Nähert man sich den diversen Erscheinungsformen von Urban Gardening genauer an, lässt sich das Phänomen zunächst in dauerhafte und punktuelle Praktiken urbanen Gärtnerns differenzieren (vgl. Lohrberg 2012; Müller 2012). Dauerhafte Formen werden zumeist mit einem weiteren

¹⁵ Ein FabLab (Fabrikationslabor) ist eine offene Werkstatt, die Privatpersonen High-Tech-Werkezeuge zur privaten Nutzung bereitstellt.

Sammelbegriff überschrieben: den sogenannten Gemeinschaftsgärten. Gemeinschaftsgärten werden in unterschiedlichen wissenschaftlichen Publikationen divergierend definiert und es ist schwierig, generalisierbare Charakteristika zu benennen (Beilin & Hunter 2011; Clavin 2011; Rosol 2011; Nettle 2014; von der Haide 2014). Ella von der Haide (2014) weist in ihrem Beitrag „Die neuen Gartenstädte. Urbane Gärten, Gemeinschaftsgärten und Urban Gardening in Stadt- und Freiluftplanung“ darauf hin, dass divergierende Definitionen unter anderem aus dem Sachverhalt resultieren, dass urbane Gemeinschaftsgärten durch ihr Innovationspotential einem stetigem Wandel vollziehen, der immer wieder zu neuen Formen urbaner Gärten führt und eine definitorische Festschreibung daher nahezu unmöglich ist. Für eine erste Annäherung an das Phänomen versucht sie daher, das generelle Verständnis von urbanen Gärten in eine eng und eine weit gefasste Sichtweise zu unterscheiden:

„Urbane Gärten im engeren Sinn sind neue Formen öffentlicher oder teil-öffentlicher, bürgerschaftlicher, partizipativer, kooperativer, experimenteller, ökologischer, produktiver, DIY Freiraumgestaltung im Siedlungsbereich. [...] Im Gegensatz zu Kleingärten unterliegen sie keiner Kleingartenverordnung und sind kollektiver organisiert, arbeiten mit mehr ökologischem Bewusstsein und verstehen sich oft als stärker im Stadtraum integriert und als öffentlich. Im weiteren Sinne umfassen Urbane Gärten neue und alte Formen von bürgerschaftlicher Hortikultur im Stadtbereich wie Schul-, Kita-, Therapie-, Klein-, Mieter-, Kraut- und Dachgärten sowie bürgerschaftliche Park-, Baumscheiben-, Straßenbäume- und Biotoppflegeprojekte, öffentliche Streuobstwiesen und andere grüne Allmenden. Manchmal werden sogar private Hausgärten und Balkone so bezeichnet“ (von der Haide 2014, 5).

Mag eine erste Annäherung an das Phänomen auf diese Weise möglich sein, bleibt seine Diversität jedoch erhalten und es entsteht vielmehr eine Übersicht zu den Erscheinungsformen. Legt man den Fokus indes auf Gemeinschaftsgärten, können diese in Anlehnung an Marit Rosol (2006) folgendermaßen definiert werden:

„Gemeinschaftsgärten sind gemeinschaftlich und durch freiwilliges Engagement geschaffene und betriebene Gärten, Grünanlagen und Parks mit Ausrichtung auf eine allgemeine Öffentlichkeit“ (Rosol 2006, 7).¹⁶

Öffentlichkeit gestaltet sich dabei als zeitweilige Öffnung der Gärten für alle Interessierten. Im Gegensatz zu städtisch betriebenen und gepflegten Grünanlagen und Parks entstehen urbane

¹⁶ Gemeinschaft sei dabei nicht als Gegenbegriff zur Gesellschaft zu verstehen, sondern als Verweis auf das Gartenkollektiv (vgl. Rosol 2006).

Gemeinschaftsgärten in den meisten Fällen durch zivilgesellschaftliches Engagement und müssen durch dieses auch aufrechterhalten werden.¹⁷

„The gardens are urban open spaces created by users according to their own needs and ideas, aesthetically and functionally different from traditional parks. Residents are not only the decision-makers of how to use an empty lot, but also responsible for the creation and maintenance of the open green space" (Rosol 2011, 240).

Der Terminus Gemeinschaftsgarten ist dabei angelehnt an die amerikanische Bezeichnung ‚Community Garden‘. Diese legen neben der gemeinschaftlichen Ausrichtung auch einen Fokus auf die direkte Nachbarschaft (vgl. Rosol 2006). Rosol unterscheidet hingegen drei Typen von Gemeinschaftsgärten:

"‚Nachbarschaftsgärten‘ (welche sich an die unmittelbare Umgebung richten), ‚Thematische Gärten‘ (bei denen ein Thema bzw. eine spezifische Zielgruppe im Mittelpunkt steht) sowie ‚Thematische Nachbarschaftsgärten‘ (welche sowohl ein Thema fokussieren als auch die unmittelbare Nachbarschaft)" (Rosol 2006, ii).

Unmittelbar auf die Nachbarschaft ausgerichtet sind beispielsweise die sogenannten Kiez- und Quartiergärten, die von AnwohnerInnen aus der direkten Umgebung initiiert und betrieben werden. Thematische Gärten fokussieren hingegen einen Themenkomplex und versuchen diesen im Rahmen der gärtnerischen Tätigkeit zu reflektieren und in vielen Fällen einen praktisch orientierten Ansatz des alltäglichen Umgangs zu finden. Das bekannteste Beispiel für diese Gartenform sind die in den 1960er Jahren entstandenen Interkulturellen Gärten, die Integration und interkulturellen Austausch fördern.¹⁸ Aber auch sogenannte Frauengärten, Kinderbauernhöfe, Demonstrationsgärten, Generationengärten, Permakulturprojekte und Studierendengärten fallen in diese Kategorie (vgl. Müller 2012).

„Alle haben gemeinsam, dass der städtische Gemüsegarten als Transmitter, Medium und Plattform für so unterschiedliche Themen wie Stadtökologie, Nachbarschaftsgestaltung, lokaler Wissenstransfer oder interkulturelle Verständigung fungiert“ (Müller 2012, 32).

Diese Typologie kann je nach Gartenprojekt um weitere Informationen ergänzt werden, denn sowohl räumliche, als auch flächenspezifische Charakteristika, Organisations- und Finanzierungsformen

¹⁷ An dieser Stelle muss darauf verwiesen werden, dass über die Entdeckung des Themas von der Stadtpolitik urbane Gartenprojekte zunehmend mehr auch durch staatliche Institutionen initiiert werden. Gerade international lässt sich hier ein Trend beobachten.

¹⁸ „In Interkulturellen Gärten bauen Menschen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte auf eigenen Parzellen Obst und Gemüse an, tauschen Saatgut und Zubereitungsformen aus und kochen im selbstgebaute Lehmofen“ (Müller 2012, 32).

können divergieren (vgl. Rosol 2006). So finden sich Projekte, die in der Innenstadt oder aber am Stadtrand zu verorten sind. Die genutzte Fläche kann unterschiedlich groß ausfallen und sie kann je nach Eigentumsverhältnis nur für eine Zwischennutzung beziehungsweise im Rahmen zeitlich befristeter Nutzungsverträge bereitstehen. Dieser Sachverhalt verweist bereits auf potentiell bestehende rechtliche Divergenzen zwischen den Gartenprojekten: Sind sie städtebaulich genehmigt oder handelt es sich um eine illegal besetzte Fläche? Gerade aus dieser Unsicherheit der Zwischennutzung - die mehr Regel als Ausnahme ist - hat sich die besondere Form des mobilen Gartens entwickelt: Gepflanzt wird in Hochbeeten bestehend aus Kisten, Reissäcken oder Paletten, die mit Rollen versehen sind und jederzeit an einen anderen Ort umgesiedelt werden können (vgl. Werner 2012). Die Temporalität der Gärten ist jedoch auch noch in anderer Hinsicht relevant. So betont Jan Scheve (2014) in seiner wissenschaftlichen Studie, dass gerade die zeitliche Begrenztheit den Projektcharakter konstituiert, der wiederum die Erprobung alternativer Wirtschafts- und Gesellschaftsmodelle sowie die Nutzung des Gemeinschaftsgartens als Projektionsfläche für Bedeutungszuschreibungen im besonderen Maße ermögliche.

Unterschiede lassen sich jedoch auch im Bereich der Finanzierung feststellen. Auf der einen Seite gibt es Projekte, die mit öffentlichen Fördergeldern finanziert werden. Auf der anderen Seite entstehen und erhalten sich Gartenprojekte auf der Grundlage von Spenden, Vereinsgeldern, Sponsoring und dem Verkauf selbstproduzierten Gemüses. Die Organisationsformen fallen dementsprechend verschiedenartig aus: Von projektbezogenen Vereinen bis hin zu locker verbundenen Gartennetzwerken.¹⁹ Intern lassen sich wiederum basisdemokratische versus hierarchisch organisierte Projekte sowie die Nutzung von Gemeinschaftsbeeten versus eine Parzellierung von Beeten unterscheiden. Vielfach existiert auch in parzellierten Gemeinschaftsgärten eine gemeinsame Anbaufläche, die allen Interessierten zur Verfügung steht (vgl. Werner 2012, 62). Die strukturellen Gegebenheiten in den Gartenprojekten führen automatisch zu Konflikten, die unter den Partizipierenden ausgehandelt werden. Differenzen sind in diesem Zusammenhang jedoch nicht negativ konnotiert, sondern werden innerhalb des Kollektivs bewusst thematisiert und diskutiert (vgl. Werner 2012). Generell kann für die Organisation der Gärten festgehalten werden, dass sich diese vielfach an selbstdefinierten Leitbildern orientieren und diese mal mehr und mal weniger verfestigte Strukturen hervorbringen, die insbesondere damit korrelieren, ob die ProjektteilnehmerInnen ihren Verbund als lose oder langfristig angelegt verstehen (vgl. Werner 2012).

Im Gegensatz zu dieser verstetigten Form des städtischen Gärtnerns steht das punktuell ansetzende Guerilla Gardening. Die Herkunft des Begriffes „Guerilla Gardening“ lässt sich mutmaßlich auf die Gruppe „Green Guerillas“, die in den 1970er Jahren ohne Genehmigung

¹⁹ Interessant in diesem Zusammenhang ist das Aufkommen einer weiteren Organisationsform, da immer mehr urbane Gemeinschaftsgärten in Form einer gGmbH konstituiert werden.

öffentliche Flächen in New York begrünzte, zurückführen (vgl. Scheve 2014; Huhn 2013). Obwohl das Phänomen somit seit längerer Zeit existiert, ist der Terminus in der Forschungsliteratur nicht einheitlich definiert. Folgt man jedoch Patrick Huhn (2013), so kann Guerilla Gardening wie folgt charakterisiert werden:

„Guerilla Gardening ist das selbstbestimmte, genehmigte und nicht-genehmigte Kultivieren von nicht privat-eigenen Flächen im öffentlichen Raum, die offiziell nicht anders genutzt werden“ (Huhn 2013, 161).

Die etwas sperrig erscheinende Beschreibung „nicht privat-eigen“ verweist dabei auf die Begrünung von Flächen, die nicht Privateigentum der GärtnerInnen sind. Dabei werde die Überschreitung von Eigentums- und Gesetzesgrenzen von den AkteurInnen bewusst inszeniert, um auf Missstände in der öffentlichen Grünflächenverwaltung und städtischer Eigentumsverhältnisse hinzuweisen (vgl. Huhn 2013). Auf diese Weise wird der politische Charakter dieser gärtnerischen Praxis deutlich (vgl. Müller 2011).

„Durch die bewusst erzeugte ästhetische Reibung von Blumenbeet (aber auch anderen Pflanzenbeeten) und zum Beispiel dem umgebenden Beton wird die Kälte und Härte der Stadtplanung der Gegenwart überaus wirkungsvoll kommentiert. Der Anblick irritiert die Erwartung und verschiebt den Fokus“ (Werner 2012, 66).

Die in einer scheinbar naturfeindlichen Umgebung eingesäten Blumen und Pflanzen sollen jedoch auch Sinnbild potentieller Grenzüberschreitungen und der Unterwanderung von Macht- und Eigentumsverhältnissen sein, indem sie urbane Strukturen scheinbar stören und durchbrechen (vgl. Werner 2012). Auf diese Weise versuchen die AkteurInnen des Guerilla Gardenings ihren Praktiken eine subversive Wirkung zu verleihen. Das Phänomen weist insgesamt direkte Parallelen zum Gemeinschaftsgarten auf und wird vielfach als Vorläufer verstetigter Gartenprojekte angesehen (vgl. Müller 2011; Huhn 2013).

In zahlreichen sowohl wissenschaftlichen als auch politisch-konnotierten Studien wird daher darauf verwiesen, dass das Phänomen des urbanen Gemeinschaftsgartens nicht gleichgesetzt werden kann mit Schrebergärten oder Kleingartenkolonien. Die urbanen Gärten folgen – wie ihr Name bereits nahelegt – einer anderen Logik: Sie brauchen das städtische Umfeld, das ihnen als Basis für ihren politischen Aktivismus dient (vgl. Kropp 2012). Gemeinschaftsgärten sollen keine Orte außerhalb der Stadt sein, sondern in ihnen werden die Grenzziehungen zwischen Stadt und Natur potentiell neu verhandelt (vgl. Müller 2015). An dieser Stelle sei betont, dass es natürlich auch motivationale Faktoren für das städtische Gärtnern gibt, die keineswegs als politisch ausgewiesen werden können (vgl. Rosol 2006). Allerdings impliziert der Garten das ‚Sowohl-als-auch‘, das

Nebeneinander von Heterogenitäten und die aktive Auseinandersetzung mit diesen (vgl. Kropp 2006; Nettle 2014). In diesem Zusammenhang ist auch die Konstatierung von Claire Nettle (2014) interessant, da diese darauf hinweist, dass die heutigen urbanen Gemeinschaftsgärten nicht als eine Fortsetzung früherer Formen städtischer Gärten wie beispielsweise der Armengärten oder Kriegsgärten anzusehen sind. Ihre Entstehung ist auf ein wachsendes ökologisches Bewusstsein, das sich seit den 1970er Jahren entwickelt, zurückzuführen und ist damit eher als Teil der Umweltbewegung zu verstehen.

In den anschließenden Teilkapiteln wird die Spezifität des Phänomens genauer dargelegt. Obwohl Gemeinschaftsgärten unterschiedliche Erscheinungsformen aufweisen und das Phänomen von einer Vielfältigkeit charakterisiert wird, können zentrale Themenkomplexe, die in der Literatur zu dem Thema wiederkehrend thematisiert werden, identifiziert werden. Diese sollen im Folgenden dargestellt werden und dazu beitragen, die Vorstellung von Gemeinschaftsgärten zu schärfen und einen Blick dafür zu erhalten, wieso das Phänomen als neuartig und mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit in enger Verbindung stehend verstanden werden kann

2.2 Urbanes Gärtnern als subversive Praxis

2.2.1 Praktiken der Raumaneignung

Das Anlegen und Pflegen von Nutzgärten im städtischen Raum erzählt „[...] von der ortsspezifischen Suche nach neuen sozialräumlichen Kontexten und eben konkreten Orten, um sich auszutauschen, zu erproben und abseits der vorgegebenen Routinen Orte zum Experimentieren sowie zum Gestalten aufzufinden“ (Lange 2013, 191).

In zahlreichen Beiträgen wird das Interesse am öffentlichen Raum und die Forderung nach gesellschaftlicher Teilhabe als besonderes Merkmal der Urban Gardening AktivistInnen herausgestellt (vgl. Müller 2014; Scheve 2014; Lange 2013; Kropp 2012; Rosol 2006). So sei ihnen nicht nur daran gelegen, die ökonomischen Verwertungslogiken, die den öffentlichen Raum zu einem Gegenstand kapitalistischer Spekulationen werden lassen, durch subversive Praktiken anzuprangern und aktiv zu durchbrechen (vgl. Lange 2013). Sondern es gehe ihnen auch darum, Urbanität neu zu verhandeln und einen Urbanitätsbegriff zu generieren, „[...] der weniger am Gebauten ausgerichtet ist und mehr an dem, was Menschen in Räumen bewegen“ (Brückner 2012, 190). Der urbane

Gemeinschaftsgarten dient dabei als eine Art künstlerische Intervention im städtischen Raum, die auf scheinbar spielerische Art und Weise umgesetzt wird:

"Während der öffentliche Blick gegen den Appeal einer konventionellen Demonstration mehrheitlich immun geworden ist (zumindest wenn es sich um kleine Demonstrationen handelt - da ist dann schon Masse gefragt, um zu beeindrucken), wirken diese kleinen Aktionen [wie das Anlegen eines Gemeinschaftsgartens auf brach liegender Stadtfläche] ausgesprochen erfrischend. Sie zielen darauf ab, mit wenig Einsatz viel Effizienz zu erzeugen und spielen mit den Strukturen der Mediengesellschaft, die einerseits bedient und andererseits unterlaufen werden (soll). [...] Man greift ein, hinterlässt Spuren, gestaltet seinen Raum, so wie man es will und kann und signiert mit den eigenen körperbetonten Aktionen seine Stadt. Politik soll eben auch Spaß machen [...]" (Baier et al. 2011, 81).

Von VertreterInnen der Bewegung selbst wird der Umzug des Gemeinschaftsgarten Rosa Rose im Jahr 2009 als ein besonders prägnantes Beispiel für derartige Inszenierungen hervorgehoben. Der Gemeinschaftsgarten war auf einem besetzten Grundstück in dem Berliner Stadtteil Friedrichshain erbaut und wurde aufgrund eines Wohnungsbaus geräumt:

„Die GärtnerInnen und eine Reihe von befreundeten Akteuren aus der Berliner Gartenszene wurden aufgerufen, sich an dem ungeliebten Abtransport der Pflanzen zu beteiligen. Die ausgegrabenen Pflanzen wurden dann allesamt auf Fahrrädern (zum Teil farbige, selbst gebaute Lastenfahrrädern) quer durch die Stadt gefahren. Der Exodus kam als öffentliches Spektakel zur Aufführung. Langsam und relativ leise bewegte sich die mit Pflanzen beladene Fahrradkarawane durch die Straßen und gab dabei das Bild eines nie dagewesenen Hybridwesens ab, das auf den ersten Blick schwer zu lesen war. Das Kompositum aus Fahrrädern, Menschen und Pflanzen war visuell weit mehr als die Summe seiner Teile. Es bot ein Vexierband, es gab Rätsel auf, es bleibt beim Publikum unvergessen. [...] Der Gartenexodus war eine ästhetische Intervention mit großer Wirkmächtigkeit und ist Teil der kollektiven Erinnerung der Berliner Gartenszene “ (Werner 2012, 65).



Quelle: <http://anstiftung.de/do-it-yourself-lexikon/105-diy-lexikon/1162-gartenumzug> (zuletzt geöffnet: 04.12.2015)

Urbane Gemeinschaftsgärten können aus dieser Perspektive zu einer Neuverhandlung von städtischem Raum und der Vorstellung von Urbanität beitragen und die AkteurInnen scheinen performative Akte zur Inszenierung ihrer kritischen Haltung gegenüber neoliberaler Stadtpolitiken bewusst zu nutzen (vgl. Werner 2012). Die Gemeinschaftsgärten schaffen in diesem Zusammenhang eine scheinbare Verbindung des dualistischen Paares Stadt – Natur und „[...] verleihen gegensätzlichen Weltbildern als Vorstellung von der guten und richtigen »Komposition« des Zusammenlebens einen spannungsreichen Ausdruck“ (Kropp 2012, 76).²⁰

In erneuter Gegenüberstellung der urbanen Gemeinschaftsgärten zu Kleingartenkolonien wird diese Aushandlung für einige AutorInnen besonders sichtbar. Zeichnet sich der Schreber- bzw. Kleingarten noch durch Maximen der Industriemoderne aus, die ein beständiges Entweder-oder, strenge Regeln sowie ein utilitaristisches Naturverständnis implizieren, so ist gerade der Gemeinschaftsgarten durch ein Sowohl-als-auch²¹ charakterisiert und strebt den produktiven Umgang mit Heterogenitäten und Differenzierungsprozessen an (vgl. Nettle 2014; Kropp 2012).

²⁰ Cordula Kropp orientiert sich an dieser Stelle an dem Begriff der Komposition, wie er von Bruno Latour (2010) gebraucht wird. Latour erläutert, dass „compositionism takes up the task for searching for universality but without believing that this universality is already there, waiting to be unveiled and discovered. It is thus as far from relativism [...] as it is from universalism [...]. From universalism it takes up the task of building a common world: from relativism, the certainty that this common world has to be built from utterly heterogeneous parts that will never make a whole, but at best a fragile, revisable, and diverse composite material“ (Latour 2010, 474).

²¹ Der Ausdruck „Sowohl-als-auch“ leitet sich aus dem Konzept der reflexiven Modernisierung ab. Der Übergang von der sogenannten ersten Moderne hin zur reflexiven Moderne zeichnet sich durch Umbruchprozesse aus, durch die die „institutionalisierten Unterscheidungen, Standardisierungen, Normen und Rollensysteme [...] nicht mehr aufrecht zu erhalten [sind]; sie beschreiben immer weniger die Normalität [...]“ (Beck et al. 2004, 16). Vielmehr zeichne sich dieser Zustand, der alle gesellschaftlichen Teilbereiche durch Interdependenzen untereinander betrifft, durch einen Pluralismus aus, welcher dem „Prinzip des „Sowohl-als-Auch“ (Beck et al. 2004, 32) folgt und daher Ambivalenzen produziert.

Urban Gardening kann in diesem Zusammenhang als Place-Making beschrieben werden und „[a]ls kreative Form lokaler Selbststeuerung zielt dieses im Rahmen von zivilgesellschaftlichem Engagement und der ortsbezogenen (Wieder-) Einbindung lokaler Akteure darauf, endogene Potenziale für die Nutzung kollektiver Raum(güter) und räumlicher Identitäten zu generieren [...]“ (Kropp 2012, 84).

In eine ähnliche Richtung argumentiert Jan Scheve in seiner wissenschaftlichen Studie „Ort, Raum und Vergemeinschaftung in einem urbanen Gartenprojekt auf dem Tempelhofer Feld in Berlin“ (2014), wenn er den Gemeinschaftsgarten in Anlehnung an Doreen Massey (2005) mit dem Terminus der *Throwntogetherness* als Ort der Aushandlung charakterisiert. Orte werden dabei als offen und im ständigen Werden begriffen, so dass Aushandlungsprozesse und an den jeweiligen Ort gebundene, habitualisierte Praktiken impliziert werden, die diesen ganz praktisch und in Abhängigkeit zu den sozialen Beziehungen konstituieren (vgl. Scheve 2014).²²

„Konkrete Orte wie der Gemeinschaftsgarten können nach diesem Verständnis (i) als Ereignis bzw. Produkt einer Vielzahl sozialer und materieller Prozesse verschiedenster geschichtlicher und räumlicher Herkunft und Reichweite verstanden werden, und zeichnen sich (ii) durch die Überschneidung und Ansammlung bisher unverbundener Prozesse und Entwicklungslinien aus (ebenso wie durch nicht zustande gekommene Verbindungen), die (iii) in ihrer Entwicklung offen sind und durch Aushandlungsprozesse neu entstehen“ (Scheve 2014, 16).

Der Gemeinschaftsgarten wird aus dieser Perspektive performativ als konkreter Ort hergestellt. Öffentlichkeit - ein Charakteristikum, das vielfach als zentral herausgestellt wird - muss aus dieser Perspektive auch als eine sozial ausgehandelte Eigenschaft des Gemeinschaftsgartens verstanden werden. Da Öffentlichkeit nicht einfach gegeben ist, sondern im hohen Maße durch gesellschaftliche Kategorisierungen wie beispielsweise Klasse, Gender und Race begrenzt wird, kann die Aushandlung des öffentlichen Zugangs auch eine Aushandlung gesellschaftlicher Differenzen implizieren (vgl. Scheve 2014). Darüber hinaus wird die Unterscheidung von Öffentlichkeit und Privatheit in Frage gestellt, „[...] denn der Garten als öffentlicher Raum ermöglicht die Auflösung der Grenzen öffentlicher und privater Sphären, in dem sich Gärtner mit ihren Freunden vor Ort öffentlich treffen, und doch einen abgeschlossenen privaten Gesprächskreis bilden können, oder Gärtner den Garten alleine und privat zur Entspannung nutzen können, obwohl die Öffentlichkeit zuschaut“ (Scheve 2014, 21). Auf dieser Weise werden sogenannte „Nicht-Orte“ (Wißmann 2014, 1) zu Orten, an denen

²² Doreen Massey und Nigel Thrift (2003) verstehen Orte als „gatherings of habitual practices that are necessarily attached to particular locations“ (Massey & Thrift 2003, 295). Dies impliziert, dass keine abschließende Definition von Orten vorgenommen werden kann, denn „places are constantly adding qualities that give them new potentials for action, thus making them into new ‘wheres’ and ‘a-where-nesses’“ (Massey & Thrift 2003, 295).

soziales Zusammenleben stattfindet und an denen Menschen miteinander in Kontakt treten (vgl. Wißmann 2014).

In dem Kontext der raumaneignenden Praktiken urbaner GärtnerInnen kann eine weitere wissenschaftliche Studie, die sich maßgeblich mit der Praxis des Guerilla Gardening auseinandersetzt, angeführt werden. In ihrem Aufsatz „Critical urban gardening as a post-environmental practice“ konstatiert Chiara Certomá (2011), dass das Gärtnern in der Stadt und die Aneignung von Grünflächen als politische Praxis und Widerstand gegen die in der städtischen Grünflächenverwaltung inhärente Form der Biopolitik²³ anzusehen ist und auf diese Weise zu einer Re-Politisierung von Umweltschutzdebatten führt:

„For instance, critical urban gardening practice may oppose the mainstream of environmental politics; it implies the use of biological material as a form of political expression, and activates material-semiotic networks existing in the urban environment“ (Certomá 2011, 977).

Gerade der Aspekt einer potentiellen Re-Politisierung der Umweltschutzdebatte steht für sie im Fokus, da sie in der Normalisierung der Forderung, die Zahl der Grünflächen in der Stadt zu erhöhen und diese städtisch zu verwalten und zu pflegen, eine De-Politisierung des Themenkomplexes identifiziert, die die Konstituierung einer indirekten Form der Biopolitik über die Grünflächenverwaltung erst ermöglicht hat.

„The management of urban green space can be regarded as an indirect form of biopolitics because it is intended to show tangible signs of the political power. The materialisation takes place in many ways“ (Certomá 2011, 979).

Dieser Entwicklung kann laut Certomá insbesondere durch sozio-politische Praktiken wie dem Guerilla Gardening Widerstand geleistet werden, da es eine neue Form der Repräsentation urbaner Umweltschutzbelange in der politischen Arena auszumachen vermag, indem das biologische Material und vorhandene Orte der Stadt zum Ausdruck politischer Forderungen gemacht werden.

„[...] it cannot be denied that Guerilla Gardening brings an innovative character to the practice of joining urban planning with environmental politics. It raises some classic green theory issues and reinterprets them in a post-modern approach“ (Certomá 2011, 984).

²³ "Biopolitics means political control over life in its basic form. This process does not have an end in itself; rather it prefigures the dominance over the social structure. It represents the outcome of a tight link between science and political power – science objectifies "bare" life and allows political power over the social body" (Certomá 2011, 979).

In diesem Zusammenhang verweist Certomá auf den Sachverhalt, dass beispielsweise Aspekte des „green anarchism“ (Certomá 2011, 984) aufgegriffen werden, aber im Sinne des Guerillas Gardenings reinterpreted werden, da sich die GärtnerInnen als ‚Eco-KriegerInnen‘ im städtischen Raum präsentieren. Somit wird die politische Diskussion um Grünflächen und deren Verwaltung zu einem ‚Krieg in der Stadt‘ erklärt wie bereits durch den Begriff Guerilla angedeutet wird. Aber auch andere klassische Fragen der Umweltschutzbewegung werden aufgegriffen und umgedeutet:

„[...]the stress on biodiversity and organic choices, in the tradition of green consumerism; the life-affirming approach, as in the eco-centric ethic; the opposition to agribusiness and the support of traditional knowledge systems, in the tradition of neo-global movement; the place attachment as in the bioregionalist tradition; the focus on care, in the eco-feminist tradition; and the focus on responsibility as in the environmental ethic“ (Certomá 2011, 984).

Die Aneignung des städtischen Raumes wird aus dieser Perspektive als widerständige, politische Praxis beschrieben werden, die einer Normalisierung und damit einhergehenden De-Politisierung der Umweltschutzdebatte und einer indirekten, nicht auf den ersten Blick sichtbaren Form der Biopolitik entgegen wirken kann.

Einige der hier angesprochenen Aspekte werden in dem Kapitel zu dem Verhältnis urbaner Gemeinschaftsgärten und der Stadtplanung (3.4) erneut aufgegriffen und aus einer etwas anderen Perspektive beleuchtet, so dass deutlich wird, dass die hier konstatierte Aneignung des städtischen Raumes an ihre Grenzen stößt. Auch das Kapitel zur Kritik an Urban Gardening (3.5) wird diese Grenzen und das Problem nicht intendierter Gentrifizierungsprozesse zur Sprache bringen.

2.2.2 Gesellschaftliche und soziale Aspekte von Urban Gardening

Bereits in der Beschreibung des Phänomens (3.1) wurde darauf hingewiesen, dass zwischen dem Status Quo der Gegenwartsgesellschaft und der Entstehung urbaner Gemeinschaftsgärten ein Zusammenhang besteht und dass Praktiken des urbanen Gärtnerns zahlreiche politische, ökologische, ökonomische und soziale Themen problematisieren und kritisch diskutieren. In diesem Zusammenhang verweist Reuterberg auf eine potentielle gesellschaftliche Funktion der Gärten:

„Wenn man einmal die vordergründigen Moden [städtischen Gärtnerns] beiseiteschiebt, zeigt sich dahinter doch ein Wandel im Grundsätzlichen. So wie die Gärten schon immer lebendige Sinnbilder waren und in ihnen nicht nur Blumen und Büsche wurzelten, sondern auch die Ideale einer Epoche, so ist es jetzt auch: Im Garten vermag sich eine Gesellschaft selbst zu erkennen, ihre Zwänge und ihre Sehnsüchte“ (Reuterberg 2012, 4).

Ein kurzer Blick auf die Geschichte städtischer Nutzgärten lässt das Phänomen des Urban Gardening aus einer weiteren Perspektive interessant erscheinen. Im Rahmen des sogenannten Wirtschaftswunders in den 1950er Jahren verschwand der Gemüseanbau aus den Städten. Selbermachen und Gemüse anbauen wurde als rückständige Lebensform deklariert, die mit Armut gleichgesetzt wurde (vgl. Müller 2014; Baier 2012a; Baier et al. 2011). Christa Müller (2014) und Andrea Baier (2012b) meinen daher in der Entstehung urbaner Gärten in den letzten zwei Jahrzehnten eine Rückläufigkeit dieser Sichtweise und die Entwicklung eines Lebens- und Identitätskonzeptes zu erkennen, das sich an postmateriellen Werten orientiert und unter den urbanen GärtnerInnen zu einem neuen Idealbild deklariert wird (vgl. Müller 2014; Baier 2012b). Dieser Trend kann auf unterschiedliche Art und Weise interpretiert werden:

„Neue Kulturformen unterschiedlichster Art können sowohl als Ergebnisse wie auch als Treiber sozialen Wandels gelesen werden: Sie sind Ausdruck von Veränderung und geben Wünschen und Sehnsüchten ein Gesicht. Aber wie genau entstehen sie und woher kommt eigentlich der Wunsch nach urbanen Gärten?“ (Borgstedt 2012, 118).

Als zentrale Ursache für die Entstehung urbaner Gemeinschaftsgärten wird von zahlreichen AutorInnen der Wunsch nach Selbstermächtigung gegenüber der Fremdbestimmung globaler, kapitalistischer Produktionsformen herausgestellt, der sich darin ausdrückt, dass Dinge – in diesem Fall die Aneignung des städtischen Raumes für den Aufbau eines Nutzgartens und zur eigenständigen Nahrungsmittelproduktion – wieder selbst gemacht werden (vgl. Baier 2012a; 2012b).²⁴ In Verbindung damit steht eine kritische Haltung gegenüber der Kommerzialisierung und dem Konsum von Massenware, dessen oftmals international verlaufende Wertschöpfungsketten für die KonsumentInnen zum Teil gar nicht mehr oder nur mit erheblichem Aufwand nachvollziehbar sind.²⁵ Der urbane Gemeinschaftsgarten als ein konkret erfahrbarer Ort der praktischen Auseinandersetzung mit der Warenkultur stellt in diesem Zusammenhang Möglichkeiten bereit, sich selbst zu verorten

²⁴ Die Suche nach Selbstermächtigung gehe mit der Kritik an einer umgreifenden Ökonomisierung potentiell aller Lebensbereiche und Sozialbeziehungen einher (vgl. Baier et al. 2011). Im Garten sei dies unvermeidlich, da man „[b]eim Säen und Ernten [...] irgendwann zwangsläufig auf Fragen wie: Wem gehört das Land und wer erntet seine Früchte?“ (Baier & Bisecker 2010, 152) stößt.

²⁵ „Die allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sind nicht unbedingt dazu angetan, nachhaltigen Konsum zu befördern. Unter solchen Bedingungen die Verantwortung allein den KonsumentInnen zuzuschieben, macht wenig Sinn. Natur- und sozialverträgliches Verhalten ist unter herrschenden Bedingungen aufwendig und anstrengend. Für nachhaltigen Konsum braucht es neben entsprechenden politischen Rahmenbedingungen, Einsicht und guten Vorsätzen auch finanzielle Ressourcen, Zeitressourcen und soziale Netze. Ist all das nicht vorhanden, bleibt weder Zeit noch Raum fürs Umweltthema. Hinzu kommt: Man sieht den meisten Produkten nicht an, ob sie nachhaltig sind oder nicht; es in Erfahrung zu bringen, erfordert wiederum eine Menge Engagement, Zeit, Findigkeit, wenn es nicht um Verzicht, sondern umweltbewusste Auswahl gehen soll“ (Baier et al. 2011, 157).

und von Praktiken des Massenkonsums abzugrenzen, indem durch eine spezifische Warenästhetik eine Differenz aktiv inszeniert wird:

"Die individuelle Aneignung der Bilder und Zeichen der Warenkultur(en) ist ein widersprüchliches Geschehen und führt neben der Fortschreibung dieser Ordnungen durch ihren Nachvollzug zu Verschiebungen und Durchbrechungen, wodurch neuer Sinn, mitunter auch »subversiver«, entsteht [...]" (Baier et al. 2011, 265).²⁶

Indem nachhaltiger Konsum und die selbstständige Produktion als ein hedonistischer Prozess dargestellt werden, würden Selbermachen und Eigenarbeit einen Imagewandel erfahren (vgl. Baier 2012b).²⁷ Auf diese Weise werden vormals allgemeingültig erscheinende Kalküle des Entwicklungs- und Fortschrittsdenkens in Frage gestellt und die zunehmende Ökonomisierung einer Kritik unterzogen (vgl. Baier et al. 2011; Baier 2012b).

Der Wunsch nach Selbstermächtigung und Autonomie ist nach Ansicht mancher AutorInnen darüber hinaus mit der Suche nach einer neuen Form von Individualität verbunden, die jedoch nicht ein Herausfallen des Individuums aus seiner gesellschaftlichen Einbettung impliziert, sondern vielmehr mit einer Integration in kollektive Strukturen – in diesem Fall das Gartenkollektiv - einhergeht und auf diese Weise zur Selbstverortung führt, die nicht nur autonom verhandelt wird, sondern auch als eine Reaktion der Subjekte auf eine pluralistische Umwelt gewertet wird (vgl. Baier et al. 2011; Müller 2004, 2011, Baier 2012a; Lange 2013).

Diese neue Form der Individualität ist gleichzeitig in einen stetigen Prozess der Identitätskonstruktion eingeschrieben, die als „reflexive Daueraufgabe“ (Baier et al. 2011, 269) moderner Individuen dargestellt wird. Die AkteurInnen scheinen sich auf der stetigen Suche nach Verbindlichkeiten zu befinden, denn „[...] werden sie innerhalb der systemischen Strukturen rar, sucht man sie im eigenen Umfeld“ (Borgstedt 2012, 122) - und in diesem Fall im urbanen Gemeinschaftsgarten. Dieser Trend wird in der Literatur als Re-Grounding beschrieben.²⁸

„Grundsätzlich deuten viele Diagnosen darauf hin, dass die Sehnsucht nach Überschaubarkeit und dem Eingebettetsein in sinnhafte und sinnstiftende Zusammenhänge im Sicht- und Fühlbaren wie

²⁶ In diesem Zusammenhang muss darauf hingewiesen werden, dass nicht mehr nur die Warenästhetik entscheidender Faktor für die Konsumententscheidung ist, sondern dass im Zuge um die Diskussionen nach unternehmerischer Verantwortung auch die Warenethik einen immer wichtigeren Stellenwert einnimmt (vgl. Baier et al. 2011).

²⁷ Den Autorinnen ist es trotzdem daran gelegen, Eigenarbeit und unbezahlte Arbeitsformen nicht zu beschönigen. „Die unbezahlte Arbeit ist nicht automatisch das Reich der Freiheit, die Subsistenz existiert nicht unabhängig von der Marktökonomie, sie ist im Gegenteil vielfältig mit ihr verzahnt. Unter modernen Bedingungen ist die Subsistenz nur in ihrer modernen Form - und nicht in einer von der Moderne unangerührten - zu haben“ (Baier et al. 2011, 14).

²⁸ „Re-Grounding ist eine Strategie, sich in dauerhaft unsicheren Verhältnissen einzurichten.“ (Borgstedt 2012, 121).

auch im Transzendenten mit allen Generationen immer wieder neu aktualisiert und verknüpft wird“ (Müller 2004, 5).

So konstatiert Christa Müller (2015), dass gerade in der Gegenwartsgesellschaft, die sich durch Entgrenzungsdynamiken, Beschleunigung und hohe Komplexität globaler Interdependenzen auszeichne, urbane Gemeinschaftsgärten einen Raum für Resonanz- und Gemeinschaftserfahrungen bieten können, die den Partizipierenden nicht nur Stabilität, sondern anhand normativer Leitbilder auch handlungsleitende Orientierung biete.²⁹ Gärten werden in diesem Zusammenhang als „Räume jenseits des Zugriffs von außen [...]“ (Borgstedt 2012, 120) charakterisiert, die lokale Symbol- und Sinnzusammenhänge generieren, derer sich die AkteurInnen zur Relativierung und Abgrenzung zur globalisierten Kultur bedienen können (vgl. Baier et al. 2011). Die WissenschaftlerInnen Bethany Turner, Joanna Henryks und David Pearson (2011) gehen in ihrer Studie „Community Gardens. Sustainability, health and inclusion in the city“ so weit, die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten als eine Krisenreaktion zu charakterisieren:

„In times of fear and crisis, we see people turn to food gardening. This may not simply be about the functional outcomes of food production, but may be about creating and supporting people’s effort to establish a sense of connection and about grounding people in place and creating and supporting efforts to find a sense of purpose and belonging, not just to a community, but to land and nature as a personal and, sometimes rather intimate response to community, but to land and nature as a personal and, sometimes rather intimate response to bigger picture issues over which we as individuals might feel we have little control“ (Turner et al. 2011, 490).

Diese Lesart urbaner Gemeinschaftsgärten folgt somit der oben angeführten Interpretation, dass sie der Reflexion und Aushandlung moderner Individualität und Kollektivität sowie der Selbstverortung in einer scheinbar immer komplexer werdenden Welt dienen (vgl. Baier et al 2011). Darüber hinaus stellen die Gartenprojekte aufgrund eigener Zeit- und Wachstumsansprüche einen Gegenpol zu Beschleunigungstendenzen dar, denn „[d]ie Natur lässt sich nicht treiben, sie braucht Zeit, sie nimmt sich Zeit“ (Baier et al. 2011, 153).³⁰ Die Erfahrung zyklischer Zeitspannen der Agrarwirtschaft ist für viele Städter ein gänzlich neu:

²⁹ Christa Müller bezieht sich an dieser Stelle auf die Zeitdiagnose von Hartmut Rosa (2005) „Beschleunigung: Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne“ sowie auf die Theorie der reflexiven Modernisierung von Ulrich Beck (2004) und dem darin theoretisch zu verortenden Konzept der Entgrenzung von G. Günter Voß (1998) Ähnlich wie bei Cordula Kropp (2012) erscheint der Gemeinschaftsgarten als Aushandlungsraum des sozialen Miteinanders.

³⁰ „Es liegt auf der Hand, dass Zeitverdichtung und chronische Hetze des »Multitasking« während des Arbeitstages im Bewusstsein habituelle Spuren und einen Nachhall hinterlassen kann und man, wenn man denn nach Hause kommt, nicht einfach »umschalten« kann. Zumal durch die Dominanz der Ökonomie andere gesellschaftliche Sphären sich dieser anzuverwandeln suchen“ (Baier et al. 2011, 267).

„Die Zeitdimensionen sind faszinierend für hochgradig virtualisierte Individuen, für die alles gleichzeitig möglich und steuerbar scheint, nicht zuletzt, weil sie erkennen lassen, dass wir selbst in Lebenszyklen eingebunden sind und dass es klug sein kann, sich den Gegebenheiten gelegentlich einfach hinzugeben“ (Müller 2015, 96).³¹

In diesem Zusammenhang wird konstatiert, dass sich bei der Gartenarbeit die Möglichkeit ergibt, zur Ruhe zu kommen und eigenleiblichem Spüren nachzugehen, indem man „einfach nur »da« sein darf: ohne Leistungsdruck, ohne Zeitdruck, ohne Identitätsdruck, selbstvergessen und präsent und in seinem eigenen Rhythmus“ (Baier et al. 2011, 273).³² Diese Erfahrung gehe wiederum mit einer Sinnstiftung und der Einsicht in die eigene Handlungsfähigkeit einher.³³ Gerade der Einsatz des Körpers als Sinninstanz und als Instrument der aktiven Wahrnehmung hat das Potenzial, „ganz deutlich, quasi »am eigenen Leib« festzustellen, dass für einen selbst in einer Situation oder einem Umfeld etwas nicht stimmt“ (Baier et al. 2011, 272) und führt somit zu einer körperbetonten Form der Auseinandersetzung mit den Problemen der Gegenwartsgesellschaft. Diese Form der Konfrontation bietet gleichzeitig Möglichkeiten, „[...] neue Territorien jenseits derjenigen des diskursiven Körpers zu erschließen und zumindest teilweise eine veränderte Alltagspraxis daraus entstehen zu lassen.“ (Baier et al. 2011, 272). Eine Praxis, die nicht mehr auf der Kultivierung von Fitness und der Optimierung des eigenen Körpers zur Erhaltung der Arbeitskraft basiert, sondern die Selbstvergewisserung in den Fokus stellt (vgl. Baier et al. 2011). In engem Zusammenhang dazu steht auch die Beobachtung von Karin Werner (2012), dass über die Partizipation in den Gemeinschaftsgärten ein spezifischer Körperhabitus entstehe, der als ruhig und entspannt beschrieben werden könne.

Auf die körperlichen Aspekte der städtischen Gärtnerpraxis verweisen auch zwei wissenschaftliche Studien zu urbanen Gemeinschaftsgärten: Zum einen „Bodily learning for a climate changing world: registering differences through performative and collective research“ von Craig Manhood, Jenny Cameron und Jamie Promfrett (2011) und zum anderen „Embodied connections: sustainability, food systems and community gardens“ von Bethany Turner (2011). In beiden Studien liegt der Fokus auf der Relevanz körperlicher Erfahrungen im urbanen Garten sowie den daraus potentiell resultierenden Möglichkeiten, soziale Normen, die die Entwicklung eines nachhaltigen Lebensstils fördern, zu inkorporieren. Sowohl Manhood et al. als auch Turner verweisen darauf, dass

³¹ Klug insofern, als dass Multimedialität und immerwährende Ablenkung zu Aufmerksamkeitsdefiziten führen könne und Gegenwärtigkeit auf diese Weise zunehmend verloren gehe (vgl. Richard 2012).

³² Eigenleibliches Spüren wird von den Autorinnen in Anlehnung an die phänomenologische Arbeit von Gesa Lindemann (2011) verwendet, die auf die Bedeutung der Leiberfahrung bei der Verinnerlichung sozialer Ordnung hinweist.

³³ „Selbst zu gärtnern bedeutet etwas für das Leben, es fördert den Eigensinn und die Erkenntnis der eigenen Produktivität und Handlungsfähigkeit. Es schafft Anknüpfungspunkte für ein Denken und Handeln in regionalen Zusammenhängen und Kreisläufen gleichermaßen wie in solidarischen Märkten“ (Heisteringer 2012, 315).

die Bedeutung verkörperter Praktiken bei der Entwicklung nachhaltiger Lebensweisen nicht unterschätzt werden kann. Grundlegend ist dabei die Annahme, dass Menschen ihre Umwelt maßgeblich über den Körper wahrnehmen und ihre Einstellung zu dieser somit körperlich konstituiert wird. Auf diese Weise wenden sich die Autoren gegen eine Priorisierung von Denken und Wissen als Grundlage menschlicher Verhaltensweisen:

„Our understandings of how humans behave and interact with the world around have been based largely on the founding dualisms of western thought. The assumption of a mind-body split means that thought, particularly in the form of knowledge, has been prioritised as the basis for action“ (Manhood et al. 2011, 494).

Die Bereitstellung von Informationen und damit einhergehend eine Aufklärung der Menschen führe in den meisten Fällen nicht zu einer stetigen Verhaltensänderung, denn „[r]esearch is showing that not only is there a knowledge-action gap, but there is a value-action gap [...]“ (Manhood et al. 2011, 493). Im Gegensatz dazu offeriert die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten über sensuelle Aspekte des Gärtnerns und die Bewegung im Garten selbst Möglichkeiten körperlichen Lernens, welches gleichzeitig eine verkörperte Beziehung zu den Orten herzustellen vermag (vgl. Turner 2011).

„Community gardens may have a significant role in facilitating the development of embodied and embedded relationships to place, the food system and, consequently, in promoting sustainable urban living practices“ (Turner 2011, 513).

In diesem Zusammenhang ist auch die Konstatierung zahlreicher AutorInnen interessant, dass ein wichtiger Aspekt des Phänomens in der Erprobung alternativer Gemeinschaftsformen auszumachen ist, die sich im urbanen Gemeinschaftsgarten über die Wiederentdeckung der Gemeingüter (Commons) vollzieht und „[...] gemeinsame Nutzung statt privates Eigentum, lokale Lebensqualität statt ferngesteuerter Konsum, Miteinander statt Vereinzelung“ (Müller 2014, 269) als zentrale Maximen herausstellt. Die alltägliche Praxis in urbanen Gemeinschaftsgärten reflektiere diese Maximen:

„Es wird gemeinschaftlich etwas hergestellt oder erhalten (vorsorgen), die Beteiligten sind gleichberechtigt, arbeiten freiwillig zusammen (beitragen statt tauschen), besitzen das gemeinschaftliche Produkt gemeinsam (kooperieren, Gemeinschaftseigentum), produzieren für die direkte Nutzung statt für den Markt und tun dies aus Interesse und Leidenschaft (Orientierung am guten Leben statt an Gewinnmaximierung respektive Wachstum)“ (Baier & Biesecker 2010, 56).³⁴

³⁴ An dieser Stelle muss angemerkt werden, dass eine Definition des »guten Lebens« ausbleibt.

Jan Scheve (2014) macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass der stetig wiederkehrende Verweis, Gemeinschaft und Gemeingüter (Commons) würden innerhalb des Gemeinschaftsgartens wiederentdeckt, das Bild eines zuvor geschehenen Verlustes evoziert. Dieser würde als Resultat kapitalistischer Wirtschaftsformen dargestellt. Das Problem liegt für ihn darin, dass Gemeinschaft in Anlehnung an Roland Hitzler (1998) als machtvolle Imagination angesehen werden müsse, die mit Bedeutungszuschreibungen aufgeladen sei, die der Realität jedoch nicht unbedingt entsprechen müssen. Hinzu kommt, dass der Begriff Machtasymmetrien verdeckt, indem er „[...] Authentizität, geteilte Werte und Geschichte, gemeinsame Absichten und Ziele suggeriert. [...] Gemeinschaft als Konzept birgt [somit] die Gefahr, Anderssein (alterity) zu nivellieren oder unter sich zu begraben [...]“ (Scheve 2014, 24). Im Rahmen seiner wissenschaftlichen Studie zum Gemeinschaftsgarten auf dem Tempelhofer Feld zeigt er, dass die Gartengruppe keineswegs homogene Ziele verfolgt und dass Diebstahl ein weit verbreitetes Problem ist. Daraus geht hervor, dass eine Abkehr von Privateigentum und Hinwendung zum Allgemeingut nicht unhinterfragt angenommen werden können.

Eine ähnlich kritische Auseinandersetzung mit den positiven Bedeutungszuschreibungen vieler AutorInnen zu urbanen Gemeinschaftsgärten legen wissenschaftliche Studien zur Netzworkebildung und zum sozialen Kapital nahe. So untersuchen Chris Firth, Damian Maye und David Pearson (2011) in ihrer Studie „Developing “community“ in community gardens“ das Potential der Gemeinschafts- bzw. Netzworkebildung und dessen Charakteristika innerhalb einer Fallstudie in zwei urbanen Gemeinschaftsgärten in Nottingham / England. Auf Grundlage ihrer empirischen Daten kommen sie zu dem Schluss, dass Gemeinschaftsgärten zwar generell zu der Entstehung eines sozialen Netzwerkes innerhalb des Gartens führen und dass dieses durch die Konstituierung nachbarschaftlicher Strukturen sowie durch die Interaktion mit städtischen Institutionen die Grenzen des Gartens überschreiten könne und auf diese Weise zu der Generierung sozialen Kapitals beitrage. Allerdings weisen sie auch darauf hin, dass nicht alle AkteurInnen innerhalb des Gartens gleichermaßen von diesen Prozessen profitieren können, da die Möglichkeiten, neue Sozialbeziehungen zu entwickeln, sehr unterschiedlich ausfallen und vielfach von der sozialen Position einer Person abhängig sind. In diesem Zusammenhang unterscheiden sie zwei Typen von urbanen Gemeinschaftsgärten: place-based und interest-based (vgl. Firth et al. 2011). Wohingegen place-based – also auf den Ort bezogene – Gemeinschaftsgärten ein hohes Potential aufweisen, nachbarschaftliche Strukturen und die Bildung sozialer Netzwerke voranzutreiben, da sie vielfach von der direkten Nachbarschaft initiiert sind und auf die Bedürfnisse der ansässigen Bevölkerung ausgerichtet sind, fällt dieses Potential für die auf Interessen basierenden Gärten geringer aus, weil sie in den meisten Fällen an die lokalen Gegebenheiten und Bedürfnisse angepasst sind.

Ähnliche Ergebnisse lassen sich auch der Studie „Social Capital in the Lived Experience of Community Gardeners“ von Travor D. Glover (2004) entnehmen. Glover untersucht in seiner Studie das Sozialkapital und dessen Verteilung innerhalb sozialer Netzwerke in urbanen Gemeinschaftsgärten. Die von ihm untersuchten Gärten sind Teil der Old Town Neighbourhood Association (OTNA), die eine zivilgesellschaftliche Initiative einer mittelgroßen Stadt im mittleren Westen Amerikas darstellt und seit den 1980er Jahren versucht, die Nachbarschaftsstrukturen zu revitalisieren und auf diese Weise Kriminalität entgegen zu wirken. Aus diesem Grund gibt es neben dem Gartenprojekt weitere gemeinschaftliche Aktivitäten wie beispielsweise das nächtliche Patrouillieren in der Stadt. Die empirischen Daten der Studie basieren auf 14 Interviews mit insgesamt acht verschiedenen Personen, die eine zentrale Stellung in dem Verein einzunehmen scheinen. Die Analyse dieser Daten führt Glover zunächst einmal zu der Konstatierung, dass durch den Gemeinschaftsgarten die Bildung von sozialen Netzwerken vorangetrieben wird und der nachbarschaftliche Austausch gefördert wird. Gleichzeitig sieht er jedoch auch Probleme: So werden marginalisierte Bevölkerungsgruppen wie beispielsweise Afro- Amerikaner nicht integriert. Dieser Sachverhalt ließe sich auch eine Angst vor Vergeltungsanschlägen durch andere afro-amerikanische Mitbürger zurückführen, die die Partizipation an der Initiative als Verrat an der eigenen ethnischen Gruppe werten könnten, da zahlreiche Marginalisierte im Drogenhandel tätig seien und dieser durch das nächtliche Patrouillieren der OTNA behindert werde. Ein weiteres Problem besteht laut Glover jedoch in einer unbeabsichtigten Benachteiligung von Vereinsmitgliedern durch eine intransparente Regulierung des Zugangs zum Garten sowie eine als ungerecht empfundene Entscheidungsgewalt zentraler Vereinsmitglieder, die von exkludierten Personen mit der Diskriminierung ethnischer Minderheiten in Verbindung gebracht wird. Dies wird besonders gut in folgender Aussage deutlich: „But when it’s just flowers, I’m sorry, it’s still the white folks’ flower garden“ (Glover 2004, 155). Glover kommt daher zu dem Schluss, dass der urbane Gemeinschaftsgarten zum einen Ergebnis sozialen Kapitals sei, da er von Individuen initiiert wurde, die über ein soziales Netzwerk bereits miteinander verbunden waren. Zum anderen sei der Garten Quelle sozialen Kapitals, indem das Netzwerk durch diesen aufrechterhalten und erweitert werde, da soziale Beziehungen gestärkt und neue aufgebaut werden können. Trotzdem sind es gerade die zentralen Akteure, die ohnehin bereits sehr gut vernetzt waren, die am meisten von den positiven Effekten des Gemeinschaftsgartens profitieren und ihr soziales Kapital akkumulieren können. Marginalisierte Gruppen bleiben zumindest zu einem großen Teil außen vor.

Trotzdem wird der urbane Gemeinschaftsgarten von zahlreichen AutorInnen als Heterotopie beschrieben (vgl. Müller 2014; 2015), da „[...] der konkrete Raum [...] hier und jetzt als Ort des Wandels und als Gegenentwurf zur dominanten marktfundamentalistischen Ordnung umgebaut

[wird] [...]“ (Müller 2014, 269).³⁵ Dieser Sachverhalt sowie die spezifischen Praktiken der Rauman eignung werden als Inszenierungen des städtischen Gärtnerns als symbolische Politik gewertet. So gehe es den AktivistInnen nicht nur um eine Inklusion heterogener Bevölkerungsgruppen (vgl. Motakef & Münter 2013; Müller 2014), sondern auch um die Diskussion des Demokratiegehalts im Umgang mit dem öffentlichen Raum, den natürlichen Ressourcen und der Energie (vgl. Baier & Biesecker 2010), die immer auch in Hinblick auf eine Kritik am scheinbar unhinterfragten Wachstumsparadigma geführt wird. Der Garten ist in diesem Zusammenhang Ausdruck von Misstrauen gegenüber den Potentialen der Politik, gesellschaftliche Missstände aktiv bearbeiten zu können bzw. aktiv bearbeiten zu wollen.

„Aus der Sicht parlamentarischer Entscheidungsträger ist es [...] mit geringeren politischen Opportunitätskosten verbunden, immanente Verteilungskonflikte in Wachstumsziele zu transformieren, anstatt sie zu lösen“ (Paech 2012, 91).

Diese Ansicht wird laut den angeführten AutorInnen von den GartenaktivistInnen in zahlreichen Fällen geteilt und mündet in ein schwindendes Systemvertrauen (vgl. Borgstedt 2012). Durch diesen Sachverhalt erscheint „[...] das Ich als letzte Instanz: Wissen, Qualifikationen und Erfahrung werden als Ressourcen genutzt, um das eigene Leben zu meistern, selbstbestimmt zu gestalten und eigene Wege zu gehen“ (Borgstedt 2012, 122). Der urbane Garten bietet den GärtnerInnen dann den entsprechenden Raum, ihrer Sehnsucht nach Autonomie, Selbstverortung und neuen Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens Ausdruck zu verleihen. Aus dieser Perspektive ist die Deutung des Phänomens »Urban Gardening« als Sehnsuchtspraktik, die die Gegenwartsgesellschaft reflexiv und evaluativ transzendiert, indem ihr utopische Leitbilder entgegengestellt werden (vgl. Motakef & Münter 2013), nachvollziehbar. Die als utopisch auszuweisenden Ideale der Gartenbewegung sind auch als zentraler Bestandteil eines neuen Naturverständnisses auszuweisen, das anthropozentrische Kategorien „[...] durch den fürsorglichen Bau von Insektenhotels, das umsichtige Anlegen von Bienenweiden, die engagierte Debatte über artgerechte Hühnerhaltung in der Stadt“ (Müller 2015, 97) unterwandert.

Auch Marit Rosol (2006) stellt in Ihrer wissenschaftlichen Studie über Berliner Gemeinschaftsgärten Umweltschutz und Umweltpolitik als motivationale Faktoren heraus. Insgesamt identifiziert sie auf der Grundlage von qualitativen Interviews drei Motivationstypen, die sich aus einem Cluster unterschiedlicher Motive ergeben.³⁶ Zunächst benennt sie die Gruppe derer, die die

³⁵ „Im »Urban Gardening« werden Dinge wieder zusammengebracht, die im Zuge der Moderne getrennt wurden: Produktion und Konsum, Stadt und Land, Kultur und Natur und schließlich auch Tier und Mensch“ (Motakef & Münter 2013, 138).

³⁶ Folgende Motive wurden in der Studie identifiziert: Spaß am Gärtnern, Soziale Faktoren (Gemeinsinn, Kontakte, Kommunikation), Raumbezogene Faktoren, Eigene Kinder, Bewegung / Erholung, Raum für

Tätigkeit des Gärtnerns und das Verbringen der Freizeit in der Natur als Hauptmotiv ihres Engagements benennen. Spaß am Gärtnern wird insgesamt als ein Schlüsselmotiv gewertet, da es für alle AktivitInnen zentral erscheint und wiederkehrend benannt wird. Eine zweite Gruppe beschreibt sie als die „[...] durch die (gesellschaftlichen) Freiräume Motivierten“ (Rosol 2006, 232). VertreterInnen dieser Gruppe sind besonders an der kreativen Aneignung und autonomen Gestaltung städtischen Raumes gelegen, die, wie bereits erläutert, als eine symbolische Politik angesehen werden kann. „Gleichzeitig geht es jedoch dabei stark um die Gemeinschaftlichkeit, um einen kollektiven Prozess, wo sich einzelne Personen nicht nur rein individuell verwirklichen wollen, sondern gemeinschaftlich Regeln aushandeln und aufeinander Rücksicht nehmen“ (Rosol 2006, 233). Eine besondere Ausprägung dieser Gruppe stellen die „links-alternativ Politischen“ (Rosol 2006, 234) dar, die die Partizipation am Urban Gardening mit einer kapitalismuskritischen Haltung verbinden. Die dritte Gruppe, die Rosol identifiziert, sind die „Treuen“ (Rosol 2006, 235). „Der letzte Typ ist soziodemographisch ein sehr homogener Typ. Hier finden sich nur Personen um die 60 Jahre [...]“ (Rosol 2006, 235). Identifikatorische Motive sowie Verantwortungsgefühl gegenüber den Gartenprojekten sind in dieser Gruppe ausschlaggebende Faktoren.

Neben diesen motivationalen Faktoren wird in der Literatur wiederkehrend auf den Aspekt verwiesen, dass urbane Gemeinschaftsgärten zu einem guten Leben in der Stadt beitragen und dass sie durch den direkten Zugang zu Grünflächen das Wohlbefinden der Partizipierenden steigern. Diese Zuschreibung wird auch von Alma Anne Clavin (2011) in ihrer wissenschaftlichen Studie „Realising ecological sustainability in community gardens: a capability approach“ thematisiert. Clavin untersucht mit Hilfe des Capability Ansatzes³⁷ in fünf verschiedenen Gemeinschaftsgärten in Irland und England, inwiefern ökologische Nachhaltigkeit als Grund- und Designkonzept urbaner Gemeinschaftsgärten einen positiven Einfluss auf das Wohlbefinden der GärtnerInnen haben kann. Ökologische Nachhaltigkeit ist dabei als eine Verbindung zwischen Prinzipien der Ökologie und der Nachhaltigkeit zu verstehen.

„The principles of ecology show that nature is uncertain, dynamic and adaptive with multiple feedback loops building ecological integrity, that is, the ability of natural systems to self-organise, reorganise and evolve [...]“ (Clavin 2011, 947).

Ein ökologisches Design minimiert zielt somit darauf ab, die Zerstörung der Umwelt sowie die Eingriffe in diese durch einen integrativen Ansatz zu minimieren. Nachhaltigkeit ist laut Clavin als

Kreativität, Naturverbundenheit / Umweltschutz, Ökonomische Faktoren, Politische Faktoren, Verantwortungsgefühl dem Nahraum gegenüber sowie eine Identifikation mit diesem (vgl. Rosol 2006).

³⁷ Der Capability Ansatz oder auch Befähigungsansatz misst den Wohlstand einer Gesellschaft. Im Gegensatz zu einer rein ökonomischen Betrachtung bezieht das Konzept jedoch auch die Frage mit ein, welche materiellen und immateriellen Ressourcen für einen Menschen notwendig sind, um ein erfolgreiches und gutes Leben zu führen.

Leitbild noch komplexer, da auch soziale Faktoren miteinbezogen werden, wie beispielsweise die Frage nach dem Wohlbefinden der Menschen. In urbanen Gemeinschaftsgärten sieht sie beide Ansätze miteinander vereint.

„The sustainability designed community garden sites evolve with people, activities, the seasons and the change of site structures. The non-rigid and contained features of the sites enable them to mature and develop more complex structures and processes with greater diversity, more cycling of resources and more complex levels of user activity. In this way, an ecologically sustainable community garden may, therefore, be seen as a flexible, ever-fluctuating network or as a complex adaptive system“ (Clavin 2011, 954).

Innerhalb urbaner Gemeinschaftsgärten entsteht somit ein System, das sich durch eine dynamische Balance auszeichnet. Diese wird insbesondere über das Ethos von Recycling und damit einhergehender Wiederverwendung konstituiert. Die Gärten sind ökologisch, flexibel in ihrer Gestaltung und verändern sich stetig über Lernprozesse, die durch sogenannte feedback-loops initiiert werden und auf diese Weise den ökologischen Rückfluss gewährleisten. Diese Ausrichtung des urbanen Gemeinschaftsgartens wird von Clavin als grundlegender Aspekt für die Steigerung des Wohlbefindens der GärtnerInnen angesehen: Aufgaben innerhalb des Gartens sind nicht rigide verteilt, sondern jede/r wirkt bei den Arbeiten mit, die ihr / ihm liegen und passt somit die Aktivitäten an die persönlichen Bedürfnisse an. Flexibilität ist somit sowohl im ökologischem als auch im sozialen Sinne zentral und verdeutlicht die Prozesshaftigkeit, die die Gärten charakterisiert. Zusätzlich identifiziert sie in diesem Zusammenhang „Agency“ als wichtigen Faktor:

„Agency was found in having the opportunities to enjoy actively in using local green space“ (Clavin 2011, 952).

Partizipierende können durch die Partizipation an einem Gemeinschaftsgarten ihre eigenen Werte wie beispielsweise Umweltschutz, Recycling und Wiederverwendung praktisch umsetzen und neues Wissen bezüglich der Themenkomplexe Ökologie und Nachhaltigkeit erlernen. Auf Grundlage dieser Ergebnisse kommt Clavin zu dem Schluss, dass urbane Gemeinschaftsgärten nicht nur zu einer Steigerung der Nachhaltigkeit beitragen können, sondern gleichermaßen zu einem guten Leben in der Stadt, indem sie das Wohlbefinden der GärtnerInnen steigern.

Die hier präsentierten Ergebnisse werden in der Studie „Community Gardening as Social Action“ von Claire Nettle (2014) aufgegriffen. Urbanes Gärtnern beschreibt sie als kollektive, soziale Praxis, die als alternative Form eines politischen Aktivismus charakterisiert werden kann und zu sozialen Wandel beiträgt.

"[...] community gardening is a way of acting with others to do 'something positive' towards environmental and social goals. It is a way of enacting social change" (Nettle 2014, 17).

Ihre Studie basiert auf einer ethnografischen Forschung in drei Gemeinschaftsgarten-Organisationen sowie 60 Gemeinschaftsgärten in Australien. Die ethnografischen Daten werden durch semi-strukturierte Leitfadeninterviews ergänzt. Nettle grenzt sich bewusst gegenüber zahlreichen Studien ab, die ihrer Meinung nach einen singulären Fokus auf die Herausstellung der Vorteile urbaner Gemeinschaftsgärten legen:

„While my research may be of limited utility to community gardeners in terms of securing funding or gaining support from local authorities, I hope it contributes to a richer and more complete picture of the scope of community gardeners' impacts and ambitions“ (Nettle 2014, 198).

Nettle beginnt in ihrer Studie damit, urbane Gemeinschaftsgärten mit anderen sozialen Bewegungen in Beziehung zu setzen und die Parallelen zur Umweltbewegung, der Umweltgerechtigkeits-Bewegung sowie der Bürgerrechtsbewegung in den USA zu identifizieren. Die Politisierung des Umweltschutzes sowie die Förderung ökologischer Nachhaltigkeit sind in zahlreichen Gärten zentrale Themen- und Handlungsfelder, die eng mit der Vorstellung verknüpft sind, zu einer globalen Umweltgerechtigkeit beizutragen. Sie sieht urbane Gemeinschaftsgärten daher auch als Abspaltung der Umweltbewegung an, „ [...] drawing on frames and strategies developed by the environment movement, and applying them in an environment that had already been transformed by the actions of the 'initiator' environment movement“ (Nettle 2014, 45). Gleichzeitig sind urbane Gemeinschaftsgärten jedoch stärker auf die in der Stadt lebenden Menschen und auf Faktoren sozialer Gerechtigkeit ausgelegt, indem sie beispielsweise Themen wie Partizipation und die Förderungen beziehungsweise die Bestandssicherung von Allmenden miteinbeziehen. Die Parallelen zur Bürgerrechtsbewegung sind für sie vor allem in den USA ersichtlich, da die Gärten im Sinne einer Graswurzelbewegung auf Armut, Kriminalität und Umweltverschmutzung in vielfach vernachlässigten Wohngebieten reagieren. Diese Gemeinsamkeiten mit anderen sozialen Bewegungen führen Nettle zu einer neuen Sichtweise von urbanen Gemeinschaftsgärten:

„Recognising the role of social movements directs attention to the agency of community gardeners themselves and gives space to readings of community gardens as the product of people's social and moral aspirations and commitments, as a manifestation of visions and values, inspired by other models, rather than simply responses to crises or deficits" (Nettle 2014, 33f.)

Das ausschlaggebende Argument, urbane Gemeinschaftsgärten als soziale Bewegungen zu charakterisieren, ist für Nettle jedoch das Selbstverständnis der GärtnerInnen.³⁸ Wenn man soziale Bewegungen so versteht, dass sie sich über intentionales und kollektives Handeln mit dem Ziel, die soziale Ordnung zu verändern, konstituieren, sei dies in zahlreichen von ihr untersuchten Fallbeispielen der Fall. Sie geht jedoch noch einen Schritt weiter, indem sie versucht, theoretische Ansätze zu sozialen Bewegungen mit ihren Ergebnissen zu verbinden. Dabei sieht sie ein zentrales Problem in den divergierenden Definitionen und Festlegungen der Charakteristika sozialer Bewegungen. Aus diesem Grund fügt sie die Ansätze von Brian Doherty (2002) und Mario Diani (2000) zusammen.

Doherty synthetisiert verschiedene Definitionen sozialer Bewegungen und grenzt diese in einem zweiten Schritt gegenüber anderen Formen des kollektiven Handelns ab. Für ihn sind soziale Bewegungen durch das politische Engagement außerhalb von Institutionen, eine kollektive Identität, die Entstehung von Netzwerkstrukturen sowie durch die Zurückweisung beziehungsweise den Kampf gegen vorherrschende Machtstrukturen gekennzeichnet. Abgrenzendes Merkmal ist für ihn die Form des Protestes. In eine ähnliche Richtung argumentiert Mario Diani in seiner Definition sozialer Bewegungen als...

„as a process by which several different actors, be they individuals, informal groups and/or organisations, come to elaborate, through either joint action and / or communication, a shared definition of themselves as being part of the same side in a social conflict“ (Diani 2000, 156).

Kollektive Identitäten, Netzwerkstrukturen sowie Konflikte sind seiner Ansicht nach die zentralen Definitionsmerkmale einer sozialen Bewegung. Der Vorteil dieser Definition liegt für Nettle darin, dass politischer Aktivismus nicht unbedingt in der Form des Protestes gegeben sein muss, sondern auch andere Formen politischer Meinungsäußerung impliziert werden. Sie hält daher fest:

„In some ways, the match between community gardening and social movement is clear: the Australian community gardening movement is composed of fluid networks of interaction among individuals, gardens, and other groups and organisations, and has connections with wider social movement networks, including environmental and social justice groups. Members of the movement see themselves as acting in solidarity with each other and as having shared beliefs, analyses and ways of doing things.“ (Nettle 2014, 51).

Um jedoch die Frage nach der spezifischen Ausdrucksform des politischen Aktivismus urbaner Gemeinschaftsgärten zu klären, zieht sie das Konzept des „Repertoires of collective action“ (Nettle 2014, 52) heran. Das Repertoire kollektiver Handlungen wird verstanden als etablierte Strategien,

³⁸ In diesem Zusammenhang weist sie jedoch darauf hin, dass dies keineswegs für alle Gärten gilt.

Instrumente und Praktiken, die sozialen Wandel evozieren sollen. Um diese jedoch als politischen Aktivismus verstehen zu können, ist für Nettle eine Neudefinition des Politischen unerlässlich.

„Within this dualistic framework [cultural vs. political], strategies aside from protest are frequently understood as ‘lifestyle’ or ‘consumer’ practices, even when they are the result of collective action“ (Nettle 2014, 67).

Die Basis einer Neudefinition des Politischen liegt für sie daher darin, jegliche Formen kollektiver Handlungen, die auf die soziale Ordnung ausgerichtet sind, als eine Form politischen Handelns zu konzeptualisieren. Die Konstatierung, dass soziale Bewegungen wie die des Urban Gardening, die oberflächlich betrachtet eher symbolisch und/ oder kulturell auftreten, nicht politisch seien, kann aus dieser Perspektive nicht mehr aufrecht erhalten werden. Stattdessen kann sowohl die politische als auch die kulturelle Relevanz der sozialen Bewegung sichtbar werden, da die Distinktion zwischen Politik und Kultur aufgehoben wird. Dies hat zusätzlich den Vorteil, dass alltägliche Praktiken des Widerstand in den Fokus gerückt werden können und auf diese Weise vielfach nicht wahrgenommene Formen des politischen Aktivismus sichtbar werden, wie beispielsweise der Aktivismus von Frauen, der in den meisten Fällen durch eine singuläre Fokussierung von offensichtlichen Formen des Protestes verdeckt wird.

„In dominant accounts of activism, women’s political action becomes invisible labour“ (Nettle 2014, 61).

Um jedoch nicht zu einer Simplifizierung und Verwässerung des Konzeptes beizutragen, die im Nachhinein nur wenig Aussagekraft besitzt, fährt Nettle damit fort zu explizieren, wie eine kulturelle Praxis politisch wird:

„First, an action must involve contestation, in which practices, symbols, identities and discourses are negotiated, framed and deployed in order to effect change. Second, practices must be used intentionally, as a conscious, strategic tactic to make political claims. Thirdly, [...] ‘cultural repertoires’ create and draw on collective identity, therefore having internal, movement building, function of creating solidarity and oppositional consciousness as well the external function of addressing opponents and garnering public support [...]“ (Nettle 2014, 57).

Die theoretischen Prämissen, die sie für das Verständnis für soziale Bewegungen festlegt, wendet Nettle im Anschluss auf urbane Gemeinschaftsgärten an. Sie identifiziert drei zentrale Handlungsfelder, die sie dazu bewegen, das Engagement in urbanen Gemeinschaftsgärten als politischen Aktivismus auszuweisen: Die Entwicklung und Förderung von Gemeinschaft, die Hervorbringung von Kultur sowie eine Politik der direkten Handlungen und des Vorbildcharakters.

Die Entwicklung von Gemeinschaft steht in allen von ihr untersuchten Gärten im Fokus und wird durch verschiedene Praktiken aktiv forciert, indem beispielsweise Beziehungen zu den Menschen und den Orten kultiviert werden, Räume mit hohem inkludierenden Potential geschaffen werden, in denen Konflikte und Differenzen zugelassen werden und auf diese Weise potentieller Isolation entgegen gewirkt wird. Gegenseitige Fürsorge, Reziprozität, Verpflichtung, Gleichheit und die Freude am gemeinschaftlichen Gärtnern werden dabei als zentrale Werte, die Isolation, Entfremdung und Homogenität entgegenstehen, praktisch umgesetzt. Gleichzeitig konstituiert sich über diese Praktiken eine direkte Verbindung zu den Themen Demokratie und Staatsbürgerschaft, indem urbane Gemeinschaftsgärten auch für politische Debatten und die Weitergabe von Informationen genutzt werden. Neben der Entwicklung von „‘good citizens’, ready to pursue their interests through accepted channels “ (200) sind urbane Gemeinschaftsgärten Raum für die Mobilisierung sozialer Bewegungen, indem die Förderung einer Gemeinschaft gleichzeitig Prozesse der Mikromobilisierung implizieren können. Aus dieser Perspektive erscheinen die Gärten als Freiräume für soziale Bewegungen, in denen sich Praktiken des politischen Aktivismus entwickeln können. Diese Funktion bleibt jedoch nicht auf die AkteurInnen innerhalb des Gartens beschränkt:

„Community gardens build movement community not only within their own gardens and the wider community garden movement, but within wider social movements as well“ (Nettle 2014 141).

Darüber hinaus versuchen die GartenaktivistInnen heterogene Bevölkerungsgruppen zu erreichen und das Interesse an den Gartenprojekten zu steigern, indem sie kulturelle Veranstaltungen, wie Ausstellungen, Lesungen und Feste organisieren, Informationen verbreiten und einen einfachen Zugang zu den Gärten zu gewährleisten. Kulturelle Diversität und ein aktiver Widerstand gegen Rassismus sind dabei die zentralen Anliegen.

„Recurring themes in community garden activists’ language and practice are inclusivity, participation, community, ecological awareness, urban food production, cultural diversity and celebration. Community gardeners’ cultural production seeks to bring these values into focus, to make them tangible and to increase their prevalence. The festivals, rituals and other cultural events [...] provide a context for reflection and impetus to integrate gardening, community building and environmental change into everyday life“ (Nettle 2014, 167).

Abschließend erläutert Nettle, dass die Praktiken in urbanen Gemeinschaftsgärten als eine neue Form des politischen Aktivismus zu verstehen sind, den sie aufgrund ihres Vorbildcharakters als positiven beziehungsweise konstruktiven Aktivismus beschreibt. Es geht somit nicht um einen aktiven Protest gegen politische Institutionen, sondern um die Implementation praktischer Beispiele auf der Mikroebene.

„They employ a logic of direct action, rather than demand and representation, and are designed to directly create or prefigure aspects of the change movements seek, on a long or short-term basis, opening space for new possibilities and narratives, and delegitimising the hegemony of the status-quo“ (Nettle 2014, 194).

Die Zielsetzung mit praktischen Beispielen auf der Mikroebene Alternativen aufzuzeigen, folgt laut Nettle einer anderen Logik als der Protest: Durch viele Aktivitäten und Ereignisse im Kleinen, soll der Anstoß zu einem weitreichenden sozialen Wandel gegeben werden, der sich bis zu Umbrüchen auf der Makroebene und der Konstitution einer anderen gesellschaftlichen Ordnung vollzieht. Die Studie von Nettle zeigt somit, dass das Engagement urbaner Gemeinschaftsgärten trotz des nicht offensichtlichen Protestes als politischer Aktivismus verstanden werden kann und weist auf diese Weise auf die politischen Dimensionen von urbanen Gemeinschaftsgärten hin, die in zahlreichen Bedeutungszuschreibungen dem Phänomen zugesprochen werden, ohne eine wissenschaftlich fundierte Grundlage für diese Interpretation zu liefern.

Fasst man die Teilkapitel bis hierhin noch einmal kurz zusammen, dann muss festgehalten werden, dass Urban Gardening mannigfaltige Formen annehmen kann und einen Bedeutungsüberschuss aufweist, insofern das gärtnerische Engagement – seien es nun punktuell ansetzende Praktiken wie das Guerilla Gardening oder verstetigte Formen wie Gemeinschaftsgärten – immer auch auf ökonomische, politische, ökologische sowie soziale Motivationsfaktoren beziehungsweise Interessen der AktivistInnen verweist, die wiederum aus einer kritischen Auseinandersetzung mit ihrer gesellschaftlichen Umwelt zu resultieren scheinen. Auch wenn Generalisierungen zu vermeiden sind, kann eine kapitalismuskritische Haltung konstatiert werden, die sich sowohl durch Fragen nach individuellen als auch kollektiven Möglichkeiten der Selbstermächtigung und Autonomie, sowie der Forderung nach Partizipation an städtebaulicher Planung und der Frage nach dem Demokratiegehalt von Stadtentwicklung ausdrückt. Kapitalismuskritische Stimmen basieren laut einiger AutorInnen häufig auf alternativen Gesellschafts- und Wirtschaftsmodellen, die in einem weiteren Teilkapitel (3.3) genauer beleuchtet werden sollen. Auch wenn diese nicht von allen GärtnerInnen vertreten werden, so erscheinen sie doch relevant, indem sie als potentiell orientierungsbietende Ideale die garteninhärenten Strukturen beeinflussen.

2.2.3 Exkurs: Gender und Urban Gardening

Nur eine geringe Anzahl an Beiträgen in der Literatur widmet sich dem Themenaspekt Gender im Zusammenhang mit urbanen Gemeinschaftsgärten zu. Obwohl konstatiert wird, dass die Betätigung in urbanen Gemeinschaftsgärten und die damit einhergehende Selbstversorgungsleistung als Form der informellen Ökonomie üblicherweise der sogenannten weiblichen Sphäre zugeordnet wird und zahlreiche neue soziale Bewegungen mit ihrem Fokus auf Bereiche des Lebens außerhalb der

Erwerbsarbeit gesellschaftliche Themen, die typischerweise als feminin konnotiert sind, fokussieren (vgl. Meyer-Renschhausen 2002), wird die Bedeutung des Phänomens für die Genderthematik nahezu ausschließlich in Bezug auf die Entwicklungszusammenarbeit thematisiert. Hinzu kommt, dass hierbei der städtische Gemüseanbau allgemein im Fokus steht und selten eine Betrachtung von Gemeinschaftsgärten im Speziellen. Trotzdem soll kurz auf diese Studien eingegangen werden.

Der Gemüseanbau in der Stadt ist besonders in Schwellenländern eine wichtige Subsistenzgrundlage, die weltweit zu zweidrittel von Frauen gewährleistet wird (vgl. Meyer-Renschhausen 2002). Besonders in Afrika macht diese von den Frauen erbrachte Subsistenzleistung einen wichtigen Stellenwert aus, indem sie den sozialen Folgen steigender Armut und rasanter Urbanisierung zumindest zum Teil entgegenwirkt:

„Innerhalb von Afrika haben Regionen, die lange Zeit niedrige Urbanisierungsraten aufwiesen wie Zentralafrika, heute die höchsten Raten des Städtewachstums. Zwei Drittel des Bevölkerungswachstums in den Städten ist auf die Land-Stadtmigration zurückzuführen. Dieser Anstieg der Stadtbevölkerung steht jedoch in keinem Verhältnis zum Arbeitsangebot im formalen Sektor der Städte. Die im formalen Sektor angestellten Personen stellen in allen afrikanischen Staaten südlich der Sahara eine deutliche Minderheit dar [...]“ (Streiffeler 2002, 71).

Die Suche nach Betätigungen im informellen Sektor decken den ökonomischen Bedarf eines Haushalts jedoch bei weitem nicht und somit ist der städtische Gemüseanbau, der genau genommen als weibliche Ökonomie auch zum informellen Sektor zu zählen wäre, eine lokale Strategie Hunger und Unterernährung vorzubeugen.

"Es ist auch kein Zufall, daß vor allem armen Haushalten die städtische Landwirtschaft besonders wichtig ist, da bei ihnen der Anteil für Ernährung am Haushaltsbudget besonders hoch ist, z.T. beträgt dieser 70 %. Anders ausgedrückt: ohne städtische Landwirtschaft wäre der Anteil der unterernährten städtischen Armen noch erheblich höher, als er ohnehin ist" (Streiffeler 2002, 72).

Dass Frauen die Hauptakteurinnen dieser Form der Subsistenzversorgung ausmachen, liegt maßgeblich daran, dass sie mehr Zeit für den Gemüseanbau aufbringen als Männer (vgl. Streiffeler 2002). Erst im Zuge eines Paradigmenwechsels in den Sozialwissenschaften Ende des 20. Jahrhundert gerät dieser informelle Sektor – die Arbeit neben der Erwerbsarbeit – in den Blick von Wissenschaft und Politik (vgl. Meyer-Renschhausen 2002).

"Daß nahezu 80 % der Afrikanerinnen noch heute ihre Familie vom eigenen - von ihnen eigenhändig betriebenen - Acker ernähren, hatte man vorher schlicht übersehen! Daß innerstädtischer Gemüseanbau in den Zentren des Südens als „Urban Agriculture“ heute Thema für

Entwicklungshilfeorganisationen ist, ist ebenfalls Ergebnis dieses Perspektivenwechsels" (Meyer-Renschhausen 2002, 5).

Im Zuge dessen wurde Förderung sogenannter Gruppengärten als Fördermaßnahme der GIZ (Deutsche Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit) in den afrikanischen Ländern Zimbabwe und Sierra Leone mit dem Ziel, die Subsidiaritätsleistung von Frauen zu unterstützen, in das Entwicklungsprogramm aufgenommen. Die Gruppengärten waren jedoch insbesondere für marginalisierte Frauen nicht derart erfolgreich, wie ursprünglich von der Organisation angenommen:

„Wenn man danach fragt, welche nachhaltigen Entwicklungsimpulse von diesen Gruppengärten ausgehen, ist festzustellen, daß vielerorts dorfinterne Hierarchien dazu führten, daß nur eine kleine Schicht vergleichsweise wohlhabender, älterer Frauen von den Innovationen und den neuen Anbauflächen profitierte, die die lokalen Autoritäten für Gruppengärten großzügig zur Verfügung stellten. Diese Frauen hatten das Privileg, Arbeitspflichten an rangniedrigere Frauen, z.B. ihre Schwiegertöchter, delegieren zu können" (Schäfer 2002, 105).

Hinzu kam, dass die Gruppengärten nur bedingt zu den lokalen Kooperationsstrukturen passten und die Frauen beispielsweise die Aufteilung der Gärten in Parzellen als Konfliktvermeidungsstrategie nutzten. Auf diese Weise wurde jedoch der Zweck des Gartens unterwandert, da der Gesamtertrag der Gärten verringert wurde.

Auch in Lateinamerika ist der Stellenwert der urbanen Landwirtschaft als Strategie der Selbstversorgung nicht zu unterschätzen. So konstatiert Petra Kreinecker (2002) in ihrem Beitrag zur städtischen Landwirtschaft in Bolivien, dass in der Hauptstadt La Paz und der angegliederten Stadt El Alto der urbane Gemüseanbau nicht nur weit verbreitet ist, sondern auch überlebensnotwendig. Auch hier sind es mehrheitlich Frauen, die den Gemüseanbau leisten und auf diese Weise das monetäre Einkommen eines Haushalts durch nicht-monetäre Arbeit unterstützen. Sie weist jedoch auf ein wesentliches Problem hin: In La Paz und El Alto ist die rechtliche Grundlage für agrarwirtschaftlich genutzte Flächen ungeklärt, so dass die Frauen vielfach der Willkür der Staatsgewalt ausgesetzt sind.

Der kurze Exkurs verdeutlicht zum einen, dass der urbane Anbau von Gemüse gerade in globaler Perspektive einen wichtigen Stellenwert einnimmt und zunehmend auch in der Entwicklungszusammenarbeit in Programme aufgenommen wird. Zum anderen zeigt er jedoch auch, dass die Forschung zu Genderfragen in urbanen Gemeinschaftsgärten in Industrienationen bisher wenn überhaupt, nur einen geringen Stellenwert einnimmt und als randständiges Thema erwähnt wird wie beispielsweise in der Studie von Claire Nettle (2014), die darauf hinweist, dass weibliche Formen des politischen Aktivismus durch eine Fokussierung auf den aktiven Protest vielfach nicht wahrgenommen werden.

2.3 Das Ideal einer Postwachstumsökonomie – Industrierückbau und Subsistenzausbau

Zahlreiche AutorInnen, die sich mit dem Feld Urban Gardening beschäftigen, weisen wiederkehrend darauf hin, dass eine Auseinandersetzung mit der Gegenwartsgesellschaft in zahlreichen Gemeinschaftsgärten eine Kritik an der kapitalistischen Wirtschaftsform impliziert. Diese führe zu der Forderung, das stetig rezitierte Wachstumsparadigma zu überwinden, da es nicht nur gesellschaftliche Missstände maßgeblich verantwortet, sondern auch zukünftig nicht mehr aufrecht zu erhalten ist (vgl. Bennholdt-Thomsen 2012; Müller & Paech 2012).³⁹ Die Idee des stetigen Wachstums, die die Grundlage des Kapitalismus darstellt, beruht auf dem Vorkommen und Nutzen nicht nachwachsender und fossiler Energieträger wie Öl, Gas oder seltene Metalle (vgl. Held 2012; Müller & Paech 2012).⁴⁰

„Sobald der erste große fossile Energieträger sein Fördermaximum erreicht hat, ist die bisherige Geschäftsgrundlage des Wirtschaftens und die Voraussetzung der bisherigen Politik nicht mehr gegeben: Reichlich und billig verfügbare fossile Energie steht nicht länger für eine ständig wachsende Nachfrage zur Verfügung“ (Held 2012, 293).

Dieser Prozess geht mit gesellschaftlichen Umbrüchen einher, denn durch mangelnde Produktionskapazitäten und einen verringerten Bedarf an Arbeitskraft wird das Sozialsystem nicht mehr aufrecht zu erhalten sein (vgl. Müller & Paech 2012). Die traditionellen Überzeugungen, gesellschaftlicher Wohlstand beruhe auf Effizienzeigenschaften und Innovationsvorteilen, werden auf diese Weise immer mehr in Frage gestellt und es wird deutlich, dass die Basis kapitalistisch strukturierter Volkswirtschaften aus fossilen Ressourcen besteht (vgl. Paech 2012). Urban Gardening und insbesondere urbanen Gemeinschaftsgärten wird in diesem Zusammenhang der Status eines widerständigen Ortes zugesprochen, der eine Reaktion auf diese krisenhaften Prozesse darstellt (vgl. von der Haide et al. 2012). In Anlehnung an die Feststellung, dass die subversiven Praktiken der Raumaneignung einen Teil der symbolischen Politik von Gemeinschaftsgärten ausmachen, werden diese von den VertreterInnen des Modells der Postwachstumsökonomie als Kontrastierung scheinbar unhinterfragter Modernitätsmythen und als Inszenierung des Lokalen im Gegensatz zu einer

³⁹ So kritisieren viele AkteurInnen, dass eine immer weiterführende Ökonomisierung aller Lebensbereiche zu verminderteter Lebensqualität führe (vgl. Baier 2012b). Auch die Ansicht, dass eine Warengesellschaft automatisch zu mehr Lebensqualität führt, kann nicht aufrechterhalten werden. Konsum steht nur denjenigen offen, die über die dafür notwendigen finanziellen Mittel verfügen (vgl. Müller 2004). Kapital als In- und Exklusionsmechanismus schlägt in einer Gesellschaft, die keine subsistenzwirtschaftlichen Strukturen mehr kenne, verstärkt durch, da eine Bedürfnisbefriedigung nur noch über Konsum zu generieren sei (vgl. Müller 2004).

⁴⁰ „Betroffen von absehbaren Verknappungen sind außer Öl und Gas auch seltene Erden und Metalle [...]. Das heute noch als »Peak Oil« bezeichnete Phänomen dürfte sich längst zum »Peak Everything« [...] ausweiten“ (Paech 2012, 89).

intransparent erscheinenden Globalität, die mit Fremdbestimmung assoziiert wird, verstanden (vgl. Müller 2004; 2011).

Die Ablehnung eines globalisierten Wirtschaftssystems und intransparenter Wertschöpfungsketten führt indes nicht zu einer Abkehr von globalen Vernetzungsstrategien. So ist nicht nur globaler Austausch zentrales Element der Urban Gardening Bewegung, sondern es findet auch eine Orientierung an den Projekten im Ausland und ihren Leitbildern statt. Eines dieser zentralen Leitbilder ist die Bewegung der Landlosen (Movimento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra; MST) in Brasilien, die den bäuerlichen Widerstand gegen unrechtmäßige Praktiken der Landverteilung und Machtverhältnisse symbolisiert (vgl. von der Haide et al. 2012). Diese Orientierung führe vielfach zu der Bereitschaft rechtliche Grenzen zu überschreiten: Nicht nur durch die Besetzung von brachliegenden Stadtflächen, sondern auch durch die illegale Vermehrung von nicht zugelassenem Saatgut, das wiederum zum Erhalt seltener Pflanzenarten genutzt wird (vgl. von der Haide et al. 2012).⁴¹ Aus dieser Perspektive lässt sich die Partizipation an den urbanen Gartenprojekten als der aktive Versuch verstehen, sich mit dem kapitalistischen Produktionssystem kritisch auseinander zu setzen, sich den Strukturen von Fremdbestimmung zu entziehen und über die Konstitution lokaler Netzwerke mit regionalen ökonomischen Strukturen, Unabhängigkeit zu schaffen. Diese Aspekte werden vielfach mit der Forderung nach der Umstellung des Wirtschaftssystems auf eine Postwachstumsökonomie gleichgesetzt.

Der Terminus Postwachstumsökonomie bezeichnet ein alternatives Wirtschaftsmodell, das „eine neue Balance zwischen Fremd- und Selbstversorgung“ (Paech 2012, 88) herstellt, indem lokale und in sich geschlossene Wirtschaftskreisläufe aufgebaut werden. Globale Wertschöpfungsketten sind in diesem Modell nicht vorgesehen. Das Ziel ist insgesamt eine Synchronisation aus Industrierückbau und Subsistenzausbau (vgl. Baier & Biesecker 2010). Die Stärkung subsistenzwirtschaftlicher Produktionsformen steht somit im Zentrum dieser alternativen Wirtschaftsform und wird über die These, auf diese Weise könnten zukünftige gesellschaftliche Strukturbrüche abgefangen werden, als Notwendigkeit präsentiert (vgl. Paech 2012).⁴² In diesem Zusammenhang werden städtische Gemeinschaftsgärten als „[...] eine wichtige Keimzelle für eine auf Subsistenz und Suffizienz basierende Postwachstumsökonomie und ein gesellschaftliches Experimentierfeld für neue Formen postmaterieller und postfossiler Lebensstile“ (Müller & Paech 2012, 152) dargestellt, denn gerade die

⁴¹ In diesem Zusammenhang ist die politische Debatte um den Handel mit Hybridsorten interessant. „Der Slogan »Wer die Saat hat, hat das Sagen« mag plakativ erscheinen, doch er wirft ein Schlaglicht auf die Interessen der Agrarkonzerne, die sich den Zugang zu den pflanzengenetischen Ressourcen sichern und damit die Nahrungsmittelkette von Anfang bis Ende kontrollieren wollen“ (Heisteringer 2012, 309).

⁴² „Sozial stabil sind nur Versorgungsstrukturen mit geringerer Distanz zwischen Verbrauch und Produktion“ (vgl. Paech 2012, 100).

autonome Herstellung von Lebensmitteln im urbanen Raum ist mit „suffizienten und subsistenten Versorgungsmustern [...] hochgradig kompatibel [...]“ (Paech 2012, 100).⁴³

Subsistenzproduktion definiert als „nicht-warenförmige Arbeit“ (Baier 2010, 240) war schon immer Teil des kapitalistischen Wirtschaftssystems, indem sie den Erhalt der Arbeitskraft im häuslichen Umfeld gewährleistete. Innerhalb des Kapitalismus erscheint die Subsistenzproduktion nicht nur untergeordnet, sondern als Hausarbeit wird sie zudem weiblich konnotiert und abgewertet (vgl. Baier 2012b). Aus diesem Sachverhalt resultiert eine Reduktion auf ihre gegenwärtigen Funktionen, die grob zusammengefasst als Unterstützungsleistung kapitalistischer Strukturen überschrieben werden können. Darüber hinaus verlieren die ihr inhärenten Zeitdimensionen, die dem stetigen Beschleunigungsdruck kapitalistischer Wirtschaftsweisen zuwiderlaufen, ihre Sichtbarkeit und sie werden zum Teil gänzlich negiert (vgl. Baier 2010). Moderne Subsistenz kann jedoch auch im Sinne einer urbanen Subsistenz umgedeutet werden, so dass weitere Dimensionen in den Blick rücken. Auf diese Weise lassen sich drei zentrale Aspekte benennen, die einen nachhaltigen Lebensstil im städtischen Raum ermöglichen: Gemeinschaftsnutzung im Sinne der Commons, eine Verlängerung der Nutzungsdauer beispielsweise durch Reparaturwerkstätte sowie die eigenständige Produktion von Lebensmitteln und Gütern (vgl. Müller & Paech 2012). AnhängerInnen dieses Ansatzes wollen die industrielle Produktion nicht abschaffen, sondern synergetische Effekte aus einer Kombination von Subsistenz und Industrie generieren. Subsistenzwirtschaft ist im Gegensatz zum Kapitalismus eine Wirtschaftsform, „ [...] die sich selbst erhält“ (Scherhorn 2012, 17) und nicht „[...] von der Produktion von Produkten abhängig ist“ (ebd.). Dies würde das Wirtschaftssystem nicht nur nachhaltiger, sondern gleichermaßen auch resilienter machen.⁴⁴ Urbane Gemeinschaftsgärten können im Zuge dieser strukturellen Umbrüche eine besondere Rolle einnehmen:

„Der Garten ist ein Subsistenzkontext par excellence, er bietet zumindest potentiell sogar die Möglichkeit für eine wirklich unabhängige Subsistenzproduktion, die ansonsten unter modernen Bedingungen von der Verfügbarkeit von Geld abhängig bleiben muss“ (Baier 2010, 243).

Die AutorInnen verweisen stets darauf, dass die Vorteile von Technik und Fortschritt in ihren Darstellungen nicht negiert werden sollen, sondern das Ziel insgesamt sein müsse, „dass die Subsistenzwirtschaft nicht auf Dauer neben einer auf Substanzverzehr angelegten Industriewirtschaft existiert, sondern der „Subsistenzgrad“ der Gesamtwirtschaft Schritt für Schritt erhöht wird“

⁴³ In diesem Zusammenhang muss darauf hingewiesen werden, dass eine vollständige Versorgung mit Lebensmitteln über den Garten nicht möglich ist und der Zukauf von Gemüse stets notwendig bleibt. Dieser Sachverhalt wird von den GärtnerInnen jedoch nicht negativ wahrgenommen, sondern der positive Effekt einer Sensibilisierung für Nahrungsmittel und ihre Herstellung in den Fokus gerückt (vgl. Scheve 2014).

⁴⁴ Resilienz „beschreibt Stabilitätseigenschaften eines Systems gegenüber äußeren Störgrößen, die den Fortbestand oder bestimmte seiner Funktionen andernfalls gefährden. Resiliente Versorgungsmuster beruhen auf Kleinräumigkeit, Dezentralität, Flexibilität und Vielfalt.“ (Müller & Paech 2012, 148f.).

(Scherhorn 2012, 22). Wachstum stellt in einem derart gelagerten System nicht mehr die zentrale Orientierungsgröße dar.

„Wachsen und Schrumpfen sind ganz unpassende Begriffe [für die Subsistenzwirtschaft]. Nur weil die Wachstumsfixierung so groß ist, werden Prozesse des Kleiner- und Weniger-Werdens als missliebiges Schrumpfen verstanden“ (Baier & Biesecker 2010, 56).

Im Gegensatz dazu werden Versorgungsgewährleistung, Nachhaltigkeit und Qualität zu den neuen Maximen des Wirtschaftssystems erhoben (vgl. Baier & Biesecker 2010). Als Problem wird jedoch insgesamt konstatiert, dass eine Rückkehr zu subsistenzwirtschaftlichen Produktionskontexten aufgrund der damit einhergehenden Notwendigkeit schwerwiegender Strukturveränderungen kein leichtes Unterfangen sei:

„Menschen verlassen soziale Netzwerke, geben bislang bewirtschaftete Flächen auf, entwickeln höhere Konsumansprüche, verlernen Praktiken der Selbstversorgung und erwerben stattdessen Qualifikationen, die allein zur spezialisierten Erwerbsarbeit befähigen und mit einem urbanen Lebensstil einhergehen. Dieser Wandel ist kurzfristig unumkehrbar, weil ihm nicht nur eine produktionstechnische, sondern infrastrukturelle, soziale kulturelle Transformation zugrunde liegt“ (Paech 2012, 95).

Urbane Gemeinschaftsgärten können als potentieller Ausgangspunkt für die Strukturveränderungen gewertet werden, wenn man sie in Anlehnung an die hier vorgestellten AutorInnen als Erprobungsraum für eine Postwachstumsökonomie und den Ausbau subsistenzwirtschaftlicher Produktionsweisen im urbanen Raum verstehen möchte (vgl. Baier 2012b).

In diesem Zusammenhang betonen einige AutorInnen die kulturelle Relevanz der Subsistenzproduktion und weisen darauf hin, dass das Selbermachen als Strategie der Selbstermächtigung einen Imagewandel erfahre. Der Eindruck „[...] mangelnde[r] Eigenmächtigkeit im wirtschaftlichen Handeln hat sich in den Industrieländern durch die verallgemeinerbare Lohnarbeit tief in das Bewusstsein der Menschen eingegraben [...]“ (Baier 2010, 254) und ein Misstrauen gegenüber subsistenzförmiger Produktion nach sich gezogen. Im Garten könne diese Annahme durch die praktische Erfahrung des Gemüseanbaus kontrastiert werden (vgl. Baier 2010).

„Die Protagonistinnen der verschiedenen DIY-Kulturen haben sich von diesen Scheuklappen, sprich von den klassisch modernen Resentiments bzw. Dualismen – Lohnarbeit versus Eigenarbeit und Subsistenz, Stadt versus Land, Entwicklung versus Tradition – nonchalant befreit, sie unterlaufen sie elegant: Wenn sie versuchen, Subsistenz mit der Erwirtschaftung des Lebensunterhalts zu verbinden, wenn sie die Landwirtschaft in die Stadt zurückholen, wenn sie sich das angeblich überholte wieder aneignen und des neu deuten“ (Baier 2012a, 39).

Auch die Debatte um Nachhaltigkeit werde auf diese Weise reformuliert und ihrer negativen Konnotation entzogen (vgl. Müller 2004). Die Aktivistinnen inszenieren mit den urbanen Gartenprojekten einen nachhaltigen Lebensstil nicht als verzichts- und mangelgeprägt, sondern als reichhaltig, gegenwärtig, selbstbestimmt und sinnlich. Diese Umdeutung stelle gleichzeitig einen Schutz gegenüber Vorurteilen und potentiellen Ökonomisierungsprozessen dar (vgl. Müller 2004).

Eine etwas kritischere Lesart legt der Artikel von Constantin Wißmann (2014) „Stadtluft macht Blei“ nahe. Wißmann weist zwar auch darauf hin, dass Städte „in Zeiten des Klimawandels und hoher Energiepreise nur dann überleben, wenn die Menschen der Natur auch dort wieder mehr Raum geben“ (Wißmann 2014, 2) und untermauert seine These mit dem Ergebnis des Weltagrarberichtes der Vereinten Nationen und der Weltbank, in dem expliziert wird, dass die industrielle Landwirtschaft wegen des enormen Ressourcenverbrauches und der Ölabhängigkeit zukünftig die Nahrungsmittelversorgung der Menschheit nicht mehr gewährleisten kann. Gleichzeitig zeigt er jedoch, dass die Nahrungsmittelproduktion in der Stadt nicht ausreicht und Probleme mit sich bringt:

„2012 ergab eine Studie der TU Berlin Straßennah angebautes Gemüse ist deutlich höher belastet als das aus dem Supermarkt. In Bereichen mit hohem Verkehrsaufkommen würden die EU Grenzwerte für Blei bei mehr als 60 Prozent der Proben überschritten. Viele der Stadtgärtner sind sich dessen bewusst. Im Berliner Prinzessinnengarten bemüht man sich die abgasgeschwängerte Luft der nahen Straße von der Gartenidylle abzuschirmen“ (Wißmann 2014, 4).

Inwiefern urbane Gemeinschaftsgärten somit zu der Erhöhung subsistenzförmiger Produktionsweisen im urbanen Raum und zu der Entwicklung einer Postwachstumsökonomie beitragen können, erscheint fraglich. Die Frage nach den Möglichkeiten, die Umweltverträglichkeit und Nachhaltigkeit von Städten zu steigern, wird in dem folgenden Teilkapitel, das sich mit dem Verhältnis von urbanen Gemeinschaftsgärten und der Stadtplanung auseinandersetzt, erneut aufgegriffen und diskutiert.

2.4 Das Verhältnis von Urban Gardening und Stadtplanung

Das Verhältnis von urbanen Gemeinschaftsgärten zur Stadtplanung ist trotz des steigenden Interesses von politischen Entscheidungsträgern an den Projekten und den zahlreichen Publikationen über die positiven Effekte der Gärten kompliziert und teilweise konfliktgeladen. Urbane Gemeinschaftsgärten stellen eine neue Form des städtischen Grüns dar, das nicht mehr viel mit den

Schrebergärten von einst zu tun hat und daher eine alternative Umgangsform und Neuausrichtung der Stadtplanung erfordert.⁴⁵

„Der Gemeinschaftsgarten des neuen Typs möchte kein Refugium vor der lauten Stadt bieten, vielmehr bedarf er geradezu des verdichteten urbanen Umfeldes, bedarf des öffentlichen Raums, zu dem er sich in Beziehung setzt und den er neu definieren möchte“ (Müller 2015, 98).

Diese Eigenschaften urbaner Gemeinschaftsgärten erfahren durch die Stadtplanung, die in den letzten zwanzig Jahren vor neue Herausforderungen gestellt ist und dadurch vielfach interdisziplinär ausgerichtete Handlungsansätze erfolgt, eine immer größer werdende Wertschätzung (vgl. Krummacher 2003). Vielfach unter dem Terminus urbane Landwirtschaft gefasst, wird urbanen Gemeinschaftsgärten zum einen eine wichtige Funktion in der Gestaltung einer nachhaltigen und umweltschonenden Stadtentwicklung zugesprochen.⁴⁶ Zum anderen wird jedoch auch ihre Bedeutung für eine integrative Stadtentwicklung gesehen, da den Gärten das Potential zugesprochen wird, die lokal ansässige Bevölkerung zu zivilgesellschaftlichem Engagement zu aktivieren (vgl. Krummacher 2003; Bläser et al. 2012).⁴⁷ Darüber hinaus scheinen urbane Gemeinschaftsgärten auch in dem Grünflächenmanagement von Städten eine relevante Rolle zu spielen. So weist Marit Rosol (2011) in ihrem Artikel „Community Volunteering as a Neoliberal Strategy? Green Space Production in Berlin“ darauf hin, dass zahlreiche innerstädtische Grünflächen nur noch durch ehrenamtliches Engagement aufrechterhalten werden können, da der Berliner Finanzhaushalt nicht über ausreichende Mittel verfügt, um für die Kosten aufzukommen.⁴⁸ Lediglich 38 Prozent der Ausgaben für die Grünflächenpflege sind in Berlin gedeckt. Aus diesem monetären Ungleichgewicht resultiert ein zunehmendes stadtpolitisches Interesse an der Initiierung urbaner Gemeinschaftsgärten, da diese vernachlässigte Brachflächen in der Stadt begrünen und damit einhergehend eine Prävention vor illegalen Mülldeponien darstellen, ohne hohe Kosten für die Stadt zu verursachen. Obwohl Rosol auch soziale Faktoren wie beispielsweise die Förderung nachbarschaftlicher Strukturen sowie die Identifikation mit dem Stadtteil als positive Effekte urbaner Gemeinschaftsgärten identifiziert,⁴⁹ steht

⁴⁵ Urbane Gemeinschaftsgärten vermitteln das Bild einer „hybriden Stadtlandschaft“ (Brückner 2012, 196), die durch das „unmittelbare Nebeneinander von landschaftlichen und urbanen Strukturen“ (ebd.) geprägt ist.

⁴⁶ „Biologische urbane Landwirtschaft hat drei große Vorteile im städtischen Nahrungssystem: den Schutz der Biodiversität, die Schließung von Material- (Abfall) Kreisläufen und die Reduzierung von Primärenergie bei der Produktion und Verteilung von Nahrungsmitteln“ (Bohn & Viljoen 2012, 152).

⁴⁷ Michael Krummacher (2003) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass integrative Stadtplanungskonzepte wie das Programm „Soziale Stadt“ durch ihre kleinräumige Gestaltung nicht dazu geeignet seien, eine umfassende Integration zu erreichen und auf diese Weise Segregation und der Sozialsplattung der Städte entgegen zu wirken. Besonders problematisch schätzt er das Ziel der Aktivierung der Bevölkerung ein, da er dieses als Anzeichen eines sozialstaatlichen Umbaus wertet, der mit dem Abbau sozialstaatlicher Leistungen einhergeht (vgl. Krummacher 2003).

⁴⁸ Siehe dazu auch Rosol 2010.

⁴⁹ Siehe dazu auch Bohn & Viljoen 2012.

aus stadtpolitischer Perspektive die ökonomische Entlastung der Stadtteile im Fokus.⁵⁰ Rosol konstatiert jedoch, dass diese Strategie keine dauerhafte Lösung der Problematik darstelle:

„In sum, the interviewed local politicians and administrators hope for more engagement of citizens in the maintenance of urban greenery. But they also recognize that their hope for long-term commitment of volunteers to maintain the existing green spaces of the borough independently from administrative support cannot be realized currently. The projects where residents maintain small new green spaces or the occasional Volunteers Days might fulfil other hopes – like the beautification of the neighbourhood, community building and preventing illegal dumps. But they fail to reduce costs for green space maintenance by the parks department“ (Rosol 2011, 246).

Auch Kimberly Hartsfield und Bethany R. Henderson (2008) beschäftigen sich in ihrer wissenschaftlichen Studie „Is Getting into the Community Garden Business a Good Way to Engage Citizens in Local Government“ mit dem Potential urbaner Gemeinschaftsgärten zivilgesellschaftliches Engagement zu evozieren. Entgegen der Ansicht von Rosol konstatieren sie jedoch Möglichkeiten, das Engagement langfristig aufrecht zu erhalten. Die Ergebnisse der Studie beziehen sich auf Amerika und untermauern die These, dass das stadtpolitische Interesse an urbanen Gemeinschaftsgärten wächst und diese mit dem Ziel, Gesundheit, Wohlbefinden, Sicherheit, Begrünung der Stadt und Umweltschutz zu fördern, in Verbindung gebracht werden können.

„Developing community garden programs can be a great way for municipal government to engage citizens in addressing the social problems in their neighbourhood. Community gardens can bring tangible, immediate benefits to virtually every resident of a local community, including beautifying trash-filled lots, eliminating gangs and drug sellers from formerly empty lot, and eradicating vermin from abandoned lots. They also furnish a designated local space for community health and wellness programs, fresh produce to eat, and a forum for constructive after-school activities. The list goes on“ (Hartsfield & Henderson 2008, 13).

Die Ausführungen legen nicht nur die Interpretation nahe, dass urbane Gemeinschaftsgärten eine kostengünstige Variante der Stadtentwicklung sind, sondern auch dass sie sich quasi als Selbstläufer ohne größeren administrativen Aufwand entwickeln. Die Wissenschaftlerinnen betonen jedoch, dass das zivilgesellschaftliche Engagement sehr anfällig gegenüber stadtpolitischen Entscheidungen und strukturellen Veränderungen ist und identifizieren fünf zentrale Erfolgsfaktoren für eine erfolgreiche Implementierung urbaner Gemeinschaftsgärten. Erstens muss der Garten den Bedürfnissen der ansässigen Bevölkerung entsprechen, um zivilgesellschaftliches Engagement hervorrufen zu können. Zweitens muss das Gartenprogramm zu den stadtpolitischen Zielen und Interessen passen, um von

⁵⁰ Siehe dazu auch Bläser et al. 2012.

den Mitarbeitern der Stadtverwaltung langfristig akzeptiert zu werden. Sichere Zugeständnisse wie beispielsweise eine finanzielle Förderung oder eine administrative Unterstützung können nur auf diese Weise gewährleistet werden. Dieser Aspekt hängt eng mit dem dritten Faktor zusammen: Ein reibungsloser Informationsaustausch innerhalb der Stadtverwaltung sowie mit den ehrenamtlichen Helfern stellt für die Wissenschaftlerinnen eine zwingende Notwendigkeit dar. Ist zweitens nicht vollständig erfüllt, sind Probleme in der Kommunikation zu erwarten. Viertens müssen genügend freie Flächen zur Verfügung stehen, die fünftens für mehrere Jahre von der Stadtverwaltung freigegeben werden müssen. Neben diesen fünf Erfolgsfaktoren stellen die Wissenschaftlerinnen drei potentielle Möglichkeiten vor, urbane Gemeinschaftsgärten als stadtpolitisches Instrument einzusetzen:

„There are three primary ways municipalities can implement community gardens: (1) allocate resources to existing community gardens run by third parties, (2) collaborate with other government agencies and non-profit organizations to co-develop community gardens, or (3) create gardens “in house” that are run solely by municipal government agencies“ (Hartsfield & Henderson 2008, 14).

Je nach den gegebenen Umständen einer Stadt erscheint der eine oder andere Weg sinnvoller. Insgesamt müssen jedoch die oben beschriebenen Erfolgsfaktoren geprüft und eingehalten werden, um urbane Gemeinschaftsgärten als Motoren für zivilgesellschaftliches Engagement langfristig nutzen zu können.

Beide Studien machen deutlich, dass die Bedeutung der Gärten von politischen Entscheidungsträgern zunehmend erkannt wird und sie einen relevanten Stellenwert in der Stadtplanung einnehmen können. Dieser Sachverhalt führt jedoch in den meisten Fällen nicht zu einer städtebaulichen Relevanz und es bleiben zahlreiche Bedenken gegenüber den Projekten bestehen (vgl. von der Haide 2014; Dams 2012). Ein weiteres Problem, das damit in Verbindung steht, ist der Sachverhalt, dass eine Förderung der Gemeinschaftsgärten mit öffentlichen Geldern Probleme evozieren kann, die ohne diese nicht entstehen würden. So geht die Verwendung öffentlicher Fördergelder in den meisten Fällen mit dem Anspruch einer allzeit bestehenden öffentlichen Zugänglichkeit einher, so dass Zäune oder andere Schutzmaßnahmen rechtlich nicht zulässig sind (vgl. Baier 2012c). Vandalismus und Verschmutzung können auf diese Weise nicht ausgeschlossen werden, so dass neue Formen der Stadtentwicklung und die Deklaration der Gärten als halb- bzw. semi-öffentliche Räume notwendig erscheinen:

„Gemeinschaftsgärten könnten solche neuen halböffentlichen Räume sein: Zu ihnen haben diejenigen Zugang, die sich verantwortlich erklären, die mitmachen, andere nur zu Öffnungszeiten oder bei Veranstaltungen“ (Baier 2012c).

Aber auch in anderer Hinsicht stellt das reibungslose Zusammenwirken von stadtpolitischen Entscheidungsträgern und Gartenaktivistinnen einen entscheidenden Aspekt dar, um die durch die Bewegung initiierten bottom- up Prozesse stadtplanerisch nutzen zu können.

„Nischen, subkulturelle Elemente, das Engagement des Einzelnen oder von Gruppen sind notwendig, um überhaupt eine andere Perspektive zu entwickeln. Um diese gesellschaftlich wirksam werden zu lassen, brauchen sie eine offene Atmosphäre des »Gewollt-Seins« und strukturelle Möglichkeiten zur Entfaltung“ (Brückner 2012, 196).

In ihrer Studie zur integrativen Stadtentwicklung machen Bläser et al. (2012) darauf aufmerksam, dass alternative Nutzungsformen für urbane Freiflächen von StadtplanerInnen zwar positiv eingeschätzt werden, dass jedoch versucht wird, diese Form der Raumanneignung durch rechtliche Vorgaben zu regulieren, da eine gewisse Skepsis den Projekten gegenüber erhalten bleibt. Dieser Sachverhalt steht im klaren Gegensatz zu einer bottom-up Entwicklung und deutet auf potentielle Konflikte zwischen urbanen Gemeinschaftsgärten und der Stadtplanung hin. Darüber hinaus verweisen zeitlich begrenzte Pachtverträge und Zwangsräumungen auf den Sachverhalt, dass die Gemeinschaftsgärten trotz ihrer zunehmenden Anerkennung in einer rechtlichen Grauzone zu verorten sind und in die städtebauliche Planung nicht zielführend aufgenommen werden. In diesem Zusammenhang ist auch die Studie „Die neuen Gartenstädte“ von Ella von der Haide (2014) zu nennen. Von der Haide versucht mit ihrer Studie zu 34 best-practice Beispielen, die Bedenken von StadtplanerInnen auszuräumen und Handlungsempfehlungen für die Kommunalpolitik zu formulieren. Zu Beginn ihrer Studie prognostiziert sie eine steigende gesellschaftliche Nachfrage für urbane Gemeinschaftsgärten und identifiziert zentrale Ursachen für diese Entwicklung. So nimmt ihrer Ansicht nach nicht nur das Bedürfnis nach begrünten Freiräumen in verdichteten Städten zu, sondern damit einhergehend auch der Wunsch, im direkten Wohnumfeld alternative Möglichkeiten der Freizeitgestaltung zu haben. Dies bringt sie mit einem immer größer werdenden ökologischen Bewusstsein in Verbindung und verweist auf die Möglichkeit, durch urbane Gemeinschaftsgärten zivilgesellschaftliche Handlungsfelder zu erschließen und die Stadtentwicklung partizipativ zu gestalten. Aus dieser Lesart können die Gärten als stadtpolitisches Instrument genutzt werden, das auf der einen Seite die Bedürfnisse der Stadtbevölkerung integriert und auf der anderen Seite einen Beitrag zur Gemeinwesenarbeit und Daseinsvorsorge leistet. So tragen die Gärten nicht nur dazu bei, Integration zu fördern und Segregation entgegen zu wirken, sondern sie können laut von der Haide auch den Umweltschutz in der Stadt ohne großen finanziellen Aufwand befördern, indem sie zum einen eine qualitative Verbesserung der Grünflächenversorgung gewährleisten und zum anderen Puffer für Hitze- und Starkregenereignisse darstellen. Die Diversität der Gärten müsse dabei als ihre besondere Stärke

angesehen werden, da unterschiedliche Ausprägungsformen an die Gegebenheiten der Stadt angepasst werden können (vgl. von der Haide 2014).

Nachdem von der Haide die positiven Aspekte urbaner Gemeinschaftsgärten expliziert hat, geht sie auf die Bedenken der StadtplanerInnen ein. Diese umfassen ihrer Meinung nach vor allem die Privatisierung des öffentlichen Raums, Konkurrenzen um öffentliche Grünflächen, fehlende rechtliche und allgemeine Förderungsrichtlinien, Kurzfristigkeit des Interesses der zivilgesellschaftlichen AkteurInnen, Vandalismus, Mangelnde Kontrollmöglichkeiten sowie entstehende Kosten für die Stadtverwaltung. Diese versucht sie mit empirischen Gegenbeispielen auszuräumen. So verweist sie auf die NutzerInnenvielfalt, die durch die alternativen Partizipationsmöglichkeiten am öffentlichen Raum gefördert wird und das Potential urbaner Gemeinschaftsgärten, eine Ergänzung zu öffentlichen Parkanlagen darzustellen. Auf diese Weise würde Privatisierungsprozessen und der Entwicklung von Konkurrenzen um den städtischen Raum entgegengewirkt. Um ihr Argument zu untermauern, belegt sie mit empirischen best-practice Beispielen, dass das zivilgesellschaftliche Engagement durch Langfristigkeit ausgezeichnet ist und die Raten von Vandalismus in urbanen Gemeinschaftsgärten geringer ausfallen als in städtischen Parkanlagen. Bezüglich der Kosten erklärt von der Haide, dass in den meisten Fällen lediglich eine Anschubfinanzierung notwendig sei und somit langfristig die Kosten für die Grünflächenpflege nicht steigen, sondern sehr wahrscheinlich sinken. Lediglich bezüglich des Kontrollverlustes räumt sie ein, dass diese Gefahr tatsächlich bestehe und dass eine klare Richtlinie zur Förderung der Gärten daher notwendig sei, um zu einer Klärung rechtlicher Grauzonen beizutragen. Dies ist sowohl für die Stadtpolitik als auch für die GärtnerInnen vorteilhaft, um Erwartungs- und Entscheidungssicherheit herzustellen.

Abschließend versucht von der Haide Handlungsempfehlungen für die Kommunalpolitik zu formulieren. Sie erklärt, dass die Offenheit der Kommunalverwaltung gegenüber neuer urbaner Gartenprojekte eine wichtige Grundlage für eine erfolgreiche stadtplanerische Integration darstelle und dass eine intersektorale und ressortübergreifende Zusammenarbeit eine notwendige Grundlage darstellt, „[...] denn eine alleinige Kooperation mit dem Grünflächenamt reicht nicht; Liegenschaftsamt und Planungsamt haben Zugriff auf die Flächen und die Möglichkeit, in Bebauungspläne einzugreifen und Neu- und Umbau zu gestalten, daher sind sie wichtige Akteur_Innen, die mitgenommen werden muss“ (von der Haide 2014, 12). Die Einrichtung einer zentralen Koordinationsstelle, die mit ausreichenden finanziellen Mitteln ausgestattet ist, ist für sie ein zentrales Anliegen. Auf der einen Seite könne auf diese Weise die vielfach notwendige Anschubfinanzierung für die Gärten gedeckelt werden. Auf der anderen Seite kann in dieser Instanz ein sogenanntes Brachflächenregister eingerichtet werden, das direkte Informationen über freie Flächen in der Stadt liefert. Auf diese Weise wird die Kommunikation zwischen der städtischen

Verwaltung und den GärtnerInnen institutionalisiert und erleichtert. Die Inklusionspotentiale, die von den Gärten ausgehen, können darüber hinaus durch eine aktive Betreuung der Gärten gesteigert werden. In diesem Zusammenhang betont sie, dass sich insbesondere die Stadtpolitik verantwortlich zeigen muss, Maßnahmen gegen Gentrifizierungsprozesse und soziale Verdrängung, die auch durch eine Aufwertung von Stadtteilen durch die Gärten ausgelöst werden, vorzunehmen. Erneut wird die planungsrechtliche Absicherung der Gärten in diesem Zusammenhang betont, da verpachtete Flächen nach der Steigerung der Attraktivität von Stadtteilen nicht dazu genutzt werden sollten, marode Finanzhaushalte einer Stadt zu sanieren.

Die bis hierhin angeführten Studien verweisen neben den Potentialen urbaner Gemeinschaftsgärten für die Stadtplanung auch auf zahlreiche Probleme und Konflikte. Eine langfristige Unterstützung der Gärten durch die Stadtpolitik kann laut einiger WissenschaftlerInnen dann gewährleistet werden, wenn durch standardisierte Verfahren der Evaluierung und des Monitoring die positiven Effekte der Gärten beziffert werden können und auf diese Weise die Bedenken gegenüber den Projekten ausgeräumt werden. Diese Verfahren müssten sowohl soziale als auch ökologische Dimensionen umfassen (vgl. Beilin & Hunter 2011; Turner et al. 2011).

„For now community gardening is largely seen to be a form of “feel good politics” [...] and for policymakers and urban planners, there is little focus on the impact that these practices can have“ (Turner et al. 2011, 491).

Um den Einfluss von urbanen Gemeinschaftsgärten messen zu können, fordern die Wissenschaftlerinnen Ruth Beilin und Ashlea Hunter die Entwicklung von eindeutigen Indikatoren, die in Zusammenarbeit von Garteninitiativen, StadtpolitikerInnen und der Industrie entwickelt werden, um unterschiedliche Perspektiven in den Prozess miteinzubeziehen. Sie erklären, dass dies der einzig verlässliche Weg sei, um eine langfristige Integration von urbanen Gemeinschaftsgärten in die Stadtplanung zu erreichen.⁵¹

Der Stellenwert einer Stadtpolitik, die den Gemeinschaftsgärten eine stadtplanerische Relevanz zuspricht und ihre Funktion für die städtische Gesellschaft positiv bemisst, kann jedoch kaum unterschätzt werden, wie an dem Beispiel New York deutlich wird (vgl. Schmelzkopf 2002; Stone 2002). Seit einem politischen Wechsel im Jahre 1998 sind zahlreiche Gärten von der Schließung und Überbauung bedroht. Obwohl die meisten urbanen Gemeinschaftsgärten in New York Teil des sogenannten ‚Green Thumb‘ Programms⁵² sind und so einem spezifischen Schutz unterliegen, ist es

⁵¹ Dieser Vorschlag wird in dem Teilkapitel „Diskussion des Forschungsstandes“ diskutiert, da die Entwicklung von quantitativen Indikatoren zumindest für soziale Effekte fragwürdig erscheint.

⁵² "Das ‚GreenThumb‘-Programm wird durch Bundesmittel finanziert. Das Programm übernimmt die Bereitstellung von Material, technischer Hilfe und die Versorgung mit nicht kontaminierter Erde" (Stone 2002, 169).

dem Bürgermeister der Stadt durch die Übertragung der Flächen in die Abteilung ‚Wohnraum und Entwicklung‘ gelungen, die Pachtverträge, die einst mit der Abteilung der Parkverwaltung geschlossen wurden, unwirksam zu machen.

"Im Gefolge der Übertragungsmaßnahmen im Frühjahr 1998 verschwanden immer mehr Gartenanlagen. Bis zu diesem Zeitpunkt waren weniger als 50 von rund 700 zur Bebauung freigegeben worden. In den zwei Jahren danach wurden über 100 als Entwicklungsprojekte bezeichnete Maßnahmen auf Flächen genehmigt, die vordem als Gemeinschaftsgärten genutzt wurden" (Stone 2002, 161).

Die Genehmigungen sind zu einem Großteil auf die Unkenntnis der stadtpolitischen EntscheidungsträgerInnen zurückzuführen, da die Grundstücke der Gemeinschaftsgärten als freie Flächen in den Bebauungsplänen der Stadt aufgeführt werden und ihre Existenz somit schlichtweg nicht bekannt ist. Hinzu kommt jedoch der Sachverhalt, dass die Gartengrundstücke meistens nur ein Grundstück unter vielen in den Entwicklungsprogrammen ausmachen, die teilweise die Bebauung ganzer Straßenzüge umfassen. Diese sind jedoch in zweifacher Hinsicht als problematisch einzuschätzen, da sie nicht nur zu einer Verdrängung von Gemeinschaftsgärten führen, sondern aufgrund der sogenannten ‚20/80 Regel‘ auch Gentrifizierungsprozesse auslösen.

"Das heißt, der Unternehmer erstellt 80 % zu Marktpreisen vermietete Luxusmietwohnungen [...] und baut die restlichen 20 % der Wohnungen für Mieter mit niedrigen Einkommen, wofür er bedeutende Steuernachlässe und einen Preisnachlass beim Grunderwerb erhält" (Stone 2002, 170).

Aus dieser Perspektive wird ersichtlich, dass eine gelungene Integration der Gärten in die Stadtplanung sowie eine auf Langfristigkeit angelegte Kooperation zwischen stadtpolitischen Entscheidungsträgern und den InitiatorInnen beziehungsweise BetreiberInnen urbaner Gemeinschaftsgärten wichtig sind. Darüber hinaus wird jedoch auch deutlich, dass die stadtpolitische Wertschätzung der Gartenprojekte auf einem diskursivem Aushandlungsprozess basiert (vgl. Deomene & Sauri 2007; Bläser et al. 2012).⁵³ In direkter Verbindung dazu muss erneut die Frage aufgegriffen werden, welche Rolle urbane Gemeinschaftsgärten im Zusammenhang mit einem nachhaltigen Urbanismus spielen.

In dem wissenschaftlichen Artikel „Diversity and Connections in Community Gardens: a Contribution to Local Sustainability“ diskutiert Leigh Holland (2004) das Potential urbaner

⁵³ In diesem Zusammenhang ist die Studie von Elena Domene und David Sauri (2007) zu nennen, in der deutlich wird, dass das in Barcelona vorherrschende Naturverständnis sowie ästhetische Präferenzen zu einer Verdrängung und Regulierung urbaner Gemeinschaftsgärten geführt hat. Diskurse und Machtstrukturen sind daher wichtige Faktoren, die das Verhältnis zwischen urbanen Gemeinschaftsgärten und stadtpolitischen Entscheidungsträgern maßgeblich beeinflussen.

Gemeinschaftsgärten, als praktische Modelle für die Implementierung von sozialen und ökologischen Strategien der Stadtpolitik zu fungieren. Die Relevanz, lokal angepasste Strategien zur Förderung urbaner Nachhaltigkeit und damit einhergehend die Entwicklung einer städtischen Gemeinschaft zu fördern, begründet er durch die Local Agenda 21 (LA 21). Die LA 21 ist Teil der Agenda 21, die als entwicklungspolitisches Programm von 172 Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen auf der Konferenz für Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro 1992 beschlossen wurde.

„Die Agenda 21 nimmt sich der drängendsten Probleme der heutigen Zeit an und ist zur gleichen Zeit bemüht, die Welt auf die Herausforderungen des nächsten Jahrhunderts vorzubereiten. Sie ist Ausdruck eines globalen Konsenses und einer auf höchster Ebene eingegangenen politischen Verpflichtung zur Zusammenarbeit im Bereich von Entwicklung und Umwelt“ (United Nations 1992).

Die Local Agenda 21 betont indes die Notwendigkeit, Nachhaltigkeit durch lokal angepasste Strategien zu fördern, da Umweltprobleme vielfach einen ortsspezifischen Ursprung aufweisen. Daher legt die LA 21 einen besonderen Fokus auf „[...] self help, self-development and community involvement“ (Holland 2004, 287). Dies führt in zahlreichen Kommunen zu dem Versuch, urbane Nachhaltigkeit über die Entwicklung gemeinschaftlicher Strukturen zu fördern. Die Implementation erweist sich insgesamt jedoch als schwierig, da die Umsetzung der Richtlinien der LA 21 und die Förderung von Gemeinschaft nicht einfach gleichzusetzen sind. So scheinen zwar Interdependenzen zwischen urbaner Nachhaltigkeit und der Entstehung gemeinschaftlicher Strukturen zu bestehen, indem beispielsweise proaktive Gemeinschaften einen erheblichen Beitrag zur nachhaltigen Stadtentwicklung leisten und insbesondere Graswurzelorganisationen und damit einhergehende bottom-up Prozesse von Strukturentstehung das Thema vorantreiben.⁵⁴ Aber die Annahme einer simplifizierten Kausalbeziehung ist laut Holland eine verkürzte Sichtweise:

“Schemes have to be localised to address local issues and have to be sensitive to local needs [...]. There needs to be a convergence of ecological sustainability and social justice so that policy is influenced in a more holistic way [...]" (Holland 2004, 289).

In Anlehnung an Laura Stocker und Kate Barnett (2007) weist Holland urbane Gemeinschaftsgärten als Modelle für einen sozialen Wandel auf lokaler Ebene aus, da durch die gärtnerischen Praktiken die Nachhaltigkeit einer Stadt in ihren ökologischen, ökonomischen und sozialen Dimensionen positiv beeinflusst wird. So können urbane Gemeinschaftsgärten durch ihre flexiblen Gestaltungsformen an

⁵⁴ “People’s capacity to embrace the issues and to link social policy and the environment is crucial to the success of sustainable initiatives [...]. Local Agenda 21 in particular was specifically charged with creating local opportunities that are innovative and that will produce the circumstances in which sustainable practices can flourish”(Holland 2004, 289).

lokale Anforderungen angepasst werden und sie liefern eine adäquate Möglichkeit, die Entwicklung von Gemeinschaft und Nachhaltigkeit durch bottom-up Prozesse zu fördern. In dieser Betrachtung der Gartenprojekte liegt der Fokus nicht auf dem Anbau von Gemüse, sondern vielmehr auf den sozialen Effekten, die die Gemeinschaftsgärten aufweisen:

„It would appear that what is grown is secondary to what else is achieved, in many cases, and even where food growing is a stated aim (perhaps as a response to food poverty) other objectives are also achieved" (Holland 2004, 303).

Indem die Gärten die zivilgesellschaftliche Partizipation fördern und die GärtnerInnen zum Handeln ermächtigen (Empowerment), können sie von politischen Entscheidungsträgern genutzt werden, um lokal angepasste Nachhaltigkeitsstrategien zu entwickeln und die Ziele der LA 21 umzusetzen. Ob und in welchem Ausmaß urbane Gemeinschaftsgärten als praktische Modelle für eine nachhaltige Stadtentwicklung zukünftig genutzt werden, ist laut Holland jedoch fraglich, da ihr Stellenwert in diesem Zusammenhang bisher nur marginal erkannt wurde.

Dass urbane Gemeinschaftsgärten einen wichtigen Beitrag zur Verbesserung der ökologischen Situation einer Stadt leisten können, weist Knizhnik L. Heather (2000) in ihrer Studie „The Environmental Benefits of Urban Agriculture on Unused, Impermeable and Semi-Permeable Spaces in Major Cities with a Focus on Philadelphia, PA“ hin. So tragen die Gärten in all ihren Facetten zum Erhalt der Biodiversität, zur Verbesserung der Luftqualität und zur Reduktion von Müll bei, indem die Produktionskreisläufe innerhalb der Gärten in sich geschlossen sind. Darüber hinaus verringern sie die Wahrscheinlichkeit, dass eine Stadt durch Starkregenereignisse Schaden nimmt, da durch die unversiegelten Böden Versickerungs- und Auffangmöglichkeiten für das Wasser hergestellt werden. Damit einher geht die Anreicherung von Grundwasser, so dass die Versorgung mit Trinkwasser für die städtische Bevölkerung besser gewährleistet werden kann. Ein weiterer Vorteil gerade für dicht bebaute Städte liegt in dem Potential der Gärten, die Entstehung sogenannter Hitzeinseln zu verhindern und somit zu einer moderaten Hitzeentwicklung im städtischen Raum beizutragen. In diesem Zusammenhang sind auch die Kühlungseffekte von Dachgärten und damit einhergehende Energieeinsparungen bei strombasierten Kühlsystemen zu nennen.

Neben den ökologischen Effekten weist Donna Armstrong (2000) mit ihrer wissenschaftlichen Studie zu urbanen Gemeinschaftsgärten in New York noch auf einen weiteren Vorteil für die Stadtpolitik hin. Sie zeigt, dass urbane Gemeinschaftsgärten einen optimalen Ansatzpunkt für Gesundheitsprogramme in der Stadt liefern, indem sie eine holistische Perspektive auf die Gesundheitsförderung nahelegen.

„Individuals involved in community gardening may provide an even more integrated perspective to health promotion and empowerment designs; for example, by improving local, sustainable food systems, improving job skills and employment opportunities, addressing problems of depression and other mental health issues, especially in lower income neighbourhoods, addressing the need for green spaces, aesthetics, and lowering crime in urban neighbourhoods” (Armstrong 2000, 326).

Aus der Zusammenschau der hier diskutierten Beiträge lässt sich zusammenfassend festhalten, dass urbane Gemeinschaftsgärten einen wichtigen Stellenwert in der Stadtpolitik einnehmen können, um urbane Nachhaltigkeit sowohl in ökologischer als auch sozialer Dimension zu fördern. Eine stadtplanerische Integration der Projekte ist jedoch bisher nicht erfolgt. Ein Wandel dieser Sichtweise, die sich maßgeblich über die Bedenken durch stadtpolitische Entscheidungsträger zu konstituieren scheint, wird allerdings durch die groß angelegte Studie des Ministeriums für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen nahegelegt.

„Städtische Gärten sind noch zarte Pflänzchen. Doch wachsen sie, verbreitet sich die Idee, werden sie Bestandteil einer neuen städtischen Kultur. Alte Dichotomien wie Stadt / Land und Kultur / Natur werden dabei überwunden. Gärtnern heißt: mit Lebendigem umgehen und Teil des Lebendigen sein“ (Held 2012, 300).

2.5 Kritik

Wie aus den bisherigen Explikationen hervorgeht, wird »Urban Gardening« in zahlreichen Beiträgen mit zahlreichen positiven sozialen, ökologischen und politischen Potentialen verbunden. Aber es gibt auch kritische Stimmen, die nicht vernachlässigt werden sollen. So wird den AktivistInnen vorgeworfen, dass das urbane Gärtnern und das Führen eines Gemeinschaftsgartens durchaus mit ökonomischen Interessen verbunden ist, die nicht nur in der Gestaltung und Organisation der Gärten selbst, sondern zunehmend auch in der Integration von Gemeinschaftsgärten in Unternehmen zum Zweck der Motivation und Steigerung der Identifikationsmöglichkeiten für die Belegschaft seinen Ausdruck findet (vgl. Wißmann 2014). In diesem Zusammenhang konstatiert Carmen Dams (2012) in ihrem Buchbeitrag:

„Doch machen wir uns nichts vor! Der Prinzessinnengarten in Berlin ist auch eine gute Geschäftsidee. In mobilen Kisten und Säcken werden Nutzpflanzen auf einer kontaminierten Stadtbrache angebaut. Die geschäftstüchtigen jungen Männer betreiben mittlerweile auch Gastronomie, verkaufen Gemüse an Berliner Spitzenrestaurants und bieten Beratungsdienstleistungen an. Die transportablen Container sollen das flexible Prinzip dieses Gartens unterstreichen und bieten eine spektakuläre Symbolik. Die Agropolis in München ist bisher nur eine Idee im Rahmen des interdisziplinären Ideenwettbewerbs Open Scale in München. Auch

hier entwarfen junge Architekten, Landschaftsarchitekten und Stadtplaner ein Zwischennutzungskonzept, also ein flexibles Konzept, für ein sich über 30 Jahre hinziehendes Bauprojekt am Stadtrand“ (Dams 2012, 164).

Genau diese Flexibilität erscheint im Sinne eines nachhaltigen Gartenkonzeptes irreführend, denn agrarwirtschaftliche Produktionssysteme sind mit einem Flexibilitätsanspruch nicht kompatibel (vgl. Dams 2012). Darüber hinaus ist auch dem Anspruch der Nachhaltigkeit über mobile Anbausysteme nicht gerecht zu werden:

„Wie sieht es mit Kreislaufwirtschaft tatsächlich aus, wenn das Substrat der mobilen Beete zugekauft wird, der Anbau einer dünnen Humusschicht aber viele Generationen dauert, weil er im Zusammenspiel von Mikroorganismen und Kleinlebewesen mit dem mineralischen verwitternden Untergrund entsteht? Das kann in Kisten oder Balkonen nicht annähernd gelingen“ (Dams 2012, 164f.).

Die Versuch, ökonomischen und ökologischen Ansprüchen innerhalb der urbanen Gemeinschaftsgärten gerecht zu werden, erweist sich somit als ein widersprüchliches Unterfangen, das die Ideale der Gartenbewegung zumindest teilweise zu unterwandern scheint. Problematisch ist dies besonders, wenn konstatiert wird, dass sich urbane Gärten nur dann langfristig etablieren können, wenn sie sich als rentabel erweisen (vgl. Wißmann 2014).

Neben dieser Kritik müssen sich die GartenaktivistInnen jedoch mit einem weiteren Dilemma auseinandersetzen. So führen die Zwischennutzungen, die vor allem in Stadtteilen verortet werden können, die ausreichend Freiraum bieten, zunächst zu einer Aufwertung des vormals vernachlässigten Stadtteils. Die mit dem Gemeinschaftsgarten assoziierten positiven sozialen Entwicklungen verkehren sich auf diese Weise jedoch vielfach in ihr Gegenteil, indem durch Zuzug und Investoren der Freiraum wieder begrenzt wird und Prozesse der Gentrifizierung ausgelöst werden (vgl. Baier 2012).

Gentrifizierung bezeichnet einen grundlegenden „Wandel der Bevölkerungs- und Gebäudestruktur (sei es auch nur eine Modernisierung von Wohnungen) [...]“ (Geschke 2013, 38). Jürgen Friedrichs (2000) identifiziert vier Phasen, aus denen der Prozess der Gentrifizierung besteht. Den Beginn sieht er in dem Zuzug sogenannter Pioniere wie Studierende, Künstler und andere Freiberufler in ein Stadtviertel, das aufgrund eines geringen Modernisierungsstandes der Immobilien und einkommensniedriger Haushalte bisher als wenig attraktive Wohnlage galt. Die als Pioniere deklarierten Personengruppen zeichnen sich dadurch aus, dass sie nicht nur nach günstigem Wohnraum mit guter Bausubstanz suchen, sondern gleichermaßen eine Bereicherung durch die in den Vierteln vorherrschende Diversität der ansässigen Bevölkerungsgruppen erwarten. Darüber hinaus weisen sie vielfach einen höheren Bildungsstatus als die ansässigen BewohnerInnen auf. In

der zweiten Phase ziehen die ersten Gentrifier in das Gebiet. Diese sind laut Friedrichs meist junge Paare mit hohen Bildungsabschlüssen und höheren Einkommen. Ihnen ist an einer auf Dauer angelegten Wohnumgebung gelegen, so dass sie in die Gebäude investieren. Dieser Prozess führt in Phase Drei dazu, dass Immobilienmakler und Investoren das Gebiet für ihre Geschäfte entdecken und Investitionen für Modernisierungen tätigen, die zum einen neue Gentrifier anziehen und zum anderen Mietpreissteigerungen und die Umwandlung von Miet- in Eigentumswohnungen nach sich ziehen. Christoph Twickel (2011) beschreibt dieses Zusammenspiel aus Angebot und Nachfrage salopp formuliert wie folgt:

"Gentrifizierung findet statt, wenn und weil Angebot und Nachfrage zusammenkommen. Auf der einen Seite die Nachfrager: der aufstrebende »Bionade Biedermeier«, jene neue, beruflich heterogene Angestellten- oder Freelancer-Kaste, die nicht, wie noch die Elterngeneration, im Vorstadt-Einfamilienhaus mit Garten, Garage und klaren Geschlechterrollen leben will. Auf der anderen Seite das Angebot: sanierte Altbauwohnungen, Fabriklofts, ausgebaute Dachgeschosse, Neubau-Eigentumswohnungen in zu »Szeneviorteln« aufgestiegenen innerstädtischen Wohngebieten. Angebot und Nachfrage treffen sich" (Twickel 2011, 101).

Im Zuge dessen eröffnen immer mehr Geschäfte und Restaurants in dem Stadtviertel, so dass die Attraktivität der Wohnlage nochmals zunimmt. Das Bild des Stadtviertels verändert sich und „es verfestigt sich ein Kreislauf der Kapitalisierung von Raum" (Geschke 2013, 39). Gewinner dieses Prozesses sind Immobilienmakler, Bauunternehmer und Grundbesitzer. „Verlierer sind alle die, die mit dem gestiegenen Preisniveau nicht mithalten können: Zuerst verschwinden die proletarischen und subproletarischen Bewohner, die Rentner und Migranten mit kleinem Einkommen. Dann trifft es die sogenannten »Pioniere«, die die Viertel hip gemacht haben: Studenten, Künstler, Bohemians." (Twickel 2011, 101f.). Die vierte Phase entspricht einer Radikalisierung der gezeichneten Prozesse, indem das Stadtviertel überregionale Bekanntheit erlangt und immer mehr zahlungskräftige Personen hinzuziehen, so dass zahlungsschwache Bevölkerungsgruppen weitgehend verdrängt werden.

Diese Art der Erklärung von Gentrifizierung wird von Neil Smith (1996) in seiner Monografie „The New Urban Frontier. Gentrification and the Revanchist City“ zurückgewiesen, da sie einen zu starken Fokus auf kulturelle Komponenten beziehungsweise individuell ökonomische Faktoren aufweise und die Prozesse singulär als ein „back to the city movement“ (Smith 1996, 52) darstellt, ohne jedoch die Interdependenzen zwischen sozialen, politischen, ökonomischen und kulturellen Verschiebungen in kapitalistisch wirtschaftenden Gesellschaften miteinzubeziehen.

“The production of space in general and gentrification in particular are examples of this kind of uneven development endemic to capitalist societies. Much like a real frontier, the gentrification

frontier is advanced not so much through the actions of intrepid pioneers as through the actions of collective owners of capital" (Smith 1996, XVI).

Der Fokus seiner Gentrifizierungstheorie, die auch als Rent-Gap-Theorie⁵⁵ beziehungsweise Mietlückentheorie bekannt ist, liegt auf der Ökonomie und auf der Verteilung und Mobilität von Kapital im Wohnungsmarkt beziehungsweise Bausektor, so dass die Entscheidungen und das Handeln von kollektiven Akteuren im Gegensatz zu individuell ökonomischen Faktoren in den Vordergrund gerückt wird. Der Terminus Mietlücke verweist dabei auf die Differenz zwischen realisierten und potentiell erzielbaren Miteinnahmen. Diese Disparität ist zum einen historisch bedingt und stellt zum anderen die Ursache für Investitionen in die Wohnbausanierung und damit einhergehende Mietsteigerungen dar.

„A theory of gentrification will need to explain the historical process of capital devalorization in the inner city and the precise way in which this devalorization produces the possibility of profitable reinvestment. The crucial nexus here is the relationship between land value and property value" (Smith 1996, 61).

In historischer Perspektive ist das Wachstum der Städte im Zuge der Industrialisierung als Ausgangspunkt für Prozesse der Suburbanisierung und den damit einhergehenden Abfluss des Kapitals in die Vororte anzusehen. Die dicht bebaute Innenstadt und der ohnehin hohe Wert der Grundstücke führten zu dem Sachverhalt, dass Reinvestitionen in bereits bestehende Gebäude zu kostspielig und nicht lohnenswert erschienen. Erst mit den Jahren verursachten die maroden Gebäude eine Abwertung des Grundstückspreises und damit einhergehend sanken die Grundrenten, die aus ihnen erwirtschaftet werden konnten, obwohl der eigentliche Wert eines Grundstückes stieg. Demgegenüber steht dann die potentielle Grundrente, die durch Reinvestitionen erwirtschaftet werden kann und es entsteht das, was Smith als Rent-Gap bezeichnet:

“The rent gap is the disparity between the potential ground rent level and the actual ground rent capitalized under the present land use [...]. The rent gap is produced primarily by capital devalorization (which diminishes the proportion of the ground rent able to be capitalized) and also by continued urban development and expansion [...]" (Smith 1997, 67-68).

Nur wenn diese Lücke entsteht, erscheinen Investitionen ökonomisch lohnenswert und werden getätigt. Gentrifizierung findet somit dann statt, wenn diese Lücke besonders groß ist, so dass Bauunternehmer bestehende Strukturen günstig erwerben, die Kosten des Umbaus sehr gut decken

⁵⁵ Der Terminus Rente bezieht sich auf das Einkommen aus den Mieteinnahmen.

und einen hohen Profit durch den Verkauf des Endproduktes erwarten können. Aus diesen Überlegungen schlussfolgert Smith:

„Gentrification is a structural product of the land and housing markets. Capital flows where the rate of return is highest, and the movement of capital to the suburbs, along with the devalorization of inner-city capital, eventually produces the rent gap. When this gap is sufficiently large, rehabilitation (or, for that matter, redevelopment) can begin to challenge the rates of return available elsewhere, and capital flows back in. Gentrification is a back-to-the-city movement all right, but a back-to-the-city movement by capital rather than people" (Smith 1996, 70).

Beide Erklärungsversuche von Gentrifizierung erscheinen in ihrer jeweiligen Argumentationslogik schlüssig und eine Kombination von ökonomischen und sozialen beziehungsweise kulturellen Faktoren kann sinnvoll erscheinen, da beide Perspektive unterschiedliche Faktoren in den Vordergrund rücken und insofern für eine holistische Sichtweise geeignet erscheinen.

In diesem Zusammenhang muss auch die neoliberale Stadtpolitik als weiteres Problem, dass den Prozess zusätzlich verstärkt, identifiziert werden. Die Aufwertung sogenannter benachteiligter Stadtteile durch Projekte des sozialen Wohnbaus führen nicht wie postuliert zu einer Durchmischung der Bevölkerungsgruppen, sondern zu einer Aufwertung der Stadtviertel und im Umkehrschluss wieder zu einer Kapitalisierung. Zielführender sei es hingegen, so Christoph Twickel (2011), Stadtviertel, „in denen es sich [bereits] gut leben lässt" (Twickel 2011, 17), durch sozialen Wohnbau für alle BürgerInnen zugänglich zu machen. Ein weiteres Problem identifiziert er darin, dass Segregation und Gentrifizierung politisch nicht aktiv entgegengewirkt wird.

Auf den Sachverhalt, "[...] dass der Immobilienmarkt die Stadt in arme, soziale benachteiligte und wohlhabende Bereiche sortiert, reagieren städtische Politiker nicht mehr sozialdemokratisch, also mit Regularien und öffentlichen Baumaßnahmen, die entgegensteuern. Stattdessen lautet die Diagnose, dass die Gebiete, in denen sich die Armen, die Bildungsfernen und die Prekarierten ballen nicht mehr marktfähig sind. So wird Gentrifizierung zur Generallinie: als Erfolgsstory, die man überall dort zu implementieren versucht, wo sich soziale Problemzonen gebildet haben. Denn so unschuldig die Forderung nach »Aufwertung« und »Belebung« auch daher kommen mag - de facto ist sie das Bekenntnis der öffentlichen Hand, die Initiative dem Immobilienmarkt zu überlassen" (Twickel 2011, 17).

Der urbane Gemeinschaftsgarten kann Ausgangspunkt für Gentrifizierungsprozesse sein. Eine Analyse, welche Rolle urbane Gemeinschaftsgärten in diesem komplexen Geflecht aus ökonomischen, politischen und sozialen Komponenten der Gentrifizierung spielen, ist bisher nicht erfolgt. Dass ein Zusammenhang zu bestehen scheint, ist jedoch in wissenschaftlichen Beiträgen

konstatiert worden (vgl. Schmelzkopf 2002, Stone 2002). Dieser Sachverhalt führt für die GartenaktivistInnen zu der Problematik, dass sie ihrem selbsternannten Postulat, sozial schwache Bevölkerungsgruppen über die Möglichkeit der Partizipation am Gemeinschaftsgarten zu integrieren, nicht gerecht werden können.

"Doch sie [die Gentrifizierung] macht eben auch Leute zu Rädchen der ökonomischen Aufwertung, die das gar nicht im Sinn haben und ihr am Ende selbst nicht standhalten. Dass die Pioniere - die Studierenden, die Künstler, die Bohemians und die Alternativkultur - ihr Schmiermittel sind, erklärt die Ratlosigkeit, die das Gentrifidingsbums in diesen Kreisen oft umweht. Wie man etwas bekämpfen, das man doch selbst produziert?" (Twickel 2011,5).

In den Publikationen wird zwar wiederkehrend hervorgehoben, dass das Recht auf Nutzung und Gestaltung des städtischen Raumes ein zentrales Anliegen der GartenaktivistInnen sei, die Problematik, selbst ein Teil der Kapitalisierungsprozesse zu sein, wird jedoch selten kritisch reflektiert.

Zusätzlich muss konstatiert werden, dass die Inklusion heterogener Bevölkerungsgruppen ohnehin schwer in die Realität umzusetzen ist, wie anhand des Gemeinschaftsgartens Lindenau in Leipzig deutlich wird:

„Zwar hat sich die Bevölkerungszusammensetzung im Leipziger Westen insgesamt mit dem Zuzug verändert, aber die sozialen Probleme der angestammten Anwohnerschaft bleiben davon unberührt und eine soziale Durchmischung findet kaum statt, die Milieus bleiben unter sich. Das gilt auch für den Nachbarschaftsgarten [...]“ (Baier 2012, 184).

In diesem Zusammenhang weist auch Marit Rosol (2011) darauf hin, dass durch die stadtpolitische Nutzung der Gemeinschaftsgärten als Instrument zur städtischen Grünflächenpflege und Gemeinwesenarbeit vielfach nur spezifische Personengruppen adressiert werden:

„When the local state, in contrast to Fordist times, “allows“ intensified participation in the shaping of urban green spaces in order to rid itself of work, certain usually middle class groups are likely to appropriate these projects and spaces as they are able to better articulate their demands and needs [...]“ (Rosol 2011, 250).

Das Potenzial von urbanen Gemeinschaftsgärten mag somit zwar hoch sein, die Realität kann jedoch auch anders aussehen. Aus dieser Beobachtung geht hervor, dass eine reflektierte Auseinandersetzung mit dem Phänomen sehr wichtig ist und keine generalisierenden Aussagen über die positiven Effekte, die vielfach als ein sich notwendigerweise vollziehender Entwicklungspfad beschrieben werden, gemacht werden können. Das folgende Kapitel wird den bis hierhin

präsentierten Forschungsstand zu dem Phänomen mit dem Ziel, eine reflektierte Auseinandersetzung zu ermöglichen, diskutieren.

2.6 Diskussion des Forschungsstandes

Der in diesem Kapitel präsentierte Forschungsstand umfasst sowohl politisch-konnotierte Beiträge, die mit positiven Bedeutungszuschreibungen und Überstilisierungen einhergehen, als auch neutrale wissenschaftliche Analysen, die neben den positiven Effekten auch die negativen beziehungsweise nicht-intendierten Folgen urbaner Gemeinschaftsgärten untersuchen und explizieren. Wie bereits einleitend herausgestellt, resultiert aus dieser Diskrepanz zwischen diesen unterschiedlich gelagerten Beiträgen die Notwendigkeit eines reflektierten Umgangs mit der Literatur. Daher soll im Folgenden die zunächst neutral gehaltene Darstellung diskutiert werden, indem noch einmal die zentralen Thesen aufgegriffen werden, divergierende Perspektiven einander gegenüber gestellt sowie Interdependenzen zwischen den Beiträgen aufgezeigt werden. Auf diese Weise wird erneut deutlich, dass das Phänomen des urbanen Gärtnerns nicht nur von einer ihm inhärenten Komplexität charakterisiert ist, sondern dass auch themenübergreifende Zusammenhänge bestehen, die eine differenzierte Auseinandersetzung zu einem anspruchsvollen Unterfangen machen.

In dem Teilkapitel „Praktiken der Raumaneignung“ (3.2.1) wird auf den Sachverhalt verwiesen, dass urbane Gemeinschaftsgärten durch ihre Platzierung auf städtischen Brachflächen und einer damit einhergehenden Wiederbelebung sogenannter „Nicht-Orte“ (Wißmann 2014, 1) die Auseinandersetzung mit der Stadtpolitik fördern und als Intervention im öffentlichen Raum auf Planungsmissstände bezüglich des städtischen Grüns und der Grünflächenversorgung hinweisen (vgl. Müller 2014; Scheve 2014; Lange 2013; Kropp 2012; Rosol 2006). Mit den raumaneignenden Praktiken geht nach Meinung einiger AutorInnen eine Kritik an ökonomischen Verwertungslogiken einher, die zunehmend auch den Umgang mit dem städtischen Raum zu bestimmen scheinen. Diese sollen durch subversive Praktiken der Raumaneignung durchbrochen werden und auf diese Weise zum einen zu einer Neuaushandlung des allgemeinen Urbanitätsverständnisses führen und zum anderen den Fokus auf die Belange der StadtbewohnerInnen lenken. Soziale Faktoren sollen im Gegensatz zu ökonomischen Faktoren in stadtplanerischen Entscheidungsprozessen priorisiert werden. Darüber hinaus soll auf diese Weise der Dualismus Stadt-Natur überwunden werden und Natur als zentrales Moment in das Urbanitätsverständnis integriert werden. Dieser Sachverhalt und die Logik des Sowohl-als-auch wird dabei als konstitutives Moment ausgewiesen, das den zentralen Unterschied zu Kleingarten- und Schrebergartenkolonien ausmacht.

Der Umzug des Berliner Gemeinschaftsgartens Rosa Rose wird in diesem Zusammenhang als praktisches Beispiel herangezogen und als eine spielerische Form des politischen Aktivismus ausgewiesen, der auf kreativen Inszenierungsformen basiert. Diese würden sich für die Generierung

von Aufmerksamkeit als besonders effektiv erweisen (vgl. Werner 2012; Baier et al. 2011). Es bleibt jedoch zu fragen, ob diese Konstatierung, dass das politische Engagement in und durch urbane Gemeinschaftsgärten spielerisch und durch eine kreative Leichtigkeit zu charakterisieren sei und somit eine gewisse Beliebigkeit suggeriert wird, wirklich haltbar ist, denn auf diese Weise scheinen Aushandlungsprozesse mit anderen AkteurInnen wie beispielsweise StadtplanerInnen, GrundstückseigentümerInnen und InvestorInnen nicht nur vereinfacht dargestellt zu werden, sondern zum Teil auch ihrer Sichtbarkeit entzogen zu werden.

Urbane Gemeinschaftsgärten sind in die Strukturen von Städten eingebunden und unterliegen zahlreichen sozialen und politischen Aushandlungsprozessen. Somit sind sowohl das Handlungspotential der GärtnerInnen als auch mit den Gärten einhergehende Möglichkeiten des politischen Engagements - zumindest zu einem gewissen Teil - begrenzt. Dieser Aspekt wird insbesondere durch die Explikationen zu dem Verhältnis von urbanen Gemeinschaftsgärten und der Stadtpolitik deutlich, da konfligierende Interessen die potentiell positiven Effekte der Gärten behindern können (Teilkapitel 3.4).

Darüber hinaus verweist die Studie von Chiara Certomá (2011) darauf, dass der Widerstand gegen biopolitische Formen der Macht, die sie in der städtischen Grünflächenverwaltung identifiziert, mit einer spezifischen Rahmung urbaner, gärtnerischen Praktiken einhergehen muss, um eine Repolitisierung der Umweltdebatte überhaupt erreichen zu können. Die Reinterpretation klassischer Umwelttheorien in post-moderne Ansätze des Umweltaktivismus konstituiert daher nicht nur ihren innovativen Charakter, sondern generiert gleichzeitig eine diskursive Anschlussfähigkeit und Sichtbarkeit. In eine ähnliche Richtung weist auch die Studie von Claire Nettle (2014), die das Phänomen des Urban Gardening als Abspaltung der Umweltdebatte charakterisiert und eine komparable Rahmung der Themenkomplexe identifiziert. Insofern erscheinen die Ausdrucksformen des politischen Aktivismus sowie die Subversivität raumaneignender Praktiken keineswegs beliebig oder gar rein spielerisch zu sein.

Teilkapitel 3.2.2 befasst sich mit den gesellschaftlichen beziehungsweise sozialen Aspekten urbaner Gemeinschaftsgärten und benennt zahlreiche Themen, die wiederkehrend einen Zusammenhang zwischen dem Phänomen und dem Status Quo der Gegenwartsgesellschaft herstellen sowie abstrahierend betrachtet, die Möglichkeiten eines guten und nachhaltigen Lebens im urbanen Raum diskutieren. So steht in zahlreichen Studien zu Beginn die These, dass das zunehmende Interesse an und die steigende Partizipation in urbanen Gemeinschaftsgärten als eine Krisenreaktion auf die Probleme, Unsicherheiten und Komplexität der Gegenwartsgesellschaft anzusehen ist. Zum einen greifen die Gärten ökologische, ökonomische, politische und soziale Aspekte auf und problematisieren beziehungsweise reflektieren diese (vgl. Müller 2015, 2004; Borgstedt 2012; Baier et al. 2011; Turner et al. 2011). Zum anderen haben sie die Funktion inne, die

Gesellschaft und ihre Missstände zu erkennen und auf Sehnsüchte der städtischen Bevölkerung hinzuweisen (vgl. Reuterberg 2012). So wird beispielsweise die Besinnung auf Praktiken des Selbermachens oder aber auch die Wiederentdeckung von Allmenden und Gemeingütern als Anzeichen eines sozialen Wandels betrachtet (vgl. Müller 2014; Baier 2012a, 2012b; Baier et al. 2011). Gleichzeitig wird jedoch gefragt, ob urbane Gemeinschaftsgärten das Ergebnis eines bereits stattgefundenen sozialen Wandels sind oder ob sie sozialen Wandel erst hervorbringen (vgl. Borgstedt 2012).

Eine Frage, die nicht eindeutig beantwortet wird beziehungsweise beantwortet werden kann, zumal derartige Zuschreibungen nicht durch wissenschaftliche Erhebungen untersucht beziehungsweise fundiert werden. Auch hier erscheint ein Sowohl-als-auch naheliegend und die Frage, woher das Interesse an urbanen Gemeinschaftsgärten stammt, durchaus berechtigt. Folgt man der Studie von Marit Rosol (2006) steht jedoch das Gärtnern an sich als motivationales Moment im Zentrum und politische, soziale und ökologische Faktoren erweisen sich als sekundär. Aus dieser Perspektive gilt es daher zu fragen, ob die Zuschreibung, der urbane Gemeinschaftsgarten sei Ergebnis und Motor sozialen Wandels, die tatsächlichen Interessen urbaner GärtnerInnen widerspiegelt. Gleichzeitig scheint eine Notwendigkeit zu bestehen, zwischen den Motiven von GarteninitiatorInnen und Partizipierenden zu unterscheiden, da die mit der gärtnerischen Praxis verbundenen Zielsetzungen der unterschiedlichen AkteurInnen durchaus divergieren können.

In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, ob soziale Praktiken auch dann als politisch ausgewiesen werden können, wenn sie von den AkteurInnen selbst nicht derart verstanden und gerahmt werden und eine derartige Charakterisierung nur in der Außensicht nachvollziehbar wird? So verweist beispielsweise Claire Nettle (2014) in ihrer Studie darauf, dass Urban Gardening als soziale Bewegung eine neue Form des politischen Aktivismus impliziert, die von den Beteiligten bewusst gewählt wird. Das politische Engagement innerhalb der Gärten geht selten mit einem offenen Protest einher, sondern setzt auf die Bedeutung von Vorbildern und auf die Veranschaulichung alternativer Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeiten. Nettle beschreibt den politischen Aktivismus in urbanen Gemeinschaftsgärten daher als konstruktiven Aktivismus, der sich vor allem über alltägliche Praktiken konstituiert. Trotzdem erscheint ihr das Attribut ‚politisch‘ aus wissenschaftlicher Perspektive nur dann adäquat, wenn eine Reformulierung des Politischen vorgenommen wird. Diese müsse auch alltägliche Praktiken in den Terminus der Politik integrieren können, die auf die soziale Ordnung ausgerichtet sind und ein gewisses Maß an Aushandlung und Kontroversen implizieren. Die Studie verdeutlicht, dass eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem politischen Gehalt urbaner Gemeinschaftsgärten sowie den Zielsetzungen der AkteurInnen notwendig ist, da die Ausweisung der gärtnerischen Praktiken als alternative Form eines politischen

Aktivismus erst durch den genauen Umgang mit dem empirischen Material sowie den zugrundeliegenden wissenschaftlichen Theorien und Fachtermini möglich gemacht wurde.

Ein weiterer Themenkomplex, der in Kapitel 3.2.2 dargestellt wird, basiert auf der These, dass urbane Gemeinschaftsgärten den AkteurInnen als Möglichkeit der Selbstverortung im städtischen Raum dienen, indem sie einen Ort der Resonanz- und Gemeinschaftserfahrung bieten (vgl. Müller 2015; Borgstedt 2012; Baier et al. 2011). Die Konstruktion von Identitäten wird von den AutorInnen als reflexive Daueraufgabe ausgewiesen, die sich insbesondere in modernen Gesellschaften aufgrund ihrer Komplexität schwierig erweisen kann. Die Partizipation an einem urbanen Gemeinschaftsgarten kann aus Sicht einiger AutorInnen durch die Konstitution lokaler Symbol- und Sinnzusammenhänge nicht nur Stabilität, sondern auch Handlungsorientierung generieren, die den GärtnerInnen zum einen Sicherheit und zum anderen Möglichkeiten der Abgrenzung und damit einhergehend der Selbstverortung bietet. Darüber hinaus wird über die praktische Tätigkeit im Garten die Möglichkeit eigenleiblichen Spürens konstituiert, die mit einer Einsicht in die eigene Handlungsfähigkeit einhergehen kann (vgl. Baier et al. 2011). Diese führe wiederum zu einer körperbetonten Auseinandersetzung mit der Umwelt.

Diese Ausführungen müssen kritisch hinterfragt werden, da die AutorInnen ihre Explikationen weder empirisch belegen können, noch untersuchen, inwiefern die Partizipation an urbanen Gemeinschaftsgärten tatsächlich eine nachhaltige Wirkung für die AkteurInnen über die Grenzen des Gartens hinweg aufweist und somit zu dem vielfach postuliertem Re-Grounding beiträgt. Aus diesem Grund werden sie an dieser Stelle als positive Bedeutungszuschreibungen ausgewiesen, ohne dass damit jedoch das Potential der Gärten für Abgrenzungsmechanismen, Selbstverortung und die Konstruktion von Identitäten über Identifikationsprozesse gänzlich negiert werden soll. Diese müssten jedoch empirisch genauer untersucht und belegt werden.

Lediglich bezüglich der Betonung verkörperter Erfahrungen muss eingeräumt werden, dass die wissenschaftlichen Studien zum bodily learning zeigen, dass das gärtnerische Engagement zu der Entwicklung eines nachhaltigen urbanen Lebensstils beitragen kann und insofern auch über die Grenzen des Gartens hinweg einen Einfluss auf das Leben der Partizipierenden haben kann (vgl. Manhood et al. 2011; Turner 2011). Ein nachhaltiger Lebensstil impliziert einen schonenden Umgang mit Ressourcen, der ihren Zugang und Gebrauch für nachkommende Generationen gewährleisten soll und insofern in langfristiger Perspektive eine Gerechtigkeitskomponente enthält. Dieser Sachverhalt kann jedoch nicht mit der These, der Garten sei ein Ort des Re-Groundings, gleichgesetzt werden. Ein nachhaltiger Lebensstil bedeutet keineswegs, sich in unsicheren Lebensumständen langfristig einzurichten und mit komplexen Gesellschaftsstrukturen umgehen zu können. Darüber hinaus wird in den Studien darauf verwiesen, dass keine Kausalbeziehung zwischen der Partizipation an einem urbanen Gemeinschaftsgarten und der Ausrichtung alltäglicher Praktiken an dem Leitbild der

Nachhaltigkeit anzunehmen ist. Es besteht lediglich das Potential. Ob sich dieses jedoch tatsächlich realisiert, ist abhängig vom jeweiligen Einzelfall. Und genau hier ließe sich die Frage wiederholen: Ist der Garten Ergebnis oder Treiber sozialen beziehungsweise in diesem Fall individuellen Wandels?

Die These einiger AutorInnen, dass urbane Gemeinschaftsgärten die Entwicklung gemeinschaftlicher und nachbarschaftlicher Strukturen fördern, wird wiederkehrend angeführt (vgl. Müller 2014; Baier & Biesecker 2010). In diesem Zusammenhang wird jedoch aus wissenschaftlicher Perspektive darauf verwiesen, dass der Terminus Gemeinschaft durchaus kritisch zu sehen ist (vgl. Hitzler 1998; Scheve 2014). Zum einen impliziert die Explikation, dass erst durch den Gemeinschaftsgarten eine Gemeinschaft entstehe, einen zuvor vollzogenen Verlust, dessen Ursprung vielfach nicht ausgemacht wird und wenn, dann singulär als historisches Resultat des Kapitalismus und der Ökonomisierung aller Lebensbereiche ausgewiesen wird (vgl. Baier 2012b). Zum anderen erweckt der Terminus den Eindruck, die Gartengruppe sei homogen. Homogenität kann jedoch – wie in einigen wissenschaftlichen Studien belegt wurde – nicht konstatiert werden. Heterogene Interessen und Ziele, Aushandlungsprozesse und Konflikte sowie Diebstahl sind in urbanen Gemeinschaftsgärten alltäglich und werden durch den wiederkehrenden Verweis auf die Entstehung einer Gemeinschaft zumindest teilweise verdeckt (vgl. Nettle 2014; Scheve 2014; Rosol 2006). Ihre Sichtbarkeit ist jedoch notwendig, um eine kritische Auseinandersetzung mit dem Phänomen zu ermöglichen. Beispielsweise kann auf diese Weise das Postulat, die Gärten würden eine Abkehr vom Privateigentum implizieren, hinterfragt werden und eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit sichtbar werden. Gleichzeitig können potentielle Probleme innerhalb der Gartengruppe in den Fokus einer Untersuchung rücken. Darüber hinaus widersprechen schon die Explikationen einiger AutorInnen, dass innerhalb des Gartens Heterogenitäten und Differenzen unter den AkteurInnen produktiv verhandelt werden, der Idee einer homogenen Gemeinschaft (vgl. Nettle 2014; Kropp 2012).

In diesem Zusammenhang sollen auch noch einmal die Studien zum Sozialkapital und zur Netzwerkbildung innerhalb urbaner Gemeinschaftsgärten aufgegriffen werden (vgl. Firth et al. 2011; Glover 2004). Diese zeigen deutlich, dass nicht alle AkteurInnen gleichermaßen von den Gärten profitieren und die Entstehung von Netzwerken vielfach mit einer Akkumulation von Sozialkapital einhergeht. Marginalisierte Personengruppen können durch die Konstitution neuer Sozialbeziehungen ihre soziale Position in den meisten Fällen nicht verändern beziehungsweise verbessern. Darüber hinaus zeigt sich, dass eine nicht-intendierte Diskriminierung von Marginalisierten nur durch einen reflektierten Umgang mit Heterogenitäten und potentiell konfligierenden Interessen verhindert werden kann (vgl. Glover 2004). Insofern ist der wiederkehrende Verweis auf die Entstehung einer Gemeinschaft, die in manchen Beiträgen geradezu mantrisch wirkt, durchaus problematisch einzuschätzen und muss im Rahmen einer differenzierten

Auseinandersetzung reflektiert werden, um nicht direkt sichtbare Aspekte wahrnehmen und untersuchen zu können.

Ein letzter in Kapitel 3.2.2 behandelte Aspekt ist die Annahme, dass urbanes Gärtnern insgesamt zu einer Steigerung des Wohlbefindens und zu einem guten Leben in der Stadt beiträgt. Diese These wird von einigen Autoren in ähnlich repetitiver Weise vertreten, wie die Entwicklung einer Gemeinschaft. Tatsächlich wird in dieser Konstatierung jedoch selten der Kontext und die den Gärten inhärenten Organisations- und Gestaltungsstrukturen miteinbezogen. Die Studie von Alma Anne Clavin (2011) zeigt jedoch, dass urbane Gemeinschaftsgärten nur unter spezifischen Bedingungen zu einem guten Leben in der Stadt und zu einem Mehr an individuellem Wohlbefinden beitragen können. Aufbau, Gestaltung und Organisationsform der Gärten sind zentrale Faktoren. Dieser Sachverhalt ist insbesondere mit Rückgriff auf Teilkapitel 3.1 relevant, da hier auf die oftmals sehr unterschiedlichen Erscheinungsformen urbaner Gemeinschaftsgärten verwiesen wird. Insofern kann nicht von einer Kausalbeziehung ausgegangen werden und der postulierte Effekt muss als Ergebnis eines komplexen Zusammenspiels verschiedener Faktoren angesehen, ohne dabei jedoch ein generell existierendes Potential negieren zu wollen.

Eine ähnliche Komplexität charakterisiert auch das in Kapitel 3.3 präsentierte Thema, urbane Gemeinschaftsgärten seien als verwirklichte Modelle einer Postwachstumsökonomie zu verstehen. VertreterInnen dieses alternativen Wirtschafts- und Gesellschaftsansatzes fordern mit Verweis auf ein spezifisches Zukunftsszenario, das das kapitalistische Leitbild des stetigen Wachstums aufgrund der Endlichkeit von Rohstoffen kritisiert und damit einhergehende gesellschaftliche Umbrüche postuliert, den Ausbau subsistenzförmiger Produktionsformen. Dieser solle mit einem Rückbau der Industrie einhergehen, um ein resilientes und suffizientes Wirtschaftssystem zu erreichen, das langfristig und nachhaltig in der Lage ist, eine grundständige Versorgung der Menschen zu gewährleisten (vgl. Bennholdt-Thomsen 2012; Held 2012; Müller & Paech 2012; Paech 2012). Urbane Gemeinschaftsgärten werden in diesem Zusammenhang als praktische Ansatzpunkte für eine Verwirklichung der Postwachstumsökonomie und einer Reformulierung der Nachhaltigkeitsdebatte angesehen, da die Gärten als Subsistenzkontext par excellence die negative Konnotation von subsistenzförmiger Arbeit aufzuheben scheinen (vgl. Baier 2010; 2012a; 2012b).

In diesem Zusammenhang kann jedoch mit einem Verweis auf die Annahme, dass urbane Gemeinschaftsgärten vielfach für die Belange sozialer Bewegungen instrumentalisiert werden (vgl. Nettle 2014), gefragt werden, inwiefern dieser Vorwurf auch für die VertreterInnen der Postwachstumsökonomie gilt, da sie ihre Thesen nicht weiter empirisch untermauern und somit fraglich ist, inwiefern ihre Zielsetzungen mit der Motivation urbaner GärtnerInnen konvergieren. Darüber hinaus muss das Potential urbaner Gärten, die städtische Bevölkerung mit lokal angebauten Nahrungsmitteln zu versorgen, in Frage gestellt werden, da die Nahrungsmittelproduktion zum einen

vielfach nicht einmal den Eigenbedarf der GärtnerInnen deckt und zum anderen eine hohe Schadstoffbelastung aufweisen kann (vgl. Wißmann 2014).

Bisher gibt es wenige Studien, die das tatsächliche Produktionspotential der Garteninitiativen untersuchen. Deutlich wird jedoch, dass die Nahrungsmittelproduktion in der Stadt aufgrund dichter Bebauung, hohem Verkehrsaufkommen, erhöhter Emissionswerte sowie der Bodenverschmutzung durchaus auch eine problematische Kehrseite hat, die es zu bedenken gilt (Wißmann 2014). Somit erweist sich das Verhältnis von positiven Zuschreibungen und realen Potentialen erneut komplex und bedarf zur Klärung nicht nur einer differenzierten Betrachtung, die ergebnisoffen ist, sondern auch weitere wissenschaftliche Untersuchungen.

Teilkapitel 3.4 präsentiert unterschiedliche Annahmen und Studien bezüglich des potentiell konfligierenden Verhältnisses von urbanen Gemeinschaftsgärten und der Stadtplanung. Es wird zunächst deutlich, dass ein generelles Interesse von den StadtplanerInnen an dieser neuen Form des urbanen Grüns besteht. Dieser Sachverhalt führt jedoch aufgrund eines Mangels an Handlungskonzepten nicht zu einer Integration der Gärten in die Stadtplanung (vgl. Bohn & Viljoen 2012; Brückner 2012; Roso 2011, 2010; Hartsfield & Henderson 2008; Krummacher 2003). Auf der einen Seite bestehen beharrliche Bedenken bei den StadtplanerInnen gegenüber den Gärten, die sich vielfach auf fehlende Leitbilder, Unwissen und Vorurteile zurückführen lassen (vgl. von der Haide 2014; Dams 2012). Auf der anderen Seite verbleiben urbane Gemeinschaftsgärten in einer rechtlichen Grauzone, die eine langfristige Planbarkeit durch befristete Pachtverträge und die Bedrohung von Überbauung behindert (vgl. von der Haide 2014; Schmelzkopf 2002; Stone 2002). Wie problematisch dieser Umstand für urbane Gemeinschaftsgärten einzuschätzen ist, wird eindrücklich durch das Beispiel New York gezeigt (vgl. Schmelzkopf 2012; Stone 2012).

Darüber hinaus geht eine staatliche Förderung der Gärten vielfach mit spezifischen Problemen einher, da diese nur bei einer Zusicherung steter öffentlicher Zugänglichkeit gewährleistet wird, so dass Vandalismus und Diebstahl nicht vorgebeugt werden kann (vgl. Baier 2012c). Interessant ist in diesem Zusammenhang der Widerspruch zu der Konstatierung von Ella von der Haide (2014), dass urbane Gemeinschaftsgärten kaum von Vandalismus betroffen seien. An dieser Stelle lässt sich nicht klären, wie die Realität in den Initiativen aussieht. Allerdings kann vorweggenommen werden, dass die Ergebnisse der hier vorliegenden Studie eher dafür sprechen, dass Diebstahl und Vandalismus durchaus zwei ernstzunehmende Probleme sind.

Auch der Versuch, über urbane Gemeinschaftsgärten das zivilgesellschaftliche Engagement zu fördern, muss in diesem Zusammenhang diskutiert werden. So scheint das steigende Interesse städtischer Entscheidungsträger maßgeblich darauf zu beruhen, die Kosten für die städtische Grünflächenpflege durch die Gärten verringern zu können und die Verantwortung für die Grünflächenversorgung auf zivilgesellschaftliche AkteurInnen zu übertragen (vgl. Rosol 2011, 2010;

Beilin & Hunter 2011). Ob dieser Umgang langfristig erfolgreich sein kann, wird in den präsentierten Beiträgen sehr unterschiedlich bewertet und von zahlreichen stadtpolitischen Faktoren abhängig gemacht. Eine Instrumentalisierung des Phänomens durch stadtpolitische Entscheidungsträger ist jedoch da als besonders problematisch anzusehen, wo sie mit einer Reglementierung urbaner Gemeinschaftsgärten einhergeht, da auf diese Weise die Potentiale von bottom-up Mechanismen eingedämmt werden (vgl. Brückner 2012). Gleichzeitig kann mit Rückbezug auf die spezifischen Eigenschaften, die zu einer Steigerung des Wohlbefindens und somit zu einem guten Leben in der Stadt beitragen, konstatiert werden, dass gerade die Flexibilität urbaner Gemeinschaftsgärten und die Möglichkeit, über feedback-loops zu lernen und eine Neuausrichtung des Gartens vorzunehmen, aufrecht erhalten werden müssen, damit die Gärten ihr positives Potential entfalten können (vgl. Clavin 2011). Insofern müssen Reglementierungsversuche und gestalterische Vorschriften durch StadtplanerInnen durchaus problematisch eingeschätzt werden.

Aus dieser Perspektive ist den Studien, die darauf verweisen, dass ein Monitoring der positiven Effekte urbaner Gemeinschaftsgärten für eine gelungene Integration in die Stadtplanung notwendig sei, zunächst einmal zuzustimmen. Kritisch muss jedoch ihre Ausrichtung angesehen werden, da sie nur marginal mit der Realität der Bewegung übereinstimmen (vgl. Beilin & Hunter 2011; Turner et al. 2011). So fordern die AutorInnen, dass numerische Variablen für die Messung der positiven Effekte formuliert werden müssen. Mag dies für einen Nachweis naturwissenschaftlicher Aspekte (Biodiversität, Wärmeentwicklung, Energieeinsparung und ähnliches) ein adäquater Weg sein, erscheint ein derart gelagertes Verfahren für soziale und psychologische Faktoren ungeeignet.

So fokussiert eine quantitativ ausgerichtete Forschung immer das Gegebene und nicht direkt ersichtliche Elemente, wie beispielsweise die Entstehung von neuen sozialen Strukturen durch bottom-up Prozesse, werden vernachlässigt (vgl. Lamnek 2005), weil unerwartete und instruktive Informationen durch feststehende Kategorien ausgeschlossen werden. Ein Sachverhalt der insbesondere aufgrund der hier präsentierten Widersprüche innerhalb des Forschungsstands problematisch erscheint. Soziale Phänomene sind zudem immer prozesshaft und an ihren jeweiligen Kontext gebunden, so dass eine standardisierte Messbarkeit sozialer Faktoren zu hinterfragen ist (vgl. Lamnek 2005). Die positiven wie auch negativen Effekte urbaner Gemeinschaftsgärten sind zumindest in ihrer sozialen und politischen Dimension derart komplex und interdependent, dass ein statistisches Monitoring für ihre Analyse ungeeignet erscheint.

Abschließend soll noch einmal auf die Kritik einiger AutorInnen an urbanen Gemeinschaftsgärten eingegangen werden, die in Teilkapitel 3.5 dargestellt wird. In diesem Zusammenhang wird darauf verwiesen, dass die BetreiberInnen der Gärten durchaus ökonomische Interessen verfolgen (vgl. Wißmann 2014; Dams 2012). Auf diesen Sachverhalt ist bereits in Kapitel 3.1 hingewiesen worden, da die Organisationsform gGmbH, die sich für zahlreiche Projekte durchzusetzen scheint, eine

organisatorische Orientierung an ökonomischen Faktoren impliziert. Inwiefern dies die Postulate der Bewegung unterwandert, indem beispielsweise ökonomische Zwänge die Umsetzung sozialer Ziele negativ tangieren, wird nicht analysiert. Rentabilität wird jedoch als Kriterium für ein langfristiges Bestehen der Gärten ausgewiesen (vgl. Wißmann 2014). Auf diese Weise scheint eine Diskrepanz zu der These vorzuliegen, dass urbanes Gärtnern stets mit einer kritischen Haltung gegenüber Konsum und Massenware sowie mit der Infragestellung kapitalistischer Annahmen, wie beispielsweise dem Wachstumsparadigma, einhergehe (vgl. Baier 2012a, 2012b; Baier et al. 2011; Müller 2004).

Eine weitere Kritik bezieht sich auf die ökologischen Ansprüche urbaner GärtnerInnen und das Postulat eines nachhaltigen Gartenkonzeptes. Beides kann laut Carmen Dams (2012) aufgrund mangelnder Kreislaufwirtschaft und dem Flexibilitätsanspruch nicht realisiert werden. Der Zukauf von Erde sowie der Anbau in Hochbeeten – gängige Praktiken in urbanen Gemeinschaftsgärten – werden als Hemmnis für einen nachhaltigen Gartenbetrieb dargestellt. Obwohl diese Kritik nicht abgewiesen wird, soll an dieser Stelle erneut auf die Potentiale der Gärten im Zusammenhang mit einem nachhaltigen Urbanismus verwiesen werden (vgl. Holland 2004; Heather 2000; Armstrong 2000). Die Studien, die in Teilkapitel 3.4 zu finden sind, zeigen anhand wissenschaftlicher Belege eindeutig, dass urbane Gemeinschaftsgärten die Nachhaltigkeit im städtischen Raum durchaus befördern können. Mag die Kritik an der internen Gestaltung der Gärten berechtigt erscheinen, kann dies nicht zu einer vollständigen Negation des Potentials für den Umweltschutz führen.

Im Gegensatz dazu erscheint die Kritik, urbane Gärten würden zu Prozessen der Gentrifizierung beitragen, auf den ersten Blick berechtigt (vgl. Baier 2012; Schmelzkopf 2002; Stone 2002). Unter Rückbezug auf verschiedene Erklärungsansätze zur Gentrifizierung scheint das Phänomen als das Resultat kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Prozesse, so dass ersichtlich wird, dass auch hier ein komplexes Zusammenspiel unterschiedlichster Faktoren maßgeblich ist (vgl. Twickel 2011; Friedrichs 2010; Smith 1996). Durch eine derartig differenzierte Betrachtung ist es zum einen möglich, die Zuschreibung einer Kausalbeziehung zwischen urbanen Gemeinschaftsgärten und dem Gentrifizierungsprozess als vereinfachend auszuweisen und zum anderen die Relevanz einer Stadtpolitik, die der Gentrifizierung und zunehmenden Segregation aktiv entgegen wirkt, deutlich zu machen. Das negative Urteil, urbane Gemeinschaftsgärten seien Motor der Gentrifizierung, ist daher als simplifizierende Darstellung auszuweisen. Inwiefern mit den Initiativen jedoch nicht-intendierte Effekte einhergehen, die das soziale Umfeld im städtischen Raum negativ beeinflussen, ist eine berechtigte Frage, die bisher nicht abschließend untersucht wurde.

Resümiert man die Zusammenschau der hier präsentierten Beiträge, fällt auf, dass sich zwischen den einzelnen Inhalten nicht nur Querverweise, sondern auch Widersprüche ergeben. Auf der einen Seite verdeutlicht dies das komplexe Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren, die das Phänomen und dessen Wirkung auf den städtischen Raum und die Bevölkerung charakterisieren. Auf der

anderen Seite erschwert dies eine Annäherung an das Phänomen. Letztlich wird allerdings sehr gut deutlich, dass nur durch einen reflektierten Umgang mit der Literatur eine differenzierte Sichtweise erreicht werden kann, die nicht direkt ersichtliche Aspekte, nicht-intendierte Folgen und potentiell negative Effekte des Phänomens integriert. In dem nun folgenden Kapitel werden die theoretischen Ansätze, die in dieser Arbeit verwendet werden, expliziert. Diese werden dazu genutzt, die zentralen Aspekte des Forschungsstandes aus einer theoretisch fundierten Sicht erneut zu diskutieren.

Teil II - Theoretische Auseinandersetzung mit Urbanen Gemeinschaftsgärten



[Bildnachweis: Baier et al. 2013, 179]

3. Eine andere Welt ist pflanzbar!? Theoriegeleitete Auseinandersetzung mit urbanen Gemeinschaftsgärten

Das folgende Kapitel widmet sich der dieser Arbeit zugrundeliegenden Theorieansätze, ihrer zentralen Annahmen sowie ihrer Relevanz für die Formulierung von forschungsleitenden Fragen zu dem Phänomen urbaner Gemeinschaftsgärten. Zum einen handelt es sich um die Theorie der Praxis des französischen Soziologen Pierre Bourdieu; zum anderen um den theoretischen Ansatz der Automatismenforschung, der im Rahmen einiger Arbeiten der ForscherInnengruppe am gleichnamigen Graduiertenkolleg ‚Automatismen‘ an der Universität Paderborn entwickelt wurde. Die beiden Theorien werden in dieser Arbeit miteinander in Verbindung gesetzt, da auf diese Weise eine Perspektive eröffnet wird, die Aspekte sichtbar macht, die in den bisherigen Forschungsarbeiten zu urbanen Gemeinschaftsgärten wenig Beachtung fanden.

So ermöglicht die Verknüpfung der theoretischen Konzepte, die Entstehung unbewusster Schemata auf individueller Ebene sowie eine damit potentiell einhergehende Konstitution sozialer Strukturen auf kollektiver Ebene an das objektiv gegebene Strukturgefüge der Gesellschaft – beziehungsweise an den gesellschaftlichen Raum – zurückzubinden, ohne dass die Relevanz der AkteurInnen sowie die ihrer Praktiken und den ihnen zugrundeliegenden Sinnmuster negiert werden. Auf diese Weise ergibt sich beispielsweise die Möglichkeit, urbane Gemeinschaftsgärten als soziale Felder zu theoretisieren, in denen sowohl die soziale Positionierung der AkteurInnen als auch dadurch bedingte habitualisierte Schemata von Bedeutung für die Partizipationschancen werden. Somit kann nicht nur nach den motivationalen Faktoren für das Interesse am städtischen Gärtnern erhoben werden, sondern es können auch soziostrukturelle Aspekte in Betracht gezogen werden.

Zunächst wird es jedoch darum gehen, die gesellschaftstheoretischen Überlegungen Pierre Bourdieus und insbesondere dessen Kernstück – das Habituskonzept – zu präsentieren. Da zentrale Elemente der Automatismenforschung auf den theoretischen Prämissen Bourdieus basieren, ist dies eine wichtige Grundlage, um ein Verständnis für den Automatismenansatz zu entwickeln. Daran anschließend werden die zentralen Charakteristika des Automatismenkonzeptes expliziert. Hier werden besonders diejenigen Aspekte hervorgehoben, die für die vorliegende Arbeit relevant erscheinen.⁵⁶

Das Kapitel wird mit einer theoriegeleiteten Diskussion des Forschungsstandes schließen. Dieser letzte Schritt dient nicht nur der Formulierung von Thesen, sondern auch als Vorbereitung der Explorationsstudie.

⁵⁶ Da die Automatismenforschung von einem Verbund interdisziplinär arbeitender WissenschaftlerInnen vorangetrieben wurde, fällt sie sehr zum Teil sehr heterogen aus. Einen Anspruch auf Vollständigkeit möchte ich mit meinen Ausführungen daher nicht erheben.

3.1 Die Theorie der Praxis von Pierre Bourdieu

„Hätte ich meine Arbeit in zwei Worten zu charakterisieren [...], würde ich von strukturalistischem Konstruktivismus oder von konstruktivistischem Strukturalismus sprechen [...]“ (Bourdieu 1992b, 81).

Pierre Bourdieus Theorie der Praxis und insbesondere der Habitus als dessen zentrales Konzept dienen zum einen der Fokussierung des Handelns und der sogenannten Alltagstheorien von AkteurInnen sowie der Überwindung des dialektischen Verhältnisses zwischen objektivistischen und subjektivistischen beziehungsweise makro- und mikrosoziologischen Forschungsansätzen (vgl. Bourdieu 1985a / b; Bourdieu & Wacquant 2013). Bourdieu begründet die Relevanz dieser Überwindung mit der Beobachtung, dass weder strukturalistische noch sozialphänomenologische Ansätze soziale Phänomene in ihrer Gänze erklären können, da Sozialität immer auf einer Interdependenz zwischen objektiv gegebenen Strukturen und sozialen Praktiken basieren.⁵⁷ In diesem Zusammenhang erläutert er:

„Und würde ich tatsächlich großen Wert auf Etikettierungen legen [...], dann würde ich mich wahrscheinlich als genetischen Strukturalisten definieren. Ich gehe davon aus, daß die Analyse der objektiven Strukturen [...] nicht zu trennen ist von der Analyse der Entwicklung mentaler Strukturen, die – auf der Ebene des biologischen Einzelwesens – sich aus der Inkorporierung sozialer Strukturen und der Genese dieser Strukturen selber noch erklären lassen [...]“ (Bourdieu 1992b, 31f.)

Eine singuläre Fokussierung der strukturalistischen oder der phänomenologischen Perspektive auf soziale Wirklichkeit kann für ihn daher nur zu Verzerrungen führen und der Gegensatz zwischen beiden Theorierichtungen erscheint ihm nicht nur „völlig fiktiv“ (ebd., 50), sondern auch „höchst gefährlich“ (ebd., 50). Das Problem des Strukturalismus besteht für Bourdieu darin, die Bedeutung der AkteurInnen als TrägerInnen und ReproduzentInnen objektiver Strukturen zu vernachlässigen (vgl. Bourdieu 1974).⁵⁸ Im Gegensatz dazu sieht er „[...] das Grundübel der Phänomenologie“

⁵⁷ Bourdieu setzte sich mit den Arbeiten von Claude Lévi-Strauss auseinander, der als zentraler Vertreter des Strukturalismus angesehen wird. Der Strukturalismus ist durch die Annahme eines „[...] engen Zusammenhang[s] zwischen den Sprachstrukturen und der Kultur einer Gesellschaft [...]“ (Treibel 1997, 222) charakterisiert. Darüber hinaus beschäftigte er sich mit den sozialphänomenologischen Arbeiten von Harold Garfinkel, Alfred Schütz und Jean-Paul Sartre, die für ihn jedoch dem Alltagswissen der AkteurInnen zu stark verhaftet blieben (vgl. Treibel 1997).

⁵⁸ „Ich wollte [...] die leibhaftigen Akteure wieder ins Spiel bringen, die durch Lévi-Strauss und die Strukturalisten, zumal Althusser, dadurch eskamoniert worden waren, daß man sie zu Epiphänomenen der Struktur erklärt hatte“ (Bourdieu 1992, 28).

(Bourdieu 2011, 11) darin begründet, „[...] die Primärerfahrungen des Sozialen zu beschreiben, ohne jemals die Frage nach den sozialen Bedingungen der Möglichkeit dieser Erfahrung als einer besonderen Erfahrung zu stellen“ (ebd., 11). Aus diesem Grund plädiert er für eine Verbindung beider Theorierichtungen, denn „[...] diese Theorien entfalten ihre volle Aussagekraft erst dann, wenn sie das aufnehmen, was die jeweils andere Theorie beizutragen hat [...]“ (ebd., 11). Daher versucht er, einen ‚soziologischen Strukturalismus‘ zu entwickeln, der in der Lage ist die Verbindungen zwischen individuellen, institutionellen und symbolischen Strukturen einer Gesellschaft zu analysieren (vgl. Bourdieu 1989). Daher fordert Bourdieu:

Die Sozialwissenschaften sollten sich der Tatsache bewusst sein, „[...] dass die Akteure in ihrer Alltagspraxis selbst Subjekte von soziale Welt konstituierenden Akten sind; heißt indes auch, daß sie unter anderem die Beschreibung der gesellschaftlichen Genese der Konstruktionsprinzipien zu ihrer Aufgabe nimmt [...]“ (Bourdieu 1987, 729).

Aus diesen Erläuterungen geht hervor, wieso Bourdieu die Untersuchung alltäglicher Praktiken zu seinem zentralen Forschungsgegenstand erhebt und sowohl Elemente objektivistischer als auch subjektivistischer Erklärungsansätze in seinem praxeologischen Forschungsansatz miteinander verbindet (vgl. Treibel 1997). Für ihn ist es kein „[...] Rückfall in die Naivitäten eines »Subjektivismus« oder »Personalismus«, wenn man daran erinnert, daß die objektiven Beziehungen letztlich nur mittels des Systems von Dispositionen ihrer Träger existieren und sich realiter nur durch das Produkt der Verinnerlichung objektiver Beziehungen realisieren“ (Bourdieu 1974, 40), so dass die Beschäftigung mit scheinbaren ‚Trivialitäten‘ des Alltags – wie beispielsweise mit dem Geschmack – absolut nachvollziehbar werden. Mit dem Habituskonzept stellt er ein Analyseinstrumentarium bereit, dass diesen Ansprüchen Rechnung trägt, da es als Vermittlungsinstanz zwischen der sozialen Position im Raum und dem Lebensstil einer Person fungiert (vgl. Bourdieu 1987). Das Verhältnis von Theorie und Empirie beschreibt er in einem Interview wie folgt:

"Die Theorie steht selbstredend oben. Das theorein, das ist das Schauen, das ist die Gesamtschau. [...] Natürlich ist die Sicht der Generäle [von oben im Sinne der Theorie] nützlich; ideal wäre es, man könnte beides verbinden: den Überblick des Generals und die einzelne Wahrnehmung des gemeinen Soldaten im Getümmel. Theorie und Empirie ist nichts anderes!" (Pierre Bourdieu in: Zimmermann 2004, 214).

Soziologische Theorien sind daher nicht als eins-zu-eins Replikation sozialer Wirklichkeiten zu verstehen (vgl. Bourdieu 1974). Vielmehr sind theoretische Konzepte „[...] Instrumente zum Begreifen der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die sich daran messen lassen müssen, was sie für die Analyse dieser Wirklichkeit taugen“ (Krais & Gebauer 2002, 16).

Im Zuge dieser Überlegungen setzt sich Bourdieu kritisch mit der Rolle des Wissenschaftlers auseinander, indem er darauf hinweist, dass die Soziologie mit ihren theoretischen Begriffen nicht nur dazu beitrage, die soziale Welt zu erschaffen und soziale Ordnung zu (re)produzieren, sondern dass die WissenschaftlerInnen selbst aufgrund ihrer Positionen im sozialen Raum, Interessen haben, „[...] die nicht besser und nicht schlechter sind als die anderer corporate bodies“ (Bourdieu 1992b, 49). Daher fordert er, dass die Instrumente der Soziologie auf die Soziologie selbst angewendet werden müssen:

„Jede Aussage dieser Wissenschaft kann und muß zugleich auf das Wissenschaft treibende Subjekt selber wieder bezogen werden. Nur wenn es der Soziologe an dieser objektivierenden – und darin kritischen – Distanz fehlen läßt, gibt er denen recht, die in ihm einen terroristischen, zu allen Akten symbolischer Ordnung bereiten Inquisitor sehen. In die Soziologie tritt nur ein, wer die Bande und Verhaftungen löst, die ihn gemeinhin an eine Gruppe binden, wer den Glaubensüberzeugungen abschwört, die unabdingbar sind, um dazuzugehören, wer jegliche Mitgliedschaft oder Abstammung verleugnet“ (ebd., 49f.)

Aus diesen Erläuterungen geht hervor, dass die soziologische Forschung in den Kampf um legitime Weltanschauungen verwickelt ist und somit potentiell zum Erhalt der sozialen Ordnung beiträgt. Indem sich die ForscherInnen jedoch bemühen, die sozialen Mechanismen der Aushandlungsprozesse offen zu legen, vermögen sie die Determinismen zu durchbrechen (vgl. ebd.).

„Soll Sozialwissenschaft mehr sein als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, muß der Wissenschaftler jene Intention, die anderen in Klassen einzuordnen, um ihnen auf diese Weise zu verstehen zu geben, was sie sind und was sie zu sein haben [...], analysieren; dann muß er [...] jenes Verlangen nach schöpferischer Weltanschauung aufdecken, diese Art intuitis originarius, der die Dinge seiner Sicht gemäß erzeugen möchte (darin steckt die ganze Zwiespältigkeit der marxistischen »Klasse«, die Sein und Sein-Sollen zugleich ist)“ (Bourdieu 1985b, 29).⁵⁹

In den nun anschließenden Teilkapiteln wird es darum gehen, die zentralen Termini der Theorie der Praxis sowie die ihr inhärenten Prämissen darzulegen. Zunächst erfolgt daher eine Beschreibung, wie Bourdieu Gesellschaft theoretisch konzeptualisiert. Daran anschließend wird auf das Habituskonzept und die Verbindung von Struktur und Praxis genauer eingegangen.

⁵⁹ Bourdieu kehrt sich in seiner Theorie bewusst von Karl Marx ab. Auf diesen Aspekt wird im weiteren Verlauf des Kapitels noch genauer eingegangen.

3.1.1 Zentrale Begriffe der Theorie der Praxis von Pierre Bourdieu

„Die »soziale Wirklichkeit« [...] ist ein Ensemble unsichtbarer Beziehungen, die einen Raum wechselseitig sich äußerlicher Positionen bilden, Positionen, die sich wechselseitig zueinander definieren, durch Nähe, Nachbarschaft oder Ferne sowie durch ihre relative Position, oben oder unten oder auch zwischen beziehungsweise in der Mitte usw. In ihrem objektivistischen Moment stellt die Soziologie eine analysis situs dar [...], da heißt eine Analyse der relativen Positionen und der objektiven Relationen zwischen diesen Positionen“ (Bourdieu 1992b, 138).

Pierre Bourdieu konzeptualisiert Gesellschaft als einen sozialen Raum, der ähnlich eines geographischen Raumes mehrdimensional gedacht wird (vgl. Bourdieu 1987). Er kann in Analogie zu einer Landkarte verstanden werden, die „[...] einen Überblick bietet, einen Standpunkt oberhalb der Standpunkte, von denen aus die Akteure in ihrem Alltagsverhalten [...] ihren Blick auf die soziale Welt richten“ (Bourdieu 1987, 277). Der soziale Raum ist daher im Sinne einer Matrix zu beschreiben, die sich durch Relationen von divergierenden AkteurInnenpositionen konstituiert.⁶⁰ Die Verteilung innerhalb dieses Raumes ergibt sich für Bourdieu aufgrund dreier Dimensionen: „[...] dem Kapitalvolumen, der Kapitalzusammensetzung und einer Zeitdimension“ (Henning & Kohl 2011, 24).

„Die Akteure verteilen sich mithin im globalen Raum in einer ersten Dimension entsprechend ihrem jeweiligen Besitz an Kapital in verschiedenen Varianten, und in einer zweiten Dimension entsprechend der Struktur ihres Kapitals, das heißt entsprechend dem relativem Gewicht jeder Kapitalart, ökonomisch und kulturell, im Gesamtvolumen ihres Kapitals“ (Bourdieu 1992a, 140).

Je nach Nähe oder Ferne der sozialen Positionen, werden die AkteurInnen mehr oder weniger gemeinsame Merkmale aufweisen (vgl. Bourdieu 1992b).

An dieser Stelle wird bereits deutlich, dass in Bourdieus Theorie das strukturelle Gesellschaftsgefüge im Sinne einer Sozialtopologie zu verstehen ist (vgl. Bourdieu 1985b).⁶¹ Somit entspricht die Strukturierung des sozialen Raumes der spezifischen Verteilung von Kapitalien und dem jeweiligen Zugang zu diesen. Darüber hinaus wird ersichtlich, dass „[...] es zwar theoretisch, aber nicht praktisch möglich ist, in zwei entgegengesetzten Regionen gleichzeitig Stellungen

⁶⁰ Dazu siehe auch: Dirksmeier 2009.

⁶¹ Dazu siehe auch: Zimmermann 2004; Henning & Kohl 2011.

einzunehmen“ (Bourdieu 1985b, 10). Drei Strukturkategorien sind in diesem Zusammenhang relevant: Soziale Klassen, Felder und das soziale Geschlecht (vgl. Krais & Gebauer 2002).

Ähnlich wie Karl Marx beschreibt auch Bourdieu die Gesellschaft als Klassengesellschaft. Er betont, dass der Begriff der Sozialstruktur seines Erachtens nach nur dann wirklich ernst genommen wird, wenn als Voraussetzung gilt, „[...] daß jede soziale Klasse, da sie in einer historisch bedingten Sozialstruktur eine Stellung einnimmt, von ihren Beziehungen zu den anderen konstitutiven Teilen der Struktur derart berührt wird, daß sie diesen Positionseigenschaften verdankt, die von ihren rein immanenten Eigenschaften – wie etwa einem bestimmten Berufstypus oder materiellen Existenzbedingungen - relativ unabhängig sind“ (Bourdieu 1974, 42). Ein zentrales Postulat ist somit, dass die theoretischen Kategorien zunächst einmal an der Empirie bewiesen werden müssen und nicht als feststehende Attribute von AkteurInnen verstanden werden können (vgl. Bourdieu 1985b). Daher ist Bourdieus zentrale Kritik an Marx, dass die von ihm theoretisch konstruierten Klassen nicht real existieren, sondern durch politische Anstrengungen erst hergestellt werden müssten (vgl. Bourdieu 1992b):

„So besteht der zentrale theoretizistische Fehler – Marx begeht ihn – darin, die Klassen auf dem Papier als reale Klassen zu behandeln, von der objektiven Homogenität der Bedingungen, Konditionierungen, folglich der Dispositionen – einer Homogenität, die aus der positionalen Identität im sozialen Raum erwächst -, auf die Existenz als vereinigte Gruppe, als Klasse zu schließen“ (ebd., 141f.)⁶²

Für Bourdieu ist somit nicht nur die objektiv gegebene Stellung innerhalb der gesellschaftlichen Struktur relevant, sondern auch das relationale Verhältnis, dass eine soziale Klasse zu anderen Klassen einnimmt. Beschreibungen von sozialen Klassen, die weder die spezifischen Verhältnisse einer Klasse in der Gesamtstruktur des sozialen Raumes beinhalten, noch eine historische und kulturelle Kontextualisierung vornehmen, gehen seiner Meinung nach die Gefahr ein, die Realität zu verfehlen. Daher schlussfolgert er:

„Eine soziale Klasse ist vielmehr definiert durch die *Struktur der Beziehungen zwischen allen relevanten Merkmalen*, die jeder derselben wie den Wirkungen, welche sie auf die Praxisformen ausübt, ihren spezifischen Wert verleiht“ (Bourdieu 1987, 182).

⁶² „Damit wäre eine erste Bruchstelle mit der marxistischen Tradition benannt. In der Tat, entweder setzt diese kurzerhand konstruierte und reale Klassen gleich, und damit, wie es Marx noch selber Hegel vorwarf: die Sache der Logik mit der Logik der Sache; oder sie macht die Unterscheidung, in Gestalt des Gegensatzes von »Kasse-an-sich«, die auf einem Komplex objektiver Bedingungen beruht, und der auf subjektiven Faktoren basierenden »Klasse-für-sich«, und beschreibt dann den Übergang der einen in die andere – sei es in einer absolut deterministischen oder aber vollkommen voluntaristischen Perspektive [...]. Erscheint so der Übergang aus deterministischer Sicht als eine logische, mechanische oder organische Notwendigkeit [...], so aus voluntaristischer Sicht als Ergebnis eines »Bewußtwerdungsprozesses« [...]“ (Bourdieu 1985b, 14f.).

Aus dem Zitat geht außerdem hervor, dass Bourdieu nicht von simplen Kausalbeziehungen oder Kumulationseffekten ausgeht, denn „[...] in jedem einzelnen Faktor schlägt sich vielmehr auch die Wirkung aller übrigen nieder und die Vielzahl von Determinierungen führt keineswegs zur Indetermination, sondern im Gegenteil zur Überdeterminierung [...]“ (Bourdieu 1987, 184). Daher fordert er, zwischen den Merkmalen einer Position im sozialen Raum und den Praktiken der AkteurInnen ein Netz aus Verbindungen zu knüpfen, die auf ihre jeweils spezifische Wirkung hin untersucht werden müssen.

Vor diesem Hintergrund erklärt sich die Erweiterung des marxistischen Klassenkonzeptes, das maßgeblich vertikale Ungleichheiten betrachtet, um eine horizontale und eine zeitliche Dimension.⁶³ Aus dieser Integration ergibt sich, dass die Klasse im Verlauf eines Lebens durch sozialen Auf- bzw. Abstieg gewechselt werden kann (vgl. Bourdieu 1987). Dennoch sind die Chancen auf eine derartige Veränderung von der ursprünglichen sozialen Stellung im sozialen Raum nicht unabhängig, denn „[...] nicht alle Startpositionen [sind] mit derselben Wahrscheinlichkeit zu allen Endpositionen [...]“ (Bourdieu 1987, 189) versehen. Dieser Sachverhalt verweist bereits auf die Annahme, dass unterschiedliche Kapitalformen in der Theorie Bourdieus unterschieden werden und dass diese je spezifische Eigenschaften aufweisen.

Bourdieu lehnt eine rein wirtschaftliche Konzeptualisierung des Kapitalbegriffes ab, da für ihn gesellschaftliche Austauschverhältnisse keineswegs nur warenförmig gedacht werden können (vgl. Bourdieu 1992a). Trotzdem verweist er darauf, dass auch nicht-käufliche Dinge ihren Preis haben und somit „[...] eine wirkliche allgemeine Wissenschaft von der ökonomischen Praxis [...] in der Lage sein [muss], auch solche Praxisformen miteinzubeziehen, die zwar objektiv ökonomischen Charakter tragen, aber als solche im gesellschaftlichem Leben nicht erkannt werden und auch nicht erkennbar sind“ (ebd., 52). In diesem Zusammenhang erläutert Bourdieu:

„[...] habe ich einmal gesagt, die Rolle der Soziologie bestünde darin, eine allgemeine Theorie der Ökonomie der Praktiken aufzustellen. Was für manche Anhänger des fast-reading (unter denen es leider auch viele Professoren gibt) nach schierem Ökonomismus klang, stand im Gegenteil für den Willen, die vorkapitalistischen Ökonomien und die Ökonomien ganzer Sektoren innerhalb der sogenannten kapitalistischen Ökonomien, die gerade nicht nach dem Gesetz jenes Interesses funktionieren, das als Streben nach (finanzieller) Profitmaximierung definiert ist, dem Zugriff des (marxistischen oder neomarginalistischen) Ökonomismus zu entziehen. Das ökonomische Universum setzt sich aus mehreren ökonomischen Welten zusammen, von denen jede ihre eigene »Rationalität« besitzt und Dispositionen zugleich voraussetzt und nach sich zieht, die »vernünftig« (eher als rational) und auf die zu jeder dieser Welten gehörenden Regelmäßigkeiten abgestimmt

⁶³ Die vertikale Dimension wird durch das Kapitalvolumen bestimmt, die horizontale Dimension durch die Struktur des Kapitals und die zeitliche Dimension wird durch die Laufbahnklasse bestimmt (vgl. Bourdieu 1987).

sind, auf die »praktische Vernunft«, die für jede von ihnen jeweils kennzeichnend ist“ (Bourdieu 2011, 188).

Er unterscheidet vier Formen von Kapital: Das ökonomische Kapital, das kulturelle Kapital, das soziale Kapital sowie das symbolische Kapital. Die unterschiedlichen Kapitalformen und ihre Verteilung nehmen wiederum einen zentralen Stellenwert in seiner Konzeption von Gesellschaft ein, da die Verteilstruktur des Kapitals der Sozialstruktur einer Gesellschaft bzw. der Strukturierung des sozialen Raumes entspricht und wiederum vermittelt über den Habitus auch die Praktiken beeinflusst (vgl. Bourdieu 1992a/b). Die Verteilung kann sich jedoch im Zeitverlauf verändern, so dass die Relationen innerhalb des sozialen Raumes keineswegs als feststehend konzeptualisiert sind.

Das ökonomische Kapital „ist unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar, eignet sich besonders zur Institutionalisierung in Form des Eigentumsrechts [...] und meint alle geldwerten Waren und Produkte oder deren abstrakte Entsprechung“ (Henning & Kohl 2011, 23). Diese Kapitalform kann für sich genommen jedoch noch keine machtvolle Position innerhalb des sozialen Raumes garantieren, denn „[...] erst dann, wenn es mit den beiden anderen Kapitalformen einhergeht, kann jemand wirkliche Macht ausüben. Diese beiden anderen Kapitalformen nennt Bourdieu das kulturelle Kapital und das soziale Kapital“ (Treibel 1997, 229).

Das kulturelle Kapital tritt in drei Formen auf: eine inkorporierte Form im Sinne der Primärsozialisation und Bildung, eine objektive Form, die kulturellen Besitztümern wie beispielsweise Gemälden entspricht, sowie in institutionalisierter Form, die Adels- und Bildungstitel entspricht und nach Bourdieu gesondert behandelt werden muss (vgl. Bourdieu 1992a). Inkorporiertes kulturelles Kapital setzt – wie seine Bezeichnung bereits nahelegt – eine Verkörperung voraus. Daher kostet dessen Aneignung persönliche Investition und kann nicht im Sinne einer Delegation weitergegeben werden (ebd.).

"Inkorporiertes Kapital ist ein Besitztum, das zu einem festen Bestandteil der »Person«, zum Habitus geworden ist; aus »Haben« ist »Sein« geworden" (Bourdieu 1992a, 56).

Auf diese Weise bleibt das inkorporierte Kulturkapital an den jeweiligen Kontext seiner Aneignung gebunden und hinterlässt Spuren, wie anhand des Beispiels, eine spezifische Weise des Sprechens verinnerlicht zu haben, deutlich wird.⁶⁴ Die Sozialisation, die Bourdieu in seiner Theorie als Habitualisierung bezeichnet (vgl. Baumgart 2004), ist daher als Akkumulation von kulturellem Kapital zu charakterisieren. Dieser Prozess verläuft allerdings verschleiert und ist somit quasi unsichtbar. Das

⁶⁴ „Weil die sozialen Bedingungen der Weitergabe und des Erwerbs von kulturellem Kapital viel verborgener sind, als dies beim ökonomischen Kapital der Fall ist, wird es leicht als bloßes symbolisches Kapital aufgefaßt; d.h. seine wahre Natur wird verkannt, und es wird stattdessen als legitime Fähigkeit oder Autorität anerkannt, die auf allen Märkten (z.B. dem Heiratsmarkt) zum Tragen kommt, wo das ökonomische Kapital keine volle Anerkennung findet“ (Bourdieu 1992a, 57).

objektivierte Kulturkapital steht mit dem inkorporiertem in direktem Zusammenhang, indem die Fähigkeit, Kulturgüter anzueignen und aus ihnen Genuss oder Freude zu schöpfen, die Verinnerlichung dessen voraussetzt (vgl. Bourdieu 1992a).

„Kulturelle Güter können somit entweder zum Gegenstand materieller Aneignung werden; dies setzt ökonomisches Kapital voraus. Oder sie können symbolisch angeeignet werden, was inkorporiertes Kulturkapital voraussetzt" (ebd., 59).

Institutionalisiertes Kulturkapital beschreibt Bourdieu als objektiviertes, inkorporiertes Kulturkapital, das in Form von Titeln vorliegt (ebd.). Es ist insofern weniger an die AkteurInnen als Person gebunden, da es formell unabhängig von diesen existiert. Es kann jedoch in eine direkte Verbindung mit der Verfügbarkeit über ökonomisches Kapital gebracht werden, da der Erwerb von Bildung und Bildungstiteln in einen spezifischen Geldwert konvertierbar ist (ebd.). Aus dieser Perspektive wird die „[...] Konvertibilität zwischen kulturellem und ökonomischen Kapital [...]“ (Bourdieu 1992a, 62) nachvollziehbar.⁶⁵

Das soziale Kapital wird durch das Netzwerk aus sozialen Beziehungen und der potentiellen Mobilisierung des ihm inhärenten Kapitalvolumens konstituiert (vgl. Bourdieu & Wacquant 2013). Bourdieu definiert es wie folgt:

„Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen" (Bourdieu 1992a, 63).

Das soziale Kapital existiert somit insbesondere durch die Praktiken der AkteurInnen und kann auch nur durch diese aufrechterhalten und reproduziert werden (ebd.).

Das symbolische Kapital beschreibt letztlich die Möglichkeit, die beschriebenen Kapitalformen zur persönlichen Darstellung zu nutzen und auf Grundlage dessen durch Dritte anerkannt zu werden (vgl. Bourdieu & Wacquant 2013).

„Da symbolisches Kapital nichts anderes ist als ökonomisches oder kulturelles Kapital, sobald es bekannt und anerkannt, erkannt ist entsprechend den von ihm selbst durchgesetzten Wahrnehmungskategorien, reproduzieren und verstärken die symbolischen Kräfteverhältnisse ihrer Tendenz nach die Kräfteverhältnisse, aus denen die Struktur des sozialen Raumes besteht“ (Bourdieu 1992, 149).

⁶⁵ „Unterschiede bestehen allerdings im Schwierigkeitsgrad der Konvertierung: Es muss Transformationsarbeit geleistet werden, die sich in Transformationskosten niederschlägt“ (Henning & Kohl 2011, 23).

Auf diese Weise trägt das symbolische Kapital zur Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung bei, da es durch inkorporierte Wahrnehmungskategorien, welche wiederum auf den objektiv gegebenen Strukturen basieren, als legitim anerkannt wird.⁶⁶ Bourdieu erläutert in diesem Zusammenhang, dass „[...] ein Unterscheidungsmerkmal [...] nur dann zum sichtbaren, wahrnehmbaren, nicht indifferenten, sozial *relevanten* Unterschied [wird], wenn es von jemandem wahrgenommen wird, der in der Lage ist, *einen Unterschied zu machen* – weil er selber in den betreffenden Raum gehört und nicht *indifferent* ist [...]“ (Bourdieu 1985a, 22). Gleichzeitig führen diese Unterscheidungen zu Trennungen zwischen den sozialen Gruppen. Daher schlussfolgert Bourdieu:

„Sozialer Raum: das meint, daß man nicht jeden mit jedem zusammenbringen kann – unter Mißachtung der grundlegenden zumal ökonomischen und kulturellen Unterschiede“ (Bourdieu 1985b, 14).

Dieser Sachverhalt verweist darauf, dass die Verfügbarkeit von ökonomischem und kulturellem Kapital die Grundlage für symbolisierende und distinguierende Praktiken darstellt. Auf diesen Aspekt wird im weiteren Verlauf des Kapitels noch einmal genauer eingegangen.

Allerdings wird zusätzlich deutlich, dass neben den objektiv bestehenden Unterschieden zwischen sozialen Klassen und der je spezifischen Verfügung über die verschiedenen Kapitalformen, eine Handlungsebene innerhalb des sozialen Raumes existiert, die Bourdieu mit dem Terminus des sozialen Feldes bezeichnet (vgl. Bourdieu 1987). Soziale Felder sind wie der soziale Raum durch relationale AkteurInnenpositionen charakterisiert. Die Relevanz von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital kann je nach sozialem Feld divergieren. Bourdieu erläutert in diesem Zusammenhang:

„Vielmehr legt die spezifische Logik eines jeden Feldes jeweils fest, was in diesem Markt Kurs hat, was im betreffenden Spiel relevant und *effizient* ist, was *in Beziehung auf dieses Feld* als spezifisches Kapital und daher als Erklärungsfaktor der Formen der Praxis fungiert“ (Bourdieu 1987, 194).

Der soziale Raum ist somit nicht nur durch soziale Klassen, sondern auch durch die ihm inhärenten sozialen Felder strukturiert, die dann entstehen, „wenn sich Menschen durch gemeinsame Interessen auf Spielregeln einigen, nach denen um wertvolle Güter bzw. Kapitalien gespielt bzw. gekämpft wird“ (Henning & Kohlmann 2011, 25). Somit konstituiert sich die Struktur eines sozialen Feldes durch die intersubjektiven Beziehungen, die jedoch immer durch die objektiven Bedingungen der Klassenlage beeinflusst bleiben und nicht unabhängig davon existieren.⁶⁷

⁶⁶ „Symbolische Macht ist in diesem Sinne ein Vermögen des worldmaking“ (Bourdieu 1992b, 151).

⁶⁷ „Die sozialen Beziehungen sind [...] niemals nur Beziehungen zwischen Subjektivitäten [...]; sind sie doch nichts anderes als Beziehungen zwischen sozialen Lagen und Stellungen, die sich gemäß einer Logik herstellen, die prädisponiert ist, ihnen Ausdruck zu verleihen“ (Bourdieu 1974, 74).

Das soziale Feld geht mit den Habitus der AkteurInnen ein dialektisches Verhältnis ein – es setzt diese zum Zwecke seines eigenen Fortbestehens zum einen voraus und bringt sie zum anderen hervor. Soziale Felder funktionieren in diesem Sinne nach spezifischen Gesetzmäßigkeiten, die nicht durch die Logiken anderer Felder beeinflusst werden, sondern eine je feldimmanente *illusio* implizieren (vgl. Bourdieu 1985a / b).⁶⁸ Die *illusio* ist „der praktische Glaube an das Spiel. Er bewirkt, dass der Mikrokosmos des Feldes als selbstverständlich erfahren werden kann [...]“ (Krais & Gebauer 2002, 59). Sie ermöglicht somit die Partizipation am Spiel gemäß geltender Spielregeln und führt gleichzeitig zum Vergessen der Tatsache, dass es sich um ein Spiel handelt, dessen Regeln durch soziale Konstruktionsleistungen hervorgebracht wurden (vgl. Bourdieu 1985a / b).

„Unter Spiel lässt sich auch verstehen: daß eine Reihe von Leuten an einer geregelten Tätigkeit teilnehmen, einer Tätigkeit die sich nicht notwendig aus der Befolgung von Regeln ergibt, sondern die bestimmten Regelmäßigkeiten gehorcht. »Spiel« ist der Ort, an dem sich eine immanente Notwendigkeit vollzieht, die zugleich eine immanente Logik ist. In diesem Spiel darf man nicht einfach irgendetwas tun“ (Bourdieu 1992, 85).

Gleichzeitig erscheinen die „Gewinnüter des Feldes“ (Bourdieu 1985a, 141) erstrebenswert und die Teilnahme am Spiel sinnvoll und selbstverständlich. Die *illusio* ist somit nicht nur Voraussetzung, sondern auch Produkt des Feldes.

Wie bereits angedeutet, wird über das Konzept des Habitus die soziale Position einer/s AkteurIn mit den je individuellen Praktiken verknüpft. Den Zusammenhang zwischen Habitus und Struktur umschreibt Bourdieu wie folgt:

„Und wenn der Habitus ein Verhältnis zu einer sozialen Welt eingeht, deren Produkt er ist, dann bewegt er sich wie ein Fisch im Wasser und die Welt erscheint ihm selbstverständlich. [...] Ich bin in der Welt enthalten, aber sie ist auch in mir enthalten, *weil* ich in ihr enthalten bin; weil sie mich produziert hat und weil sie die Kategorien produziert hat, die ich auf sie anwende, scheint sie mir selbstverständlich, *evident*“ (Bourdieu & Wacquant 2013, 161).

Somit ist jedem Subjektiven etwas Objektives enthalten und genau über die Vermittlungsleistung des Habitus wird der Dualismus des Handelns – sowohl objektive als auch subjektive Elemente zu vereinen - nicht nur verstehbar, sondern auch erklärt, weshalb Handeln vernunftgeleitet erscheint (vgl. Schneickert 2013).⁶⁹ Gleichzeitig wird deutlich, dass Prozesse des Lernens und damit

⁶⁸ *Illusio* „bedeutet, dass man involviert ist, im Spiel befangen und gefangen. Ein Interesse haben heißt, einem bestimmten sozialen Spiel zugestehen, daß das, was ihm geschieht, einen Sinn hat, und daß das, was bei ihm auf dem Spiel steht, wichtig und erstrebenswert ist“ (Bourdieu & Wacquant 2013, 148).

⁶⁹ Indem objektiv gegebene Strukturen inkorporiert werden und zu feldadäquaten Praktiken führen, erscheinen diese zumindest rückblickend vernunftgeleitet, da sie der gegebenen Situation entsprechen. Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang neben dem Sinn für das Spiel auch vom praktischen Sinn (vgl. Bourdieu 1987).

einhergehend der Inkorporierung einen wesentlichen Faktor bei der Genese des Habitus ausmachen. So wird der Habitus über „[...] Beobachten, Nachahmung von Gesten, Zeichen und kulturellen Ausdrucksweisen“ (Liebsch 2006, 77) in Auseinandersetzung mit der Umwelt verinnerlicht. Die leibliche Erfahrung dient den AkteurInnen dabei als „Gedächtnisstütze“ (Bourdieu 1987, 739), indem das Verhältnis zur Welt in die Körper eingeschrieben wird.

„Es scheint durchaus, als würden die mit bestimmten sozialen Verhältnissen gegebenen Konditionierungsprozesse das Verhältnis zur sozialen Welt in ein dauerhaftes und allgemeines Verhältnis zum eigenen Leib festschreiben – in eine ganz bestimmte Weise, seinen Körper zu halten und zu bewegen, ihn vorzuzeigen, ihm Platz zu schaffen, kurz: ihm soziale Profil zu verleihen“ (Bourdieu 1987, 739).

Erneut verweist dies auf die Interdependenz zwischen der Position von AkteurInnen innerhalb des sozialen Raumes beziehungsweise Feldes und ihrer Habitus. Bourdieu bringt diese Verquickung mit der Formel „[(Habitus) (Kapital)] + Feld = Praxis“ (Bourdieu 1987, 175) auf den Punkt. Daraus ergeben sich wiederum zwei Annahmen: Zum einen, dass die Habitus der AkteurInnen im gleichen Maße differenziert sind wie ihre sozialen Positionen und zum anderen, dass sie differenzierend wirken und soziale Ungleichheit auf diese Weise reproduzieren:

„Sie sind unterschiedlich und unterschieden und sie machen Unterschiede: Sie wenden unterschiedliche Unterscheidungsprinzipien an, oder sie wenden die gewöhnlichen Unterscheidungsprinzipien unterschiedlich an“ (Bourdieu 1985a, 21).

In dieser Beschreibung wird ersichtlich, wieso Bourdieu den Habitus als „strukturierte Struktur“ (Bourdieu 1987, 279) bezeichnet. Der Habitus wird in dieser Betrachtungsweise zum „opus operatum“ (Bourdieu 1987, 281) und meint die Verinnerlichung der gesellschaftlichen Teilung in soziale Klassen, die auf diese Weise auf die Haltungen und Handlungen der AkteurInnen zurückwirkt.

„Diese Vermittlung [zwischen Struktur und Handlung] leistet der Habitus, geometrischer Ort der Determinismen und Entscheidungen (déterminations), der kalkulierbaren Wahrscheinlichkeiten und erlebten Hoffnungen, der objektiven Zukunft und des subjektiven Entwurfs. In diesem Sinne verstanden, d.h. als ein System der organischen und mentalen Dispositionen und der unbewußten Denk-, Wahrnehmungs-, und Handlungsschemata, bedingt der Habitus die Erzeugung all jener Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen, die der so wohlbegründeten Illusion der Schöpfung von unvorhersehbarer Neuartigkeit und spontaner Improvisation erscheinen, wenngleich sie beobachtbaren Regelmäßigkeiten entsprechen; er selbst nämlich wurde durch und innerhalb von Bedingungen erzeugt, die durch eben diese Regelmäßigkeiten bestimmt sind“ (Bourdieu 1974, 40).

Somit ist der Habitus nicht nur als strukturierte Struktur zu verstehen, sondern auch als „strukturierende Struktur“ (Bourdieu 1987, 279), da er Handlungen und Haltungen hervorbringt, die der sozialen Position der AkteurInnen entsprechen, indem er ein relativ stabiles Dispositionensystem impliziert, das sich aus den Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zusammensetzt.⁷⁰

Der Begriff des Schemas verweist in diesem Zusammenhang auf eine Konstruktionsleistung, die den AkteurInnen zugesprochen werden kann, die in Erfahrung mit der Umwelt handlungsleitende Sinnmuster zum Wiedererkennen der situativ gegebenen Ordnung herstellen und repetitiv nutzen (vgl. Krais & Gebauer 2002). Gleichzeitig versinnbildlicht das Schema, dass der Habitus ein dispositionelles Netz ist, „das Erfahrungen und sinnliche Eindrücke aufnimmt und in spezifischer Weise verarbeitet, damit aber auch selbst immer wieder modifiziert wird“ (ebd., 63f.).⁷¹ Somit fungiert der Habitus als Orientierungsrahmen der AkteurInnen in ihrer jeweiligen Umwelt und er ermöglicht, Handlungen hervorzubringen, die der sozialen Lebenswelt entsprechen, so dass diese im Umkehrschluss durch die Praktiken der AkteurInnen stabilisiert und reproduziert wird.

Die Wirksamkeit des Habitus konstituiert sich dabei über das „[...] Faktum, daß sie [die Schemata] jenseits des Bewußtseins wie des diskursiven Denkens, folglich außerhalb absichtlicher Kontrolle und Prüfung agieren: Die praktischen Handlungen in praxi anleitend, unterlegen sie nicht nur das, was fälschlich Werte genannt werden könnte, den scheinbar automatischsten Gebärden und unbedeutendsten Körpertechniken [...], sondern bringen auch die fundamentalsten Prinzipien der Konstruktion und Bewertung der Sozialwelt [...] im Einordnen der Körper und der unterschiedlichen Beziehungen zum Körper zum Einsatz“ (Bourdieu 1987, 727).

Wahrnehmungsschemata machen in diesen Zusammenhang „den sensuellen Aspekt der praktischen Erkenntnis“ (Schwingel 2005, 62) aus und beeinflussen maßgeblich, wie die AkteurInnen ihre soziale Umwelt wahrnehmen.

„Die Wahrnehmungskategorien resultieren wesentlich aus der Inkorporierung der objektiven Strukturen des sozialen Raums. Sie sind es folglich, die die Akteure dazu bringen, die soziale Welt, so wie sie ist hinzunehmen, als fraglos gegebene, statt sich gegen sie aufzulehnen und ihr andere, wenn nicht sogar vollkommen konträre Möglichkeiten entgegenzusetzen [...]“ (Bourdieu 1985b, 17f.)

Denkschemata beinhalten hingegen die Klassifikationsmuster, die AkteurInnen nutzen, um die

⁷⁰ Schemata, die den Akteuren Orientierung und Handlungsanleitung bieten, weisen eine kollektive Geschichte auf und werden im je individuellen Lebensverlauf verinnerlicht. Somit hängen Wissen und Wahrnehmung eng zusammen und die Tatsache, dass „[...] jede Erkenntnis von sozialer Welt einen spezifischen Denk- und Ausdrucksschemata ins Werk setzenden Konstruktionsakt darstellt und daß zwischen sozialer Lage und Praxisformen oder Vorstellungen sich die strukturierende Tätigkeit von Akteuren schiebt [...]“ (Bourdieu 1987, 729), wird in den Fokus gerückt.

⁷¹ Auf den Aspekt der Modifikation wird im späteren Verlauf des Kapitels genauer eingegangen.

wahrgenommene Welt in eine kognitive Ordnung zu bringen (vgl. Bourdieu 1987).⁷² Aus diesem Grund werden die Denkschemata auch vielfach als Alltagstheorien beschrieben. Zu den Denkschemata zählt für Bourdieu insbesondere der Geschmack, den er in seinen Arbeiten fokussiert. Im Gegensatz zum alltäglichen Verständnis des Begriffes, beschreibt Geschmack jedoch die „ästhetischen Maßstäbe zur Bewertung kultureller Objekte und Praktiken“ (Schwingel 2005, 62). Für Bourdieu ist der Geschmack daher ein Mittel der Distinktion, da er klassifizierende Effekte aufweist:

„Die Akteure klassifizieren sich selbst, setzen sich selbst der Klassifizierung aus, indem sie entsprechend ihrem Geschmack verschiedene Attribute wählen, Kleider, Nahrung, Getränke, Sportarten, Freunde, sie zusammenpassen und die ihnen passen oder, genauer, die zu ihrer Position passen. Noch genauer: Indem sie im Raum der verfügbaren Güter und Dienste wählen, was in diesem Raum eine homologe Stellung einnimmt wie sie im sozialen Raum. Das ist der Grund, warum niemand besser klassifiziert wird als durch seine eigenen Klassifizierungen“ (Bourdieu 1992b, 145).

Symbolische Praktiken sind somit immer auch Ausdruck der jeweiligen Klassenlage von AkteurInnen beziehungsweise ihrer Position innerhalb des sozialen Raumes, so dass über den Geschmack und den damit einhergehenden Konsumpraktiken objektiv bestehende Unterschiede in eine symbolische Ordnung überführt werden, die im Sinne einer Analogie zur objektiv gegebenen Struktur der Gesellschaft gedeutet werden kann. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Bourdieu davon ausgeht, dass sowohl die auf diese Weise evozierten Klassifizierungen als auch die damit einhergehende Distinktion nicht notwendigerweise durch die AkteurInnen intendiert wird.

Aber „[...] jede Praxis ist conspicuous, ist sichtbar, gleichviel ob sie vollzogen wurde, um gesehen zu werden, oder nicht; sie ist distinktiv, Unterschied setzend, gleichviel ob jemand mit ihr die Absicht verfolgt oder nicht [...]“ (Bourdieu 1985b, 21).

Somit wirken Praktiken immer kategorisierend, distinguierend und durch ihre direkte Verbindung zur sozialen Position symbolisieren sie die gegebene Sozialstruktur und die Verteilung der unterschiedlichen Kapitalformen.⁷³ Insofern impliziert die Produktion der symbolischen Ordnung immer auch einen Kampf um Macht- und Herrschaftsverhältnisse, in welchem die AkteurInnen wiederum das ihnen zur Verfügung stehende, symbolische Kapital nutzen, welches – wie bereits erläutert – in direktem Zusammenhang zu den anderen Kapitalformen steht (vgl. Bourdieu 1992). Bourdieu unterscheidet zwei Formen symbolischer Kämpfe:

⁷² Dazu siehe auch: Dirksmeier 2009; Schwingel 2005.

⁷³ „Nichts wäre in der Tat irriger als die Annahme, die symbolischen Handlungen [...] bedeuten nichts außer sich selbst. Sie verleihen stets der sozialen Stellung Ausdruck, und zwar gemäß einer Logik, die eben die der Sozialstruktur selbst ist, d.h. die Unterscheidung“ (Bourdieu 1974, 62).

„Auf objektiver Seite kann durch individuelle wie kollektive Repräsentationshandlungen agiert werden, mit denen bestimmte Realitäten sichtbar gemacht und zur Geltung gebracht werden sollen [...]“ (ebd., 147).

Auf subjektiver Ebene geht es hingegen darum, die Wahrnehmungskategorien zu verändern; „[...] das heißt [...] die Wörter und Namen, die die soziale Wirklichkeit sowohl konstruieren als auch zum Ausdruck bringen, um die der politische Kampf wesentlich geht, der Kampf um die Durchsetzung des legitimen Prinzips von Vision und Division“ (ebd., 148). Legitimität bedeutet in diesem Zusammenhang, dass objektiv gegebene und inkorporierte Strukturen konvergieren, so dass die soziale Ordnung unhinterfragt – als quasi natürlich gegeben – akzeptiert wird (vgl. Bourdieu 1985b). Gleichzeitig deuten diese Explikationen darauf hin, „[...] daß symbolisches Kapital zu symbolischen Kapital kommt [...]“ (ebd. 22) und ökonomisch sowie sozial niedrig gestellte Klassen wenn überhaupt, dann nur sehr begrenzte Möglichkeiten haben, an derartigen Aushandlungsprozessen zu partizipieren.⁷⁴ Trotzdem ist nicht davon auszugehen, dass diese symbolischen Kämpfe eine spezifische Verortung beziehungsweise Zeitlichkeit implizieren. Bourdieu erläutert in diesem Zusammenhang:

„Tatsächlich vollzieht sich diese Kategorisierungs-, diese Explizierungs- und Klassifizierungsarbeit unausgesetzt, in jedem Augenblick der Alltagsexistenz, wann immer die sozialen Akteure untereinander um den Sinn der sozialen Welt, ihre Stellung in ihr und um ihre gesellschaftliche Identität ringen – vermittelt der unterschiedlichen Weisen, positive und negative Urteile zu fällen, Lob und Tadel, Segen und Fluch zu verteilen durch Belobigung, Glückwunsch, Kompliment oder aber Beleidigung, Beschimpfung, Kritik, Anklage, Verleumdung, usw.“ (Bourdieu 1985b, 19).

Geschmack und Konsum der ökonomisch wie sozial höher positionierten Klassen zeichnen sich im Zuge dessen durch Einzigartigkeit und Distinguiertheit gegenüber den Konsumpraktiken der ökonomisch niedriger gestellten Klassen aus.⁷⁵ Die herrschenden Klassen charakterisieren sich daher durch eine Deutungshoheit über den sogenannten guten Geschmack (vgl. Baumgart 2004). Gleichzeitig lässt sich daher die Notwendigkeit nachvollziehen, dass Konsumpraktiken im Falle ihrer allgemeinen Verbreitung wandeln müssen, damit die klassifizierenden und distinguierenden Effekte erhalten bleiben:

„Ein Stil muss sich nämlich mit Notwendigkeit wandeln, sobald er vollständig verbreitet ist, weil er

⁷⁴ „Das Spiel der symbolischen Unterscheidungen spielt sich also innerhalb eines engen Raumes ab, dessen Grenzen die ökonomischen Zwänge diktiert, und bleibt, von daher gesehen, ein Spiel der Privilegierten privilegierter Gesellschaften, die es sich leisten können, sich der wahren Gegensätze, nämlich die von Herrschaft, unter Gegensätzen der Manier zu verschleiern“ (Bourdieu 1974, 73).

⁷⁵ „Für die Angehörigen der herrschenden Klasse(n) werden die Unterschichten nur als eine Art Kontrastfolie gebraucht. [...] Umgekehrt wird die Distinktion, als das Verhalten, das Unterschiede setzt von den ‚unteren Schichten‘ als ein Auf-Distanz-Halten verstanden“ (Treibel 1997, 235).

ein Unterscheidungsmerkmal ist, das nicht allgemein werden dürfte, ohne seine Bedeutung oder genauer [...] seinen »Wert« zu verlieren“ (Bourdieu 1974, 65).

Neben dem Geschmack zählt zu den Denkschemata eine dem Habitus inhärente Ethik, die Bourdieu als Ethos bezeichnet. Dieser beinhaltet Maßstäbe zur ethischen Beurteilung von gesellschaftlichen Praktiken.⁷⁶

Handlungsschemata dienen der Hervorbringung von Praktiken, die als Ausdruck der Wahrnehmungs- und Denkschemata angesehen werden können. Der Zusammenhang habitualisierter Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata kann wie folgt beschrieben werden:

„Beim Habitus handelt es sich somit um ein unbewusstes System von Unterscheidungen, das als Klassifikations- und Erzeugungsprinzip von Praktiken fungiert und somit den Akteuren in unterschiedlichen Situationen den routinisierten Vollzug von Praktiken ermöglicht“ (Ebrecht 2002, 229)

Erneut wird ersichtlich, dass die Unbewusstheit der Schemata sowie ihrer Wirkweise von besonderer Relevanz ist und sich die Funktionsweise des Habitus auf diese Weise außerhalb bewusster Handlungsentscheidungen und Kontrollmöglichkeiten verschiebt. Handlungsentscheidungen werden im Vollzug getroffen - es sind „[...] Entscheidungen in actu, die keine Wahlakte voraussetzen“ (Bourdieu 1987, 740).

Aus den bisherigen Explikationen geht zunächst hervor, dass das Habituskonzept und die damit entstehende Verbindung zwischen den gesellschaftlichen Strukturen und den Praktiken der AkteurInnen eine Zirkulation implizieren, die sehr vereinfacht wie folgt beschrieben werden kann: AkteurInnen entwickeln aufgrund ihrer sozialen Positionen im Raum und den damit einhergehenden praktischen Erfahrungen mit der sie umgebenden sozialen Realität klassen- beziehungsweise feldspezifische Habitus. Diese generieren auf der Basis kognitiv-symbolischer Dispositionen Praktiken, die ihrer Entstehung entsprechen. Diese Praktiken stabilisieren und reproduzieren wiederum die gesellschaftliche Ordnung, weil diese durch das Agieren der AkteurInnen „rückentäußert“ (Wagner 2003, 204) wird. Die sozialen Strukturen bleiben somit aufrechterhalten, weil sie „durch das Alltagshandeln der Individuen [...] Leben erhalten und am Leben erhalten werden.“ (Krais & Gebauer 2008, 36).

Aus dieser simplifizierenden Darstellung erscheint die Trias von Struktur – Habitus – Praxis zunächst als ein in sich geschlossenes System, das Bourdieu vielfach den Vorwurf des Determinismus eingebracht hat und in dieser verkürzten Lesart gesellschaftspolitisch desillusionierend wirkt, weil

⁷⁶ „Die Unterscheidung von Ethik als ein kohärent formuliertes System theoretischer Prinzipien und Ethos als systematisches Ensemble praktischer Prinzipien, differenziert folglich zwischen Theorie und sozialer Praxis. Sie trägt der Tatsache Rechnung, dass Akteure praktischen Prinzipien folgen können, ohne eine systematische Ethik zu formulieren“ (Dirksmeier 2009, 99).

sowohl autonome Individuen als auch revolutionäre Umbrüche der gesellschaftlichen Ordnung durch das Habituskonzept in Frage gestellt werden (vgl. Treibel 1997). Im Folgenden wird jedoch gezeigt, dass diese Betrachtungsweise nicht haltbar ist, da mit dem Habituskonzept durchaus innovatives Potential impliziert wird (vgl. Ebrecht 2002).

Der Habitus ist „kreativ, erfindungsreich, er ist in der Lage in neuen Situationen neue Verhaltensweisen hervorzubringen [...]“ (Krais und Gebauer 2002, 6). Ausgehend von den bisherigen Explikationen zum Habituskonzept ist dieses Potential durchaus ersichtlich, da die Beschreibung des Habitus als *Opus Operatum* bereits auf Variationsmöglichkeiten und Modifikationspotentiale des Dispositionensystems hinweist (vgl. Henning & Kohl 2011). Bourdieu verweist in diesem Zusammenhang auf die historische Kontingenz des Habitus, um einer verkürzten Lesart seines Theoriekonzeptes entgegen zu wirken:

„Der Habitus ist nicht das Schicksal, als das er manchmal hingestellt wurde. Als ein Produkt der Geschichte ist er ein offenes Dispositionensystem, das ständig mit neuen Erfahrungen konfrontiert und damit unentwegt von ihnen beeinflusst wird“ (Bourdieu & Wacquant 2013, 167).

Darüber hinaus betont er, dass eine automatisiert erscheinende Reproduktion sozialer Praktiken nur dann erfolgt, wenn die spezifische Handlungssituation mit den vorhandenen Schemata dekodiert werden kann, in denen diese auch entstanden sind.

„Die antizipierende Anpassung des Habitus an die objektiven Verhältnisse ist da nur ein besonderer (wenn auch sicher der häufigste) Fall, und man muß sich vor der Verallgemeinerung des Modells des fast geschlossenen Kreislaufs einer fast perfekten Reproduktion hüten, das nur auf jenen Grenzfall voll anwendbar ist, in dem die Bedingungen der Produktion des Habitus und die Bedingungen des Funktionierens identisch oder homothetisch sind“ (Bourdieu & Wacquant 2013, 164).

An dieser Stelle öffnet sich das Habituskonzept für Variationen, da gerade in modernen Gesellschaften, die sich durch stetigen Wandel und steigende Komplexitätsanforderungen auszeichnen, Handlungssituationen in den seltensten Fällen identisch bleiben und handlungsleitende Interpretationsschemata somit nicht immer eine vollständige Orientierung bieten können. Aus dieser Perspektive „erscheint die quasi mechanische Repetition von Handlungsmustern als ein Grenzfall“ (Ebrecht 2002, 230f.) und Möglichkeiten des sozialen Wandels rücken in den Blick. Bourdieu erläutert in diesem Zusammenhang:

„Will man die Welt ändern, muß man die Art und Weise, wie Welt »gemacht« wird, verändern. Das heißt, man muß die Weltsicht und die praktischen Operationen verändern, mit denen Gruppen produziert und reproduziert werden“ (Bourdieu 1992, 152).

Insofern ist sozialer Wandel an eine Transformation der inkorporierten Handlungs-, Denk- und Wahrnehmungsschemata gebunden. Trifft ein Habitus jedoch auf ein ihm unbekanntes soziales Feld wird es sehr wahrscheinlich zu Irritationen kommen, die die AkteurInnen dazu zwingen, neue Kategorisierungen beziehungsweise neue Schemata auszubilden, um an einem für sie neuem, sozialen Feld partizipieren zu können.

„Was der neu Eintretende tatsächlich in dieses Spiel hineinbringen muss, ist nicht der Habitus, der hier stillschweigend oder explizit verlangt wird, sondern ein Habitus, der [...] vor allem formbar und geeignet sein muss, um sich in einen konformen Habitus konvertieren zu lassen, der, kurz gesagt, kongruent und lernfähig [docile], das heißt offen für die Möglichkeit der Restrukturierung ist“ (Bourdieu 1997, 120 -> zitiert nach Kraus & Gebauer 2002, 61f.).

Eine ähnliche Konstellation ist denkbar, wenn die Habitus unterschiedlicher sozialer Positionen sowie sozialer Felder aufeinandertreffen und Kategorisierungsalternativen deutlich werden. Gerade das bewusst werden von Alternativen kann zu einer Reflektion bestehender Schemata führen und Variationen ermöglichen, da der Habitus vor allem aufgrund seiner Unbewusstheit funktioniert. Die Möglichkeit, den Habitus über eine potentiell aktive Bewusstmachung inkorporierter Dispositionen reflexiv zugänglich und somit transformieren zu können, setzt für Bourdieu jedoch „informierte, kompetente und selbstkritische Individuen voraus, die sich der eigenen Widersprüche und Eitelkeiten bewusst sind - vor allem dann, wenn sie öffentlich das Wort ergreifen“ (Treibel 1997, 240). Hier sieht er jedoch gleichzeitig das grundlegende Problem, das einen Wandel unwahrscheinlich erscheinen lässt:

„Es sind aus dem Blickwinkel der herrschenden Wahrnehmungskategorien Sichtbarsten, die durch Änderung der Wahrnehmungskategorien eine veränderte Sicht herbeiführen können. Wären es nicht, mit Ausnahme weniger, dieselben, die am wenigsten dazu geneigt sind“ (Bourdieu 1985b, 23).

Zusammenfassend kann bis hierhin festgehalten werden, dass die Theorie der Praxis des französischen Soziologen Pierre Bourdieu und dessen Kernstück - das Habituskonzept - ein Analysewerkzeug für die Untersuchung der Interdependenzen zwischen gesellschaftlichen Strukturen und der Alltagspraxis sozialer AkteurInnen darstellt. Eine derart angelegte Untersuchung scheint insbesondere Aufschluss zu nicht-bewussten Aspekten sozialer Praktiken geben zu können und diese wiederum an Fragen zu der Bedeutung des gesellschaftlichen Kontexts rückbinden zu können. Diese Eigenschaften sind für die vorliegende Arbeit – wie im weiteren Verlauf noch deutlich wird – von besonderer Relevanz. Im Folgenden soll jedoch zunächst auf das Automatismenkonzept eingegangen werden.

3.2 Das Automatismen-Konzept - Definition, Charakteristika und Implikationen

Der Begriff ‚Automatismus‘ wird in unterschiedlichen Disziplinen wie der Verhaltensbiologie, der Psychologie sowie den Kulturwissenschaften divergierend genutzt. Im Alltagssprachlichen Gebrauch umschreiben Automatismen verselbstständigte Prozesse und Mechanismen, die zwar auf einen Verlust von Kontroll- und Steuerungspotentialen hinweisen, ohne damit jedoch Möglichkeiten einer Antizipation potentieller Auswirkungen zu beinhalten (vgl. Conradi 2014). Auf diese Weise werden Automatismen ja nach der Bestimmung ihrer Folgen als positive oder negative Mechanismen verstanden.

„>Automatismen< in diesem positiven wie negativen Alltagsverständnis folgen also einer kausalogischen Verknüpfung im Sinne einer Wenn-dann-Konstellation, die zwar durchaus Elemente von Unkontrollierbarkeit, Unberechenbarkeit und Selbsttätigkeit enthalten kann, deren Endergebnis aber nichtsdestotrotz als voraussehbar betrachtet und dementsprechend affirmiert oder abgelehnt wird“ (Conradi 2014, 29).

Entgegen des umgangssprachlichen Gebrauchs sollen Automatismen gemäß den Arbeiten des gleichnamigen DFG - Graduiertenkollegs „Automatismen“ an der Universität Paderborn als Mechanismen der Strukturentstehung verstanden werden, die sich jenseits von Planung vollzieht (vgl. Bierwirth 2010; Bublitz et al. 2010b; Conradi 2014). Insofern werden sie weder als positive oder negative Phänomene kategorisiert, noch wird davon ausgegangen, dass ihre Effekte antizipierbar sind.

Der Anlass für die Beschäftigung mit Automatismen war für die ForscherInnengruppe im Jahr 2008 die Beobachtung, dass sich gesellschaftliche Prozesse und die Entstehung sozialer Strukturen nicht immer auf Steuerung und Reglementierung durch zentrale Instanzen und Institutionen zurückführen lassen, sondern in vielen Fällen eher im Sinne eines selbsttätigen Prozesses zu konzeptualisieren sind (vgl. Bierwirth 2010; Bublitz et al. 2010b).⁷⁷ Beobachtbar sind derartige Mechanismen insbesondere dann, wenn verteilte AkteurInnen unabhängig voneinander agieren und aus ihren Handlungen ungeplant neue Strukturen hervorgehen (Bublitz et al. 2010a). Aus diesen Überlegungen resultiert folgende Definition von Automatismen:

„Automatismen sind definiert als Abläufe, die sich einer bewussten Kontrolle weitgehend entziehen. Es gibt sie auf der Ebene des individuellen und des kollektiven Handelns sowie im Umgang mit Technik. Da sie nicht auf Kreativität, Planung oder Gestaltung, sondern auf Wiederholung zurückgehen, verbindet sich mit Automatismen die Vorstellung des Mechanischen. Gleichzeitig funktionieren sie anders als technische Automaten: Es gibt keine Vordefinition, kein

⁷⁷ Beispielhaft ließe sich hier das Konzept der ‚unsichtbaren Hand‘ von Adam Smith anführen (vgl. Böhm 2010).

„Programm“. Beispiele sind Prozesse der Habitualisierung [...]; was als Struktur zu beobachten ist, ist im Vollzug entstanden. Und oft ist es die Aktivität Vieler, die solche Strukturen hervorbringt“ (GK Paderborn 2011, 8).

Die Definition umfasst unterschiedliche Charakteristika, die in den folgenden Teilen des Kapitels ausführlich dargestellt werden. Gleichzeitig verweist sie auf eine zentrale Annahme: Automatismen sind als Praktiken, die soziale Ordnung produzieren und formieren, fester Bestandteil von Gesellschaften (vgl. Conradi 2014). Die Untersuchung von Automatismen kann somit Aufschluss über die Produktionsmechanismen sozialer Wirklichkeiten liefern.

Unbewusstheit und Opazität von Automatismen

Automatismen auf der Ebene individueller und kollektiver Praktiken entstehen über sich wiederholende Prozesse wie beispielsweise Gewöhnung, Ritualisierung, Training und Lernen, die insgesamt zu einer Verdichtung und Einkapselung von Handlungssequenzen zu „[...] einem fixiert-stereotypisierten Ganzen [...]“ (Winkler 2010c, 236) führen.⁷⁸

„Im Bereich individueller Automatismen wäre zu verweisen auf den Erwerb körperlicher und geistiger Fähigkeiten [...]. In Bezug auf kollektive Automatismen im Bereich gesellschaftlicher Differenzierung spielen Formen der Ritualisierung, der Stereotypisierung, (auch technischer) Delegation – als Verschachtelung von Handlungs-, Aufgaben- und Verantwortungsbereichen – sowie Schemabildung in Verbindung mit einer (massenhaften) Aufführung und Hervorbringung von Praxen eine entscheidende Rolle“ (Conradi 2014, 37).

Automatismen sind dem Bewusstsein der AkteurInnen weder auf individueller noch auf kollektiver Ebene zugänglich bzw. können lediglich über Irritation, Konflikte oder theoretische Anstrengung aufgebrochen werden (vgl. Marek 2010b; Winkler 2010c; Conradi 2014).⁷⁹ Aus diesen Überlegungen ergibt sich die Beschreibung des Automatismus als Black Box (vgl. Winkler 2010a). Black Box soll in diesem Zusammenhang im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie verstanden werden, die black boxing als Vorgang beschreibt, durch den „[...] die gemeinschaftliche Produktion von AkteurIn und Artefakt [...] unsichtbar gemacht oder hier: selbstverständlicht [wird]“ (Degele 2002, 132f.). Die Unbewusstheit ist konstitutives Moment eines reibungslosen Ablaufes des Automatismus, da sich dieser als unbewusstes Vor-Wissen im Sinne einer Selbstverständlichkeit sowohl der Reflexion als auch der willentlichen Steuerung entzieht (vgl. GK Paderborn 2011; Conradi 2014). Unbewusstheit und eine damit gleichermaßen implizierte Unsichtbarkeit (Opazität) von Automatismen sind somit

⁷⁸ Dazu siehe auch Bublitz 2010a.

⁷⁹ Mit dem Herabsinken von Automatismen aus dem Bewusstsein der AkteurInnen wird gleichzeitig ein Sprung von Quantität zu Qualität markiert (vgl. Bublitz 2010a).

nicht negativ konnotiert, da auf diese Weise die Störanfälligkeit minimiert wird und Stabilität hergestellt wird (vgl. Winkler 2010b).

Automatismen markieren also einen Sprung von der reinen Quantität sich wiederholender Praktiken hin zur Qualität: Schemata, Stereotype, Muster und Strukturen erscheinen nach ihrer Verfestigung als Selbstverständlichkeit (vgl. Bublitz 2010a; Conradi 2014).⁸⁰ Der Ursprung an sich sowie die so resultierende Struktur kann wiederum nicht mehr aus ihren einzelnen Elementen erklärt werden (vgl. GK Paderborn 2011).

„Unvorhersehbarkeit und –sagbarkeit, das Ganze bildet mehr als die Summe seiner Teile, es verselbstständigt sich gegenüber seinen Elementen und ist aus diesen nicht ableitbar, die Neuheit des Ganzen gegenüber seinen Teilen“ (Bublitz 2010b, 32).

Bis hierhin wird deutlich, dass Unbewusstheit und Unsichtbarkeit zwei zentrale Eigenschaften von Automatismen sind, die die Eigenschaften ungeplanter Strukturentstehung maßgeblich konstituieren. Im Folgenden wird darauf eingegangen, wie derartige Verdichtungsmechanismen theoretisiert werden können.

Entstehungsprozess und die Reduktion von Komplexität

Obwohl der Ursprung eines Automatismus nicht eindeutig auszumachen ist, kann eine Aussage zu seinem Entstehungsprozess getroffen werden. Dieser konstituiert sich in der beständigen Wiederholung und Einschleifung sozialer Praktiken, deren Resultat die Verfestigung von Handlungssequenzen ist. Wiederholung wird dabei als eine „[...] Verschränkung von Identität – ohne die Wiederholung als solche nicht erkennbar wäre – und Varianz [...]“ (Conradi 2014, 36) definiert – in diesem Sinne also eine Wiederholung mit Differenz. Dieser Aspekt impliziert Dynamik und verweist darauf, dass die Rede von Automatismen keineswegs simple Repetition oder Erstarrung meint.

„Automatismen sind [...] elementare Prozesse der Organisation kultureller Dynamik, in denen Momente struktureller Stasis mit Momenten fortschreitender und sich fortschreibender Veränderung konstellierte sind“ (Conradi 2014, 36).

Gleichzeitig deuten diese Überlegungen auf ein weiteres Charakteristikum von Automatismen hin: Die Reduktion von Komplexität. Indem Automatismen über das Potential verfügen, Praktiken zu unbewussten Schemata zu verdichten, Stereotype und Muster als nicht hinterfragbare

⁸⁰ „Der Rückzug der Automatismen aus dem Bewusstsein markiert also eine qualitative ‚Barre‘, denn nun entsteht etwas qualitativ Neues: Ein Schema, auf das immer wieder zurückgegriffen wird und das zugleich eine neue Struktur bildet. Weder der Prozess des Einübens noch das Eingübte ist dem Resultat [...] identisch“ (Bublitz 2010a, 23).

Selbstverständlichkeiten zu etablieren und in Form von Diskursen Orientierung zu bieten,⁸¹ entlasten sie die AkteurInnen und reduzieren die Komplexität sozialer Wirklichkeiten.⁸² Diese Funktion leisten Automatismen insbesondere dann, wenn Planung, Steuerung und Reglementierung an ihre Grenzen stoßen (vgl. GK Paderborn 2011). Aus dieser Beobachtung resultiert die These, dass sie einem typischen Problem moderner Gesellschaften begegnen, das sich über den stetigen Anstieg von Komplexität durch Differenzierungsprozesse konstituiert (vgl. Conradi 2014).

Führt man diesen Gedanken jedoch fort, fällt auf, dass Automatismen innerhalb eines Spannungsfeldes aus Komplexitätsreduktion und –steigerung zu verorten sind, da die durch Automatismen generierte Verdichtung mit einer Steigerung von Komplexität einherzugehen scheint:

„Gesamtkulturell betrachtet handelt es sich um einen dialektischen Prozess, der eine Steigerung von Komplexität durch die kontinuierliche Reduktion an gesellschaftlicher Entwicklung beteiligter Teilkomplexitäten ermöglicht“ (Conradi 2014, 35).

Somit wirken Automatismen über Verdichtung auf individueller und kollektiver Ebene nicht nur entlastend, sondern implizieren gleichermaßen auch Beschleunigung (vgl. Bublitz 2010a). Bis hierhin sind sowohl zentrale Charakteristika als auch Entstehungsmechanismen von Automatismen expliziert. Im Zuge dessen wurde bereits an mehreren Stellen darauf hingewiesen, dass Automatismen die Entstehung neuer Strukturen ohne zentrale Steuerungsinstanzen und jenseits bewusster Planung implizieren. Nachfolgend wird auf diese Eigenschaft noch einmal genauer eingegangen.

Das generative Potential der Automatismen

Eine zentrale These, die mit dem Automatismenkonzept einhergeht, lautet, dass Automatismen einen Anteil an der Produktion neuer kultureller Formen haben können. Dann wäre „[...] der Übergang von unbewussten, quasi-natürlichen Steuerungsvorgängen zu kulturellen, bewussten Formen [...] ein fließender“ (Bublitz 2010a, 23). Automatismen fungieren potentiell als generative Handlungsprinzipien, die über die Entstehung von Schemata in ein überpersonales Phänomen überführt werden, das dann nicht mehr an einzelne AkteurInnen gebunden ist und auch nicht aus einzelnen Handlungsvollzügen erklärbar ist (vgl. Bublitz et al. 2010a; 2010c). Über diese Konstatierung verbindet sich mit dem Automatismenkonzept die Perspektive eines bottom-up Entwicklungsmodells, das die Entstehung neuer sozialer Strukturen und Muster in den Fokus stellt,

⁸¹ Zu dem Verhältnis von Automatismen und Diskursen siehe auch Conradi 2010.

⁸² „Indem ihr unbewusstes Funktionieren die Aufmerksamkeit von bestimmten Teilelementen miteinander verflochtener Prozesse entbindet, verschaffen Automatismen in diesem Sinne auch die (ökonomische) Möglichkeit, immer komplexere Handlungssequenzen ineinander zu verschachteln; und dies, ohne dass die Ausführung der entsprechenden Praxen höhere Anforderungen an die Ausführenden stellen würde“ (Conradi 2014, 34).

die weder geplant noch in ihrem Auftreten antizipierbar sind. Erneut verweist dieser Aspekt auf die Opazität von Automatismen, da auch Emergenzprozesse nur post factum erklärbar sind (vgl. Bierwirth 2010). Dieser Sachverhalt ist insbesondere für die Entstehung von Strukturen innerhalb sozialer Interaktionsprozesse nachvollziehbar:

„In dem Moment, in dem Personen interagieren, verlieren sie aufgrund der doppelten Kontingenz der Situation die Kontrolle über den Verlauf der Interaktion“ (Muhle 2010, 119).⁸³

Strukturbildung in Interaktionen ist somit als ein Fall sui generis zu verstehen und auch hier kann Emergenz nicht mehr aus den einzelnen Mikroprozessen erklärt werden, die zu ihrer Entstehung geführt haben (ebd.). Beobachtbar sind diese Prozesse lediglich im Rahmen einer rekonstruierenden Analyse. Auf diesen Aspekt wird im weiteren Verlauf dieses Kapitels noch genauer eingegangen.

Bis hierhin können zunächst einmal zentrale Eigenschaften des Automatismenkonzeptes festgehalten werden: Automatismen entstehen ohne Intention, Planung oder Steuerung durch Prozesse der Wiederholung, des Lernens und Trainings. Sie entziehen sich aufgrund der damit einhergehenden Einschleifung und Verdichtung, die wiederum zu Stereotypisierung, Naturalisierung und Standardisierung führt, dem Bewusstsein der AkteurInnen. Automatismen konstituieren sich vielfach in verteilten Systemen einander unbekannter und unabhängig agierender AkteurInnen, deren Handeln nicht durch eine zentrale Steuerungsinstanz organisiert wird. Auf diese Weise können neue soziale Strukturen emergieren, die nicht mehr aus ihren einzelnen Bestandteilen erklärbar sind. Dieser Sachverhalt verweist auf die Opazität von Automatismen und die Relevanz eines bottom-up Entwicklungsmodells wird in den Fokus gestellt. Mit Automatismen geht eine Reduktion von Teilkomplexitäten einher, die wiederum als Voraussetzung für die Steigerung der Gesamtkomplexität ausgewiesen werden kann, so dass Automatismen in einem Spannungsfeld zu verorten sind, das für moderne Gesellschaften typisch erscheint.

Neben diesen Charakteristika enthält das Automatismen-Konzept weitere Aspekte, die die Tragweite des Ansatzes verdeutlichen und gesellschaftswissenschaftliche Anwendungs- und Analysemöglichkeiten aufzeigen. Im Folgenden soll vor allem auf die Aspekte eingegangen werden, die für die vorliegende Arbeit von besonderer Relevanz sind: Automatismen und das Konzept des Subjekts sowie die epistemologische Konsequenzen des theoretischen Ansatzes.

⁸³ „Der Begriff der doppelten Kontingenz (oder sozialen Kontingenz) [...] bezeichnet die Tatsache, daß sowohl Ego als auch Alter ihre Selektionen wechselseitig als kontingent beobachten. [...] Der Begriff der Kontingenz bestimmt ein Datum mit Bezug auf die möglichen Alternativen: er bezeichnet den Sachverhalt, daß das, was aktuell [...], auch anders möglich [...] ist. [...] Das Sein eines Datums entstammt einer Selektion, die sein Nicht-Sein als Sein anderer Möglichkeiten bestimmt. [...] Die Selektivität der sinnkonstituierenden Systeme [...] ist immer kontingent, daß heißt, die Operationen [...] dieser (sozialen und psychischen) Systeme sind im Vorhinein nicht eindeutig bestimmbar. [...] In der sozialen Dimension erscheint dieses Problem als doppelte Kontingenz: Jede Selektion hängt sowohl von Ego als auch von Alter ab [...]“ (Baraldi et al. 1997, 37f.).

Automatismen und das Konzept des Subjektes

Bezieht man die bisherigen Überlegungen des Automatismenkonzeptes auf die Frage nach dem Subjekt und seinem Handlungsvermögen, dann kommen zwei Lesarten in den Blick. Auf der einen Seite können Automatismen ein passives Menschenbild evozieren, das rationale Handlungsmodelle in Frage stellt (vgl. Winkler 2010d). Auf der anderen Seite kann die These vertreten werden, dass Automatismen zu der Konstitution von Subjekten beitragen (vgl. Bublitz 2010b). Folgt man zunächst einmal der ersten These, dann rückt vor allen Dingen eine mechanische Lesart von Automatismen in den Fokus:

„Wenn der ‚Automat‘ mit den Automatismen zu tun hat, geht von diesen ein großes Bedrohungspotential aus: Das bürgerliche Individuum, das Bollwerk ist, und nur von der Gewalt seiner Handlungsmacht zusammengehalten wird, muss es um seine Existenz fürchten“ (Winkler 2010d, 22).

Aus dieser Perspektive betrachtet, erscheint das Subjekt als ein Automat, der mechanistisch Handlungssequenzen gemäß einem Reiz-Reaktions-Schema ausführt. Der Automatismus wird auf diese Weise zu einer Bedrohung der Vorstellung, dass soziales Handeln auf rationale und autonome Entscheidungsprozesse zurückführbar ist. Bezieht man jedoch soziologische Handlungstheorien - wie beispielsweise die zuvor explizierte Theorie der Praxis von Pierre Bourdieu - in die Diskussion mit ein, wird schnell klar, dass zwar die Idee autonomer, rein rational agierender AkteurInnen verworfen wird, diese Negation jedoch keineswegs impliziert, dass AkteurInnen nicht durchaus intentional und gemäß ihren Vorstellungen von sozialer Welt und Ordnung sinn- beziehungsweise vernunftgeleitet handeln. Die Termini Sinn, Vernunft und Intention bedeuten indes nicht, dass diese der Ratio entspringen, wie anhand der Beschreibung zum Habituskonzept deutlich wurde. Soziale Praktiken sind in ihrem Vollzug maßgeblich durch Muster, Schemata, Standardisierungen und Naturalisierungen beeinflusst und können daher nicht singulär durch einen Verweis auf die Ratio oder individuelle Motivationsfaktoren erklärt werden, weil die Wirkung eben dieser Mechanismen zu einem großen Teil unbewusst ist. Darüber hinaus müssen nicht-intendierte Folgen des Handelns gesondert betrachtet werden.⁸⁴ Diese sind weder antizipierbar, noch bleiben sie (zumindest in den meisten Fällen) opak, so dass vielmehr der Gegensatz zwischen Automatismen und der Vorstellung von Subjekten als technische Automaten in den Blick rückt:

„Automatismen bezeichnen hier nicht eine schlichte Identität der Wiederholung oder das Mechanische des Automaten. Das Konzept zielt vielmehr auf eine Modellierung von Situationen, in

⁸⁴ Auch nicht-intendierte Handlungsfolgen können strukturbildend wirken und weisen somit eine direkte Verbindung zu Automatismen auf. „Zwar sind die einzelnen Handelnden blind, aber ihr kumulierter Effekt ist Strukturbildung“ (Winkler 2010c, 113).

denen die Herausbildung neuartiger, überraschender Strukturen beobachtet werden kann, ohne dass diese auf bewusst und intentional handelnde Instanzen zurückgeführt werden“ (Conradi et al. 2011).

Ein weiteres Argument dafür, dass die Annahme eines mechanistisch agierenden Subjektes aus der Perspektive der Automatismenforschung zu verwerfen ist, lässt sich aus den Parallelen zwischen der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), wie sie von Bruno Latour vertreten wird, und dem Automatismenkonzept ableiten (vgl. Conradi et al. 2011). Wie die ANT wenden sich auch die Prämissen des Automatismenkonzeptes gegen deterministische und reduktionistische Erklärungsansätze sozialen Handelns. Dieser Sachverhalt zeigt sich zum einen in der Konzeptualisierung eines dynamisch gedachten Verdichtungsprozesses, der über eine Wiederholung mit Differenz für Modulationen geöffnet ist. Zum anderen weisen die Möglichkeiten der Entautomatisierung auf Dynamiken hin.

Im Gegensatz zu der Annahme, dass Automatismen die Aktionspotentiale von Subjekten in Frage stellen, steht die These, dass sie ein Selbst voraussetzen - wie bereits an der Silbe ‚auto‘ im Terminus Automatismus deutlich wird. Daher stellt sich vielmehr die Frage, inwiefern Automatismen an dem Prozess der Subjektbildung beziehungsweise an Subjektivierungsformen beteiligt sind.

Das Subjekt „[...] bildet sich als Struktur erst im komplexen Zusammenspiel gesellschaftlicher Praktiken heraus und transformiert sich immer wieder aufs Neue als Instanz, die, bei aller sozialen Konstitution, eine subjektive Haltung gegenüber sozialen Normen und Machtprozeduren einnimmt“ (Bublitz 2010b, 35).

An dieser Stelle wird deutlich, dass die je persönliche Darstellung als Subjekt eine Verinnerlichung kultureller Codes der Subjekthaftigkeit voraussetzt (vgl. Reckwitz 2006). Indem sich Subjekte in dem Vollzug sozialer Praktiken an gesellschaftlich etablierten Subjektdiskursen und an Automatismen der Standardisierung und Normalisierung orientieren, konstituieren sie sich als „sozial-kulturelle Struktur“ (Reckwitz 2006, 39).

Auf diesen Aspekt geht Andreas Reckwitz (2006) in seiner Monografie „Das hybride Subjekt: eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne“ genauer ein. Er argumentiert, dass Subjektformationen über alltägliche Praktiken der Arbeit, der persönlichen und intimen Beziehungen sowie über Technologien des Selbst verinnerlicht und durch die Überführung in das Unbewusste stabilisiert werden. Auf diese Weise wird eine direkte Verbindung zu den Automatismen deutlich: Subjektstrukturen sind dabei – genau wie Automatismen auch - keineswegs als starr zu verstehen, sondern als dynamische Zusammenfassung möglicherweise sogar konfligierender Elemente. Die Konflikthaftigkeit konstituiert sich über die Hybridität gesellschaftlich vorhandener Subjektkulturen.

„Hybridität bezeichnet dabei die – nicht exzeptionelle, sondern verbreitete, ja regelmäßige – Kopplung und Kombination unterschiedlicher Codes verschiedener kultureller Herkunft in einer Ordnung des Subjekts. Die Hybridität kultureller Muster macht eine Subjektform zumindest potentiell immanent widersprüchlich und implantiert in ihr präzise bestimmbare Bruchlinien“ (Reckwitz 2006, 19).

Thesenartig ließe sich dieser Aspekt mit Entautomatisierungsmechanismen in Verbindung setzen, da Konflikte und eine damit potentiell einhergehende Bewusstmachung des Automatismus zu dessen Zerfall führen können (vgl. Brauerhoch et al. 2014; Conradi 2014).⁸⁵ Entautomatisierung wird in diesem Zusammenhang als „[...] Umkehr oder Sichtbarmachung automatisierter Tätigkeit oder Wahrnehmung verstanden“ (Brauerhoch et al. 2014, 9) und ist immer nur situativ gegeben (vgl. Derwanz 2014). Die Idee des Zerfalls ist jedoch nicht als kontrainduktiv zu verstehen, sondern als komplementärer Mechanismus, der zu einer Neukonstituierung von Automatismen führen kann.⁸⁶

Die bisherigen Überlegungen weisen darüber hinaus darauf hin, dass soziale Ordnung und Wirklichkeit keineswegs bedeutungslos für die Entstehung von Automatismen sind. Vielmehr können Automatismen als „[...] Bestandteil[e] eines wirksamen Arrangements von Dingen, Zeichen und Subjekten“ (Bublitz 2010a, 10) konzipiert werden, so dass die Notwendigkeit einer gesellschaftstheoretischen Einbettung untermauert wird. Dennoch sind sie frei von Determinierung, denn sie konstituieren sich ohne äußere Sachzwänge (vgl. Marek 2010a).⁸⁷

Epistemologische Konsequenzen

Aus den Beschreibungen des Automatismenkonzeptes ergeben sich spezifische epistemologische Fragen, die in der Forschungspraxis bedacht werden müssen. So stellt sich gerade aufgrund der beschriebenen Opazität von Automatismen das Problem der Beobachtbarkeit (vgl. Leistert 2010). Die beteiligten AkteurInnen haben aufgrund des unbewussten Vollzugs von Automatismen keine Möglichkeit in die Rolle von Beobachtenden zu wechseln. So fallen die Beobachter- und Beteiligtenperspektive stets auseinander (vgl. ebd.). Daher ist zu fragen, welcher Ort der Beobachtung eingenommen wird und welche Konsequenzen sich daraus ergeben.

⁸⁵ „Die Wirkmächtigkeit von Automatismen kann unterschritten werden, indem bestimmte Funktionen und Prozesse bewusst gemacht werden, deren reibungsloses Funktionieren unter der Oberfläche von Bewusstsein, Vor-Wissen und Erwartung garantiert schien“ (Conradi 2014, 33).

⁸⁶ Mit diesen Explikationen wird erneut ersichtlich, dass das Automatismen-Konzept weder Starrheit noch Stillstand, sondern immer auch Dynamik impliziert (vgl. Brauerhoch et al. 2014).

⁸⁷ Dies wird bereits aus der Konstatierung ersichtlich, dass durch das Zusammenspiel von Automatismen neue soziale Strukturen emergieren können, da Sachzwänge der Idee von Emergenz zuwiderlaufen (vgl. Marek 2010a).

„Der Gegenstand, der sich so in einer kritischen Automatismenforschung doppelt stellt, betrifft den Ort der Aussage, den Ort der Beobachtung und deshalb auch die Aussage selbst, die nur je von einem Ort gemacht werden kann“ (Leistert 2010, 100).

Im Gegensatz zu der Frage des Ortes, betont Tobias Conradi (2014) in seiner Dissertation die zeitliche Dimension als entscheidenden Faktor für die Beobachtbarkeit von Automatismen:

„Wenn eine Analyse von Automatismen mehr sieht, als die in die Prozesse verwickelten Akteure, dann nicht, weil sie die bessere Übersicht hat, sondern weil in gewisser Weise >verspätet< ist und entstandene Strukturen ex post in den Blick nimmt“ (Conradi 2014, 34).

Auf diese Weise rückt erneut die Wiederholung als Konstitutionsmechanismus des Automatismus und mit ihr die Frage nach Stereotypisierung, Standardisierung und Habitualisierung in den Blick. Automatismen erscheinen somit insbesondere in ihrem Wirken, in ihrer Verquickung aus Schemata und Praxis beobachtbar:

„Die Analyse bedarf hier einer Beobachterposition, die einen Blick auf das produktive, komplementäre Verhältnis von Konventionen und ihren Abruf, ihre (performativ-hervorbringende) Ausführung ermöglicht“ (Conradi 2014, 35).⁸⁸

Die Erforschung von Automatismen erfordert somit zum einen eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Forschungspraxis und -perspektive. Zum anderen werden jedoch methodologische Entscheidungen durch die begrenzt erscheinenden Möglichkeiten der Beobachtbarkeit tangiert, wie im weiteren Verlauf der Arbeit noch zu diskutieren ist.

3.3 Urbane Gemeinschaftsgärten aus theoretischer Perspektive – Eine theoriegeleitete Diskussion des Forschungsstandes

Im Folgenden werden die zentralen Aspekte des Forschungsstandes aufgegriffen und unter Hinzunahme der hier dargelegten theoretischen Prämissen diskutiert. Insbesondere die Themen, für die bereits in Kapitel 2.6 Forschungsdesiderate beziehungsweise Diskussionsbedarfe aufgezeigt wurden, sollen aus der hier präsentierten Perspektive erneut aufgegriffen werden.

⁸⁸ „Schemata und Praktiken stehen solcherart in einem komplementären Verhältnis, sind miteinander verzahnt, insoweit beiden eine auf instrumentales und systematisches Orientierungswissen ausgerichtete handlungsbestimmende zugleich aber auch handlungsermöglichende Bedeutung zukommt. Schemata und Praktiken allein im Sinne der Beschränkung von Handlungsalternativen durch Auswahl, Filterung und Verengung zu betrachten, wäre zu kurz gegriffen, denn routinisierte Formen der Wahrnehmung und routinisierte, verkörperte Handlungsabläufe eröffnen ihrerseits auch Handlungsoptionen, indem sie es erlauben, neue Situationen im Rückgriff auf bestehendes und praktisches, kognitives Wissen zu bewältigen“ (Conradi et al. 2012, 9f.).

Eine theoriegeleitete Betrachtung der Darstellung, dass urbane Gemeinschaftsgärten durch ihre Verortung auf städtischen Brachflächen sogenannte „Nicht-Orte“ (Wißmann 2014, 4) wiederbeleben und durch diese Art der städtischen Intervention eine aktive Auseinandersetzung mit der Stadtpolitik evozieren (vgl. Müller 2014, Scheve 2014, Kropp 2013, Rosol 2012), legt die These nahe, dass die Gärten die Wahrnehmung von StädterInnen und unter Umständen auch von StadtplanerInnen sowie bestehende Alltagstheorien über den urbanen Raum, die Funktionalität von Brachen und innerstädtischem Grün irritieren können. Ähnlich wie Streetart scheinen urbane Gemeinschaftsgärten den gewohnten Blick zu durchbrechen, indem sie überraschen und zunächst nicht mit verfügbaren Wahrnehmungs- und Denkschemata in eine sinnvolle Ordnung gebracht werden können (vgl. Derwanz 2014).

„Die BetrachterIn sucht nach weiteren übersehenen und neuen Zeichen, nimmt die Oberflächen und Bebauungen des Raums neu wahr und wird sensibler für die Beschaffenheit des öffentlichen Raums“ (Derwanz 2014, 293).

Insofern erscheint die in diesem Zusammenhang formulierte Annahme einiger AutorInnen, dass die Gärten zu einer Neuaushandlung des Urbanitätsverständnisses beitragen können, indem sie den Dualismus Stadt – Natur konterkarieren, durchaus naheliegend. Dass dies jedoch zu einer Betonung von sozialen statt ökonomischen Faktoren in stadtplanerischen Entscheidungsprozessen führt, kann indes nicht in Form eines kausalen Prinzips vorausgesetzt werden. Dieser Sachverhalt wird insbesondere aus der theoretischen Prämisse des Automatismenansatzes nachvollziehbar: Prozesse der Entautomatisierung, die durch Irritation und Bewusstwerdung der Wahrnehmungs- und Denkschemata hervorgerufen werden, können zwar mit einer Neukonstitution von Automatismen einhergehen, diese ist in ihrem Ergebnis jedoch kontingent und lässt sich nicht „[...] auf eine im Voraus berechenbare Rationalität [...] reduzieren“ (Bublitz et al. 2010a, 10). Somit kann zwar potentiell eine stadtplanerische Orientierung an ökologischen und / oder sozialen Faktoren durch die raumaneignenden und intervenierenden Praktiken urbaner GärtnerInnen resultieren, aber dies ist nicht die unweigerliche Konsequenz. Es können auch gänzlich andere Effekte hervorgerufen werden, die von den InitiatorInnen und Partizipierenden urbaner Gemeinschaftsgärten weder geplant noch gewünscht sind. Beispielhaft ließe sich hier die vielfach hervorgebrachte Kritik anführen, dass urbane Gemeinschaftsgärten zu Gentrifizierungsprozessen beitragen, obwohl sie ein konträres Anliegen verfolgen (vgl. Baier 2012a; Schmelzkopf 2002; Stone 2002).

Das charakteristische Moment von Automatismen, weder plan- noch steuerbar zu sein, rückt somit in den Fokus und deutet darauf hin, dass das Politik transformierende Potential raumaneignender Praktiken über ein komplexes Zusammenspiel unterschiedlichster Faktoren konstituiert wird. Dieser Aspekt ist indirekt bereits durch die in Kapitel 2.6 ausgeführte Kritik an der

Darstellung angesprochen worden, dass die durch die urbanen GärtnerInnen initiierten Aushandlungsprozesse zum städtischen Raum maßgeblich durch ihre spielerische Leichtigkeit konstituiert würden (vgl. Werner 2012, Baier et al. 2011). In diesem Zusammenhang wurde darauf verwiesen, dass eine spezifische Rahmung politischer Praktiken notwendig sei, um kommunikative beziehungsweise diskursive Anschlussfähigkeit herstellen und aufrechterhalten zu können (vgl. Certomá 2011). Dieser Sachverhalt ist zum einen mit der These in Verbindung zu bringen, dass Automatismen „[...]Bestandteil[e] eines wirksamen Arrangements von Dingen, Zeichen und Subjekten [sind]“ (Bublitz et al. 2010, 10). Zum anderen scheinen alternative Formen der Raumaneignung dann besonders sichtbar zu werden, wenn sie sich beispielsweise über eine inszenierte Form der Abgrenzung als neu- beziehungsweise andersartig darstellen und auf diese Weise als Alternative beziehungsweise Kontroverse in Erscheinung treten und Irritation hervorrufen. Insofern erscheinen Anschlussfähigkeit und Abgrenzung als zwei zentrale Merkmale, die Aushandlungsprozesse mit divergierenden AkteurInnen evozieren können.

Diese Überlegungen verweisen darüber hinaus auf einen weiteren Sachverhalt, der in den Forschungsarbeiten zu dem Phänomen wiederkehrend thematisiert wird: Die Frage nach dem politischen Charakter urbaner Gemeinschaftsgärten. In ihrer Studie definiert Claire Nettle (2014) Urban Gardening als soziale Bewegung, die eine alternative Form des politischen Aktivismus impliziert, der auf der Veranschaulichung alternativer Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeiten basiert. Um die Praktiken der GärtnerInnen als politisch ausweisen zu können, reformuliert Nettle den Terminus des Politischen und integriert alltägliches Handeln, das jedoch ein Mindestmaß an Kontroversen und Aushandlungspotentialen enthalten muss.

Rückbindend an die Prämisse der Unplanbarkeit von Automatismen, drängt sich erneut die These auf, dass die Wirkungen, die aus den dieserart charakterisierten, politischen Praktiken hervorgehen, nicht im Vorhinein antizipier- und planbar sind.⁸⁹ Gleichzeitig weisen diese theoriegeleiteten Überlegungen einen Erklärungsansatz für die Frage auf, ob Praktiken nur dann als politisch ausgewiesen werden können, wenn diese auch von den agierenden AkteurInnen derart verstanden werden: Da die Effekte von Automatismen nicht im Vorhinein bestimmt werden können, ist somit auch das politische Potential von ihnen nicht vorhersehbar. Auf diese Weise können auch Haltungen und Handlungen solcherart politische Triebkraft entfalten, die nicht derart motiviert beziehungsweise intendiert sind.

Ein weiterer Schwerpunkt wird in der Forschungsliteratur auf die sozialen und gesellschaftlichen Aspekte, die mit urbanen Gemeinschaftsgärten zusammenhängen, gelegt. Wiederkehrend werden Fragen nach Möglichkeiten der Selbstverortung und des guten Lebens im städtischen Raum, die über

⁸⁹ Mit diesem Hinweis ist keineswegs die Annahme impliziert, dass urbane Gemeinschaftsgärten keine politische Wirkung aufweisen würden. Es wird lediglich darauf hingewiesen, dass diese, wenn überhaupt, dann doch nur sehr schwer zu antizipieren ist.

die Partizipation an urbanen Gemeinschaftsgärten konstituiert werden sollen, formuliert (vgl. Müller 2015; Borgstedt 2012; Baier et al 2011). Urbane Gemeinschaftsgärten sowie das steigende Interesse an ihnen werden in diesem Zusammenhang als eine Krisenreaktion auf die Probleme, Unsicherheiten und steigenden Komplexitätsanforderungen gegenwärtiger Gesellschaften interpretiert (vgl. Turner et al. 2011; Müller 2004). Die Partizipation an den Gärten offeriert nach Ansicht einiger AutorInnen Möglichkeiten, Stabilität und Langfristigkeit über die Integration in das Gartenkollektiv zu erfahren, lokale Symbol- und Sinnzusammenhänge herzustellen sowie über Identifikationsprozesse die Vorstellung eines je spezifischen Selbst zu konstruieren. Auch die Wiederentdeckung traditioneller Praktiken des Einkochens und Selbermachens sowie die Konzeptualisierung der Gärten als Allmenden und Gemeingüter werden in diesem Zusammenhang als besonders relevant erachtet, da sie eine Form der Selbstermächtigung gegenüber kapitalistischer Produktionsweisen und Mechanismen der Beschleunigung implizieren (vgl. Müller 2014; Baier 2012a; 2012b; Baier et al. 2011).

Deutet man diese Explikationen aus der hier dargelegten theoretischen Perspektive, dann scheinen urbane Gemeinschaftsgärten einen Möglichkeitsraum für die AkteurInnen zu konstituieren, der aufgrund eines spezifischen Ensembles aus Objekten und Zeichen Freiheitsgrade eröffnet, die innerhalb des gesellschaftlichen Raumes ansonsten nicht gegeben sind. Diese Charakteristika erscheinen - zumindest aus der Perspektive der Automatismenforschung – sodann als Voraussetzung für eine bottom-up verlaufende Entwicklung reziproker Beziehungsstrukturen. Diese sind jedoch nicht als das Ergebnis einer bewussten Planung oder Steuerung aufzufassen, sondern vielmehr als ungeplantes Resultat sozialer Aushandlungsprozesse zu konzeptualisieren.⁹⁰ Diese Deutung erscheint insofern sinnvoll, als dass Sozialität stets prozesshaft ist und die Entwicklung reziproker Beziehungen nicht durch eine top-down Steuerung erreicht werden kann, sondern diese durch die Haltungen und Handlungen der einzelnen, partizipierenden AkteurInnen und ihr unbewusstes Zusammenwirken hervorgebracht wird.

Verfolgt man diesen Gedankengang weiter, so lässt sich unter Berücksichtigung des Habituskonzeptes provozierend fragen, ob die Dispositionen der beteiligten AkteurInnen durch alternative Denk- und Handlungszusammenhänge, die sich in einem urbanen Gemeinschaftsgarten potentiell konstituieren können, nicht nur irritiert werden, sondern über Bewußtwerdung vielleicht sogar modifiziert werden?⁹¹ Indem AkteurInnen an den urbanen Gemeinschaftsgärten teilhaben und mit den Werten, die innerhalb des Gartens vertreten werden, wiederkehrend konfrontiert werden, können Wahrnehmungs- und Denkschemata irritiert und - indem neue Muster und Schemata

⁹⁰ Welche Elemente des urbanen Gemeinschaftsgartens zu einer derartigen Entwicklung beitragen, kann im Vorhinein nicht bestimmt werden.

⁹¹ Mit Verweis auf die theoretische Prämisse der Kontingenz sollen die Wirkungen auf die dem Habitus inhärenten Dispositionen als rein hypothetische Interpretation ausgewiesen werden, die sich durch die Beiträge zum Phänomen jedoch anbieten.

generiert und inkorporiert werden - potentiell verändert werden. Dieser Sachverhalt lässt sich besonders da vermuten, wo unbewusste und allgemein anerkannte Leitbilder - wie beispielsweise die Orientierung am Privateigentum in kapitalistisch geprägten Gesellschaften – durch abweichende Praktiken provoziert werden. Gleichzeitig ist unter Hinzunahme des Automatismenkonzeptes und der Idee, dass jede Wiederholung immer auch eine Differenz enthält, denkbar, dass Modifikationsmöglichkeiten weniger drastisch über Irritationen, Konflikte und Bewusstwerdung vollzogen werden, sondern vielmehr schleichend - im Sinne einer sich langsam vollziehenden Verfestigung - neue Muster und Schemata entwickelt und habitualisiert werden. Für beide Fälle wird die theoretische Perspektive, den Habitus als *ars inveniendi* zu betrachten, der Handlungen und Haltungen situationsadäquat generiert und auf diese Weise neue Schemata integrieren kann, als Grundlage vorausgesetzt.

Diese theoriegeleitete Deutung der sozialen und individuellen Prozesse, die durch urbane Gemeinschaftsgärten ausgelöst werden können, erscheint zusätzlich durch die Studien zum *bodily learning* naheliegend (vgl. Manhood et al. 2011; Turner 2011). Die Untersuchungen zeigen, dass das Engagement in urbanen Gemeinschaftsgärten zu einer Inkorporierung von Nachhaltigkeitsmaximen und damit einhergehend zu der Entwicklung eines nachhaltigen Lebensstils beitragen kann, ohne dass jedoch in jedem Falle eine kausale Korrelation besteht. Trotzdem wird deutlich, dass nicht nur die Irritation des Habitus über divergierende Ideale, Werte und Normen relevant erscheint, sondern auch die aktive, körperliche Betätigung im Garten selbst, die zu der Verinnerlichung alternativer Symbol- und Sinnmuster führen kann, indem der Körper als „Gedächtnisstütze“ (Bourdieu 1987, 739) fungiert.

Aus diesen theoretischen Überlegungen ließe sich auch das Thema der Selbstverortung, welches im Zusammenhang mit urbanen Gemeinschaftsgärten wiederkehrend thematisiert wird, interpretieren. So ist zu fragen, inwiefern die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten sowie die dem Gartenkollektiv inhärenten Sinn- und Symbolzusammenhänge zur Konstitution des Selbst beitragen und ob das urbane Gärtnern sodann als ein Abgrenzungs- beziehungsweise Distinktionsmittel im Bourdieuschen Sinne fungiert? Mit den zwei Fragen werden bereits divergierende Interpretationslinien impliziert. Auf der einen Seite kann die vielfach postulierte Selbstverortung derart theoretisiert werden, dass sie über die (Neu-)Konstitution handlungsleitender Wahrnehmungs- und Denkschemata innerhalb des urbanen Gemeinschaftsgartens konstituiert wird, insofern diese im Stande sind, durch Deutungs- und Kategorisierungshorizonte die gesellschaftliche Komplexität zu reduzieren. Wird – wie in manchen Studien angenommen – ein alternativer Lebensstil durch das urbane Gärtnern entwickelt, dann bietet dieser sowohl Orientierung als auch Abgrenzungspotentiale, die wiederum zur Selbstvergewisserung beitragen.

Auf der anderen Seite kann der urbane Gemeinschaftsgarten in Anlehnung an die theoretischen Prämissen Bourdieus als ein soziales Feld konzeptualisiert werden, welches gemäß spezifischer Spielregeln operiert und somit auch die soziale Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum, ihre Verfügungsmacht über verschiedene Kapitalformen sowie die damit zusammenhängenden Habitus relevant werden lässt. Die Möglichkeiten, sich selbst durch die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten verorten zu können und die Teilhabe an dem Phänomen insofern als Quelle symbolischen Kapitals zu nutzen, erscheinen aus dieser Perspektive ungleich verteilt.⁹²

So zeigen bereits Studien, die sich mit der Akkumulation von Sozialkapital beschäftigen, dass auch innerhalb urbaner Gemeinschaftsgärten ein impliziter, nicht direkt wahrnehmbarer Kampf um soziale Positionen stattfindet, der zudem mit einer nicht-intendierten Ausgrenzung marginalisierter Gruppen einhergeht (vgl. Firth et al. 2011; Glover 2004). Die ursprüngliche Position der AkteurInnen im sozialen Raum sowie ihre Verfügungsmöglichkeiten über die verschiedenen Kapitalformen scheinen somit auch die Teilhabechancen an urbanen Gemeinschaftsgärten zu beeinflussen, so dass sich erneut die Frage aufdrängt, welche spezifische Bedeutung ihnen zukommt und ob nicht schon das Interesse am Gärtnern in der Stadt habituell bedingt ist, indem es einem spezifischen Geschmack entspricht beziehungsweise voraussetzt, der wiederum an die ihm entsprechenden Positionen innerhalb des sozialen Raumes gebunden ist? Aber greifen dann nicht unter Umständen Mechanismen einer unbewussten Selbst- und Fremdselektion, die dem Wert vollkommener Offenheit und Inklusion heterogener Bevölkerungsgruppen entgegenstehen? Folgt man in diesem Zusammenhang der Explikation von Bourdieu, dass „man nicht jeden mit jedem zusammenbringen kann – unter Mißachtung der grundlegenden, zumal ökonomischen und kulturellen Unterschiede“ (Bourdieu 1985b), dann erscheinen Ausgrenzungsmechanismen zum einen naheliegend und zum anderen aufgrund der ihnen zugrundeliegenden unbewussten Dispositionen nur schwer zu verhindern.

Daher ergibt sich neben der positiv konnotierten Lesart der vielfältigen Potentiale urbaner Gemeinschaftsgärten eine weitere, die das Fortbestehen unbewusster Dispositionen stärker in den Fokus stellt. Diese These wird durch Studien untermauert, die belegen, dass in den Gärten durchaus heterogene Ziele, Interessen, Konflikte und Probleme wie beispielsweise Diebstahl vorkommen, diese jedoch in vielen Fällen durch die nicht hinterfragte Fiktion einer Gemeinschaft verdeckt werden (vgl. Nettle 2014; Scheve 2014; Rosol 2006). Eine Diskrepanz zwischen den postulierten Zielen und Wertvorstellungen der Bewegung und den real vorhandenen Handlungen, Haltungen und Beziehungsgefügen innerhalb der Gärten kann insbesondere mit der hier präsentierten Theorieperspektive erklärt werden: Momente der Unplanbarkeit von Automatismen können an das

⁹² Hier ist jedoch zu fragen, welche Kapitalformen für die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten entscheidend sind.

Dispositionensystem der AkteurInnen, welches als praktisches Vor-Wissen beschrieben werden kann, zurückgebunden werden und verweisen somit auf die These, dass unbewusste Schemata alternative Werte und Handlungsgefüge potentiell unterwandern und ihrer Umsetzung somit entgegenstehen. Auf diese Weise könnte die symbolische Ordnung und damit einhergehend die soziale Ungleichheit unbewusst auch innerhalb urbaner Gemeinschaftsgärten reproduziert werden.

Als letzter Punkt soll noch einmal die Diskussionen über das Verhältnis zwischen Stadtpolitik und urbanen Gemeinschaftsgärten aufgegriffen werden. Hier scheint insbesondere das durch den Automatismenansatz implizierte bottom-up Entwicklungsmodell relevant zu sein. So verweisen einige AutorInnen auf Konflikte zwischen den beiden AkteurInnengruppen und den vielfach fehlgeleiteten Versuch seitens der StadtplanerInnen, die Projekte in die Stadtentwicklung und Grünflächenversorgung zu integrieren (vgl. Bohn & Viljoen 2012; Brückner 2012, Schmelzkopf 2012; Rosol 2011; Hartfield & Henderson 2008; Krummacher 2003). Gleichzeitig wurde deutlich, dass eine Integration in die Stadtplanung vielfach mit einer Reglementierung einhergeht, welche für die Gartenprojekte durchaus negative Folgen aufweist, da die ihnen zugrundeliegende Flexibilität, die als zentraler Faktor für die Generierung positiver sozialer Effekte ausgewiesen werden kann, auf diese Weise beschränkt wird (vgl. Brückner 2012; Clavin 2011). Interpretiert man diese Konstatierung aus Sicht der Automatismenforschung, erscheint es naheliegend, dass stadtpolitische Steuerungsversuche urbane Gemeinschaftsgärten und ihre potentiell positiven Wirkungen begrenzen, da Planung, Reglementierung und Steuerung qua Definition einer bottom-up Strukturentstehung und damit implizierten Emergenzprozessen entgegen stehen.

Diese kurze theoriegeleitete Diskussion des Forschungsstandes zeigt deutlich, dass das hier erarbeitete Theoriegerüst und die damit einhergehende Perspektive auf urbane Gemeinschaftsgärten einen spezifischen Zugang zu dem Phänomen konstituieren, der besonders dafür geeignet ist, Forschungsdesiderate zu identifizieren und interessante Themen aufzuzeigen. Diese Diskussion leitet sodann zu der Explorationsstudie über, die zum Zweck einer empiriegeleiteten Annäherung an das Phänomen durchgeführt wurde. Wie bereits in der Diskussion des Forschungsstandes dargelegt, erscheint dieser Schritt insbesondere aufgrund einer starken Fokussierung der positiven Aspekte des Phänomens notwendig. In dem nun anschließenden Kapitel werden die methodische Vorgehensweise sowie zentrale Ergebnisse der Studie in einer knappen Zusammenfassung dargestellt.

Teil III - Empirische Auseinandersetzung mit urbanen Gemeinschaftsgärten



[Bildnachweis: Baier et al. 2013, 60]

4. Die Explorationsstudie

Da sich das Feld urbaner Gemeinschaftsgärten in Deutschland aufgrund einer hohen Diversität der Organisationsformen, der flächen- beziehungsweise öffentlichkeitsspezifischen Charakteristika sowie der Finanzierungsformen sowohl unstrukturiert als auch unübersichtlich erweist und simplifizierende Kausalitätsannahmen sowie überhöhte Bedeutungszuschreibungen eine theoretische Annäherung an das Phänomen erschweren, ist im Rahmen der hier vorliegenden Forschungsarbeit beschlossen worden, zunächst eine explorative Studie durchzuführen. Diese wurde derart konzipiert, dass trotz der theoretischen Auseinandersetzung, die im Vorhinein mit den unterschiedlichsten Beiträgen zu dem Thema stattgefunden hat, eine größtmögliche Unvoreingenommenheit und Offenheit bewahrt werden sollte, so dass theoretische Vorannahmen gegebenenfalls auch falsifiziert werden konnten.⁹³ Zu diesem Zweck wurde als erster Schritt eine sehr offen gehaltene Frage formuliert, die in weitere Teilaspekte heruntergebrochen wurde:

Was machen die Menschen in urbanen Gemeinschaftsgärten beziehungsweise was passiert hier eigentlich?

Auf den ersten Blick erscheint die Fragestellung außerordentlich trivial. Diese Sichtweise relativiert sich jedoch unter Rückbezug auf Kapitel 2. So weisen manche Darstellungen innerhalb des Forschungsstandes darauf hin, dass urbanes Gärtnern als eine Form der Selbstermächtigung gegenüber kapitalistischer Produktionsstrukturen zu theoretisieren sei und insofern eine konsumkritische Haltung unter den AkteurInnen impliziere. Oder aber sie betonen die subversiven Praktiken der Rauman eignung, die sodann als spezifische Form des politischen Protestes ausgewiesen werden. Ohne die zahlreichen Interpretationslinien an dieser Stelle erneut aufgreifen zu wollen, drängt sich die Frage auf, ob denn das Gärtnern an sich oder nicht vielmehr andere Faktoren die Partizipation an urbanen Gemeinschaftsgärten motivieren? Die konkreten Forschungsfragen lauteten sodann:

⁹³ An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass zu keinem Zeitpunkt der Forschung angenommen wurde, dass absolute Unvoreingenommenheit gegenüber dem Forschungsgegenstand möglich sei: „Es existiert keine theorieunabhängige Beobachtungsaussage, weil die Theoriebeladenheit sich in allen Beobachtungsaussagen zeigt. Dies gilt auch für die Ausführungen der Untersuchten“ (Lamnek 2005, 22). Insofern wurde Unvoreingenommenheit sowohl während der Exploration als auch im weiteren Verlauf der Forschung stets im Sinne einer Vermittlungsleistung zwischen Theorie und Empirie verstanden: „Statt von Theorien und ihrer Überprüfung auszugehen, erfordert die Annäherung an zu untersuchende Zusammenhänge <sensibilisierende Konzepte>, in die – entgegen einem verbreiteten Missverständnis – durchaus theoretisches Vorwissen einfließt“ (Flick 2007, 23). Vorhandene theoretische Erkenntnisse zu urbanen Gemeinschaftsgärten sowie vorab formulierte Thesen wurden daher in Form eines theoretischen Vorwissens in den gesamten Forschungsprozess integriert. Allerdings hatten sie sich an der Empirie zu beweisen, so dass stetig die Möglichkeit bestand, sie zu falsifizieren und durch neue Erkenntnisse zu ersetzen.

Warum gärtnern die Menschen in der Stadt beziehungsweise was motiviert die Menschen zur Teilnahme an einem urbanen Gemeinschaftsgarten?

Und fungiert der urbane Gemeinschaftsgarten für die Partizipierenden als Medium für politische, soziale, ökologische und / oder ökonomische Aushandlungsprozesse?

Die Fragen implizieren die soziale Funktion des Gemeinschaftsgartens erneut in den Blick zu rücken. Dieser Aspekt wurde bereits in den im Forschungsstand präsentierten Studien zu dem Phänomen fokussiert. So wird Urban Gardening nicht nur als Krisenreaktion auf Modernisierungsprozesse sowie durch den Kapitalismus hervorgerufene Beschleunigungs- und Entfremdungsmechanismen beschrieben, sondern gleichermaßen als Ansatzpunkt für die Erprobung neuer Gesellschaftsentwürfe, die – zumindest teilweise - unter dem Stichwort ‚Postwachstumsökonomie‘ gefasst werden. Der urbane Gemeinschaftsgarten wird in diesem Zusammenhang nicht nur als alternativer Raum konzeptualisiert, in dem neue Formen der Selbstverortung möglich werden, sondern in dem auch eine andere Welt gepflanzt wird.⁹⁴ Aus diesen Überlegungen ging sodann die Frage hervor, ob sich die subjektiven Erwartungen, die die städtischen GärtnerInnen einst zur Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten motiviert haben, erfüllt haben?⁹⁵

Dieser Sachverhalt erschien gerade aus der hier gewählten Theorieperspektive interessant, da diese zunächst einmal die These nahelegt, dass die als alternativ auszuweisenden Ideale und Handlungsorientierungen der GärtnerInnen realiter nicht eins zu eins umgesetzt werden können, da sie durch unbewusst wirksame Schemata des Habitus konterkariert werden könnten. Gleichzeitig war eine Falsifizierung dieser Annahme als besonders gewinnbringend einzuschätzen, da auf diese Weise Anhaltspunkte für einen sozialen Wandel identifizierbar werden würden.

An dieser Stelle wird bereits deutlich, dass die formulierten Forschungsfragen nur dann bearbeitet werden können, wenn theoriebedingte Selektionsmechanismen beziehungsweise voreilige Fokussierungen vermieden werden. Aus diesem Grund stand die explorative Studie zu Beginn bereits vor drei methodologischen Problemen, die es zu handhaben galt: (1) Welche Art des empirischen Zugangs sollte gewählt werden; (2) wie sollte mit der hohen Diversität und Dynamik des Feldes umgegangen werden; (3) wie stark – wenn überhaupt - sollten bereits bestehende theoretische Vorannahmen in die Untersuchung mit einbezogen werden?

⁹⁴ In diesem Zusammenhang muss darauf hingewiesen werden, dass der Slogan „Eine andere Welt ist pflanzbar“ ursprünglich der Titel einer Dokumentarfilmreihe über urbane Gemeinschaftsgärten weltweit von Ella von der Haide ist (vgl.: <http://www.eine-andere-welt-ist-pflanzbar.de>). Der Spruch avancierte jedoch schnell zu einem Leitsatz der Bewegung und wird wiederkehrend rezitiert.

⁹⁵ An dieser Stelle wird erneut deutlich, dass die Frage, worum es bei urbanen Gemeinschaftsgärten eigentlich geht, immer weitreichendere Aspekte und Ebenen berührt, die in ihrer je spezifischen Interdependenz nachgezeichnet werden müssen. Das ‚Was‘ hängt maßgeblich mit den motivationalen Faktoren der Partizipierenden zusammen und diese wiederum mit der potentiellen Mittlerfunktion des Gartens. Diese Verwobenheit galt es in der explorativen Studie stets zu beachten und zu reflektieren.

Um eine explorative Annäherung an das Feld so offen und flexibel wie möglich zu gestalten, fiel die Wahl auf qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung. Diese Festlegung ergab sich maßgeblich aus ihrer Programmatik sowie ihren methodologischen Prämissen. So ist ein zentrales Paradigma die Offenheit gegenüber dem Forschungsgegenstand beziehungsweise dem interessierendem Feld, den Untersuchungspersonen sowie den genutzten Methoden, um theoriegeleitete Selektionsmechanismen weitgehend ausschließen zu können und den Forschungsprozess so offen und flexibel wie möglich zu gestalten, so dass „auch unerwartete und dadurch instruktive Informationen“ (Lamnek 2005, 21) erhoben werden.⁹⁶ Dieser Aspekt erschien für die Untersuchung urbaner Gemeinschaftsgärten insbesondere deswegen wichtig, weil sich das Phänomen durch eine stark ausgeprägte Diversität auszeichnet und jeder untersuchte Fall je spezifische Eigenschaften aufwies, die nicht unbedingt im Vorhinein aus theoretischen Überlegungen ableitbar waren. Aus diesen Überlegungen ergab sich, dass Unvoreingenommenheit und das Potential der Falsifizierbarkeit nur durch eine qualitative Ausrichtung der Explorationsstudie gewahrt bleiben konnte.

Ein weiteres Argument, dass für eine solcherart angelegte Studie sprach, war die damit implizierte Möglichkeit, die Forschungsarbeit selbst im Sinne eines Interaktions- beziehungsweise Kommunikationsprozesses zwischen ForscherIn und Erforschten konzeptualisieren zu können und Sozialität somit nicht – wie etwa in quantitativen Erhebungsverfahren – als Störgröße zu begreifen, sondern vielmehr als konstitutiven Aspekt der Forschung (vgl. Lamnek 2005). Qualitative Forschung wird somit in Analogie zur sozialen Wirklichkeit als prozessual verstanden. Insofern setzt die „Zirkularität des Forschungsgegenstandes [...] [eine] Zirkularität der Verstehensleistung“ (Lamnek 2005, 24) voraus und ein Mindestmaß an Flexibilität wird erforderlich, um während des Untersuchungsprozesses die Erhebungsinstrumente stets neu ausrichten zu können und an die Relevanzen der AkteurInnen sowie die im Feld vorzufindende Realität anpassen zu können (vgl. Flick 2007).

Diese methodologischen Prämissen waren für die Konzeptualisierung der hier vorliegenden Exploration außerordentlich relevant. So war aus theoretischer Perspektive nicht nur davon auszugehen, dass das Feld von einer hohen Dynamik charakterisiert wird, indem sich beispielsweise allein saisonbedingt die kontextuellen Bedingungen in den Gemeinschaftsgärten verändern. Sondern es war auch notwendig, die Exploration im Sinne eines Testens und Ausprobierens zu konzeptualisieren, da bereits früh klar wurde, dass eine Annäherung an das Feld neue Fragen aufwerfen würde und eine Neujustierung der Erhebungsinstrumente unter Umständen notwendig würde.

⁹⁶ Aus diesen Erläuterungen geht zudem ein charakteristisches Unterscheidungskriterium der qualitativ ausgerichteten Sozialforschung zu quantitativen Erhebungsverfahren hervor: Qualitative Sozialforschung ist kein hypothesenprüfendes, sondern ein hypothesengenerierendes Verfahren (vgl. Lamnek 2005).

In dem nun folgenden Teilkapitel wird es darum gehen, das Sampling, das der Exploration zugrunde liegt, in aller Knappheit zu beschreiben. Daran anschließend werden die Überlegungen, die zu der Auswahl des Erhebungsinstrumentes geführt haben, die Methode des leitfadengestützten Interviews sowie der Interviewleitfaden kurz präsentiert, um daran anschließend zu der zusammenfassenden Darstellung der wichtigsten Erkenntnisse, die mit dieser Studie gewonnen wurden, überzuleiten.

4.1 Methodische Vorgehensweise und Fallauswahl

Da die explorative Studie zunächst vor der Herausforderung stand, die Diversität des Phänomens bearbeitbar beziehungsweise überschaubar zu machen und das Feld in seinen unterschiedlichen Ausprägungen kennenzulernen, lag ein besonderes Augenmerk auf der Auswahl des Samplings.⁹⁷ Um ein möglichst weites Spektrum unterschiedlichster Aspekte und Sichtweisen in der Exploration berücksichtigen zu können, wurde ein Stichprobenplan erstellt, der möglichst heterogene Fälle enthalten sollte.⁹⁸

Bei der Erstellung eines Stichprobenplans war zunächst die bewusste Benennung von Kriterien, die zur Auswahl von Fällen führen sollten, notwendig. Insgesamt wurden die Kriterien aufgrund der theoretischen Auseinandersetzung mit Kapitel 2 entwickelt. So wurden folgende Aspekte für eine Fallkontrastierung zentral erachtet: Laufzeit der Projekte (Planungs- & Aufbauphase / Ablauf- bzw. Auslaufphase)⁹⁹; Gartenstruktur bzw. Ausprägung der Kollaboration (Gemeinschaftsbeete / Individualbeete); Organisationsstruktur (Verein / gGmbH).

Ohne die einzelnen Faktoren in aller Ausführlichkeit zu erläutern, sollen hier nur einige der zentralen Überlegungen genannt werden: Die Laufzeit erschien deswegen als interessanter Faktor, weil davon auszugehen war, dass sich die Ablauforganisation in den Gemeinschaftsgärten aufgrund von Erfahrungswerten und sozialen Aushandlungsprozessen verändert und die Gärten mit kurzen Laufzeiten eventuell noch vor Herausforderungen stehen, die in späteren Phasen nicht mehr derart präsent sind. Die Struktur des Gartens ist für das vorliegende Projekt deswegen von Interesse, weil davon auszugehen ist, dass der Grad der Kollaboration beziehungsweise die Entscheidung für oder gegen Gemeinschaftsflächen sowie für oder gegen Individualbeete einen Einfluss auf das soziale Miteinander ausüben können. Die Bedeutung der Organisationsstruktur ergab sich hingegen aus der Überlegung, dass gGmbH organisierte Gemeinschaftsgärten im Gegensatz zu den vereinsgeführten

⁹⁷ Mit über 500 urbanen Gemeinschaftsgärten in Deutschland ist die Selektion spezifischer Fälle eine Notwendigkeit. Da mit der Studie kein Anspruch auf Repräsentativität erhoben werden sollte, ist diese Vorgehensweise vollkommen unproblematisch.

⁹⁸ Zum Thema Stichprobenplan in qualitativen Forschungsarbeiten siehe auch Schreier et al. 2008.

⁹⁹ Ein Problem war in diesem Zusammenhang, dass Projekte mit einer kurzen Laufzeit schwieriger zu finden waren als Projekte, die bereits viele Jahre liefen.

Gärten eventuell stärker zu einer hierarchischen Organisation neigen, weil sie anderen Anforderungen - beispielsweise in finanzieller Hinsicht - genügen müssen und diese Faktoren einen Einfluss auf die Gartengemeinschaft nehmen kann.¹⁰⁰

Aus diesen Kriterien wurde folgende Matrix erstellt, die es mit entsprechenden Fällen zu füllen galt:¹⁰¹

	Lange Laufzeit		Kurze Laufzeit (max. 2 Gartensaisons)	
	Verein	gGmbH	Verein	gGmbH
Gemeinschaftsbeete				
Individualbeete				

Insgesamt sollte die explorative Studie somit acht Fälle enthalten. Dieser Erhebungsplan konnte jedoch nicht vollständig umgesetzt werden, da angeschriebene Gemeinschaftsgärten nicht antworteten oder aber, wie für die Zelle gGmbH / Kurze Laufzeit / Gemeinschaftsbeete, kein passender Fall in der Datenbank identifiziert werden konnte. Daher ergab sich folgendes Sampling für die Untersuchung:¹⁰²

	Lange Laufzeit		Kurze Laufzeit (max. 2 Gartensaisons)	
	Verein	gGmbH	Verein ¹⁰³	gGmbH
Gemeinschaftsbeete	G1	G3	G4	
Individualbeete	G2		G5	G6

***** Publikation zur Gewährleistung der Anonymisierung um Beschreibung der Fälle gekürzt*****

¹⁰⁰ In diesem Zusammenhang muss darauf verwiesen werden, dass davon ausgegangen wurde, dass nicht nur die Gartengemeinschaft durch die Organisationsstruktur beeinflusst wird, sondern auch die Gartenarbeit, der Anpflanzplan, die Gartengestaltung und –kommunikation sowie die Ablauforganisation – um nur ein paar Aspekte zu nennen.

¹⁰¹ Die Fälle wurden wiederum mit Hilfe der Gartendatenbank der Stiftungsgemeinschaft *anstiftung und ertomis* gesucht. Siehe dazu auch: <http://anstiftung.de/urbane-gaerten/gaerten-im-ueberblick>.

¹⁰² Die Kürzel dienen der Anonymisierung der untersuchten Fälle und somit dem Schutz der Persönlichkeitsrechte der befragten Personen. Sie entsprechen den Kürzeln, die auch für die Bezeichnung der Interviewtranskripte verwendet wurden, um den LeserInnen eine Zuordnung der Aussagen zur jeweiligen Falltypisierung zu ermöglichen.

¹⁰³ Beide Gärten haben sowohl Gemeinschaftsflächen als auch Individualbeete, so dass eine eindeutige Unterteilung nicht möglich ist.

In den beschriebenen Gemeinschaftsgärten wurden leitfadengestützte Interviews mit unterschiedlichen Personen (InitiatorInnen / OrganisatorInnen, Partizipierende, MitarbeiterInnen) durchgeführt.¹⁰⁴ Die Entscheidung, die Interviews mit Hilfe eines Leitfadens zu strukturieren, begründete sich maßgeblich aus dem Ziel, eine Vergleichbarkeit zwischen den untersuchten Fällen herstellen zu können. Um dabei trotzdem dem Postulat der Offenheit gerecht zu werden, wurden die Fragen möglichst unbestimmt formuliert, so dass die Interviewten durchaus neue, bisher nicht bedachte Aspekte thematisieren konnten.¹⁰⁵ Darüber hinaus wurde während der Interviews versucht, den Interviewleitfaden flexibel zu handhaben, nicht starr auf den Fragenkatalog zu insistieren sowie den Wortlaut der Fragen kontextuell anzupassen. Auf diese Weise konnten neu eingeführte Themenstränge durch Nachfragen weiter verfolgt werden, insofern dies interaktionell möglich war und den Gesprächsfluss nicht unterbrach.¹⁰⁶

Für die Entwicklung des Interviewleitfadens wurde das SPSS-Prinzip genutzt (vgl. Helfferich 2005). Obwohl dieses Verfahren konkrete Möglichkeiten bietet, den Gesprächsverlauf aktiv zu strukturieren, folgt es dem Postulat der Nicht-Beeinflussung. Cornelia Helfferich verweist in diesem Zusammenhang auf einen weiteren Vorteil der Methode:

„[Das SPSS-Prinzip] dient gleichzeitig der Vergegenwärtigung und dem Explizieren des eigenen theoretischen Vorwissens und der impliziten Erwartungen an die von den Interviewten zu produzierenden Erzählungen“ (ebd., 161f.).

Das Kürzel SPSS steht für ‚Sammeln‘, ‚Prüfen‘, ‚Sortieren‘ und ‚Subsummieren‘. Diese vier Schlagworte sind im Sinne von Arbeitsschritten, die in der Fragebogenkonstruktion berücksichtigt werden sollten, zu verstehen. Zu Beginn steht das Sammeln von so vielen Fragen wie möglich, ohne dabei jedoch das forschungsleitende Interesse aus dem Blick zu verlieren. Daran anschließend folgt das Prüfen der Fragen unter Berücksichtigung des Verhältnisses von Offenheit und theoretischem Vorwissen. Im Zusammenhang dazu ist zudem zu reflektieren, inwiefern die Fragen dazu geeignet sind, Erzählungen zu evozieren, die unter Umständen auch über die impliziten Erwartungen, die bei ihrer Formulierung relevant waren, hinausgehen. Sind die Fragen derart offen formuliert, dass auch vollkommen unerwartete Antworten gegeben werden können? Oder werden explizite oder implizite

¹⁰⁴ Die Methode des Interviews ist in der qualitativen Sozialforschung von großer Relevanz. Zum einen weil „[...] die Informationen in statu nascendi aufgezeichnet werden können, unverzerrt – authentisch sind, intersubjektiv nachvollzogen und beliebig reproduziert werden können“ (vgl. Lamnek 2005).¹⁰⁴ Zum anderen weil es sich besonders gut eignet, um das Wirklichkeitsverständnis der befragten AkteurInnen sprachlich zu erfassen.

¹⁰⁵ Bei der Konzeptualisierung des Interviews sowie dessen Durchführung wurde sich maßgeblich an den Kriterien von Robert K. Merton und Patricia L. Kendall (1979) orientiert, die sie zur Bewertung von Interviewsituationen und den daraus hervorgegangenen Daten entwickelten. Diese Kriterien umfassen die Nicht-Beeinflussung, die Spezifität, die Erfassung eines breiten Spektrums sowie die Tiefgründigkeit.

¹⁰⁶ Eine Übersicht zu den geführten Interviews findet sich im Anhang.

Vorstellungen zum Gegenstand in der Frageformulierung unbewusst mitkommuniziert? Im Zuge dessen ist auch zu klären, ob die Fragen auf zu komplexe Zusammenhänge abzielen. Helfferich erklärt in diesem Zusammenhang:

„Man kann von den Erzählpersonen keine direkte Antwort auf die Forschungsfrage verlangen. Sie sind nicht in einen wissenschaftlichen Diskurs verortet, sondern in ihrem Alltag“ (ebd., 163f.).

An den Arbeitsschritt des Sammelns schließt sich das Sortieren an. Dabei handelt es sich um eine inhaltliche Bündelung der Fragen, die wiederum in dem letzten Schritt – der Subsumierung – zu einer übergeordneten Leitfrage zusammengefasst werden.

„Gesucht wird ein guter, d.h. möglichst erzählgenerierend wirkender und möglichst wenig Präsuppositionen enthaltender Impuls“ (ebd., 165).

Die nun gebündelten Fragen werden im Zuge dessen jedoch nicht verworfen, sondern fungieren im Leitfaden als Memo, welches im Verlauf des Gespräches dazu genutzt wird, zu prüfen, ob alle potentiell relevanten Aspekte erwähnt wurden. Unter Hinzunahme dieser Memos können auch konkrete Fragen vorformuliert werden.

Der letzte Schritt der Interviewvorbereitung liegt in der Formulierung sogenannter „Aufrechterhaltungsfragen“ (Helfferich 2005, 165), die dann zum Einsatz kommen, wenn Erzählungen abbrechen und neu angeregt werden sollen. Der so konstruierte Interviewleitfaden soll im Folgenden in seinen Grundzügen dargestellt werden. In diesem Zusammenhang ist jedoch vorab darauf hinzuweisen, dass nicht alle Überlegungen, die zu der Konzeptualisierung und Selektion einzelner Fragen geführt haben, widergegeben werden können. An den Stellen, die jedoch erklärungsbedürftig erscheinen, werden exemplarische Erläuterungen zum Zweck der Nachvollziehbarkeit gegeben.

Das Interview wurde mit der Frage, wie lange sich die jeweilige Person bereits im Garten engagiere, eingeleitet. Diese Form der Erzählaufforderung war bewusst gewählt worden, da davon ausgegangen wurde, dass diese Frage leicht zu beantworten sein würde und somit den Einstieg in das Interview erleichtert und im besten Falle einen ersten Gesprächsfluss evoziert. Auf diese Weise sollte die Störanfälligkeit verringert werden und Zeit für das Vergessen des Aufnahmegeräts gegeben werden (vgl. Flick 2007). Auch die daran anschließende Frage, welche Aufgaben die Person denn im Garten übernehmen, fungierte in diesem einleitenden Sinne. Zusätzlich diente sie zur Klärung der jeweiligen Rolle der befragten Personen innerhalb des Gartenkollektivs: Sind sie beispielsweise Vereinsvorstehende, ProjektinitiatorInnen, MitarbeiterInnen (in gGmbH organisierten Gärten) oder aber lediglich Partizipierende?¹⁰⁷

¹⁰⁷ An dieser Stelle sei bereits darauf verwiesen, dass sich diese Informationen bei der Sichtung der Daten als sehr wichtig erwiesen, da auffiel, dass die Rolle innerhalb des Gartenkollektivs einen Einfluss auf die Haltung

Daran schloss sich ein Fragenkomplex zu den Interessen und Motivationsaspekten der Befragten an. Zum einen ging es hierbei um die Wahl des Gartens („Warum engagieren sie sich genau in diesem Garten?“), da davon ausgegangen wurde, dass sowohl die räumliche Nähe als auch die thematischen Schwerpunkte für die Auswahl entscheidend sein könnten. Zum anderen wurde danach gefragt, welches persönliche Interesse der Partizipation zugrunde liegt. Gerade hier wurden eine Reihe von Memos formuliert: Persönliche, politische, soziale, ökologische und ökonomische Motivationsfaktoren, die wiederum je für sich genommen thematisch untergliedert wurden.¹⁰⁸ Währenddessen diese Fragen einen direkten Bezug zu dem Untersuchungsschwerpunkt aufwiesen, warum die Menschen in urbanen Gemeinschaftsgärten gärtnern, sollte daran anschließend die potentiell vermittelnde Funktion der Gärten elizitiert werden, indem danach gefragt wurde, welche Bedeutung die Personen dem urbanen Gemeinschaftsgarten für die Auseinandersetzung mit den zuvor benannten Themen zusprechen.

Der darauffolgende Fragenkomplex behandelte das Thema Gartenaufbau und –organisation. Zum einen ging es hier um die Klärung der Frage, welche Organisations- und Finanzierungsformen für die Projekte vorliegen, ob der Garten aus Gemeinschafts- und / oder Individualbeeten besteht, ob es Pflanzvorschriften im Sinne eines Anpflanzplans gibt und ob wiederkehrende Arbeitsabläufe / Projekte identifiziert und benannt werden können. Diese Fragen sollten zum einen dazu dienen, die organisationalen Strukturen der Gärten zu erheben und bereits gesammelte Informationen zu verifizieren. Zum anderen sollte der Einfluss dessen auf den Gartenalltag erhoben werden.¹⁰⁹

Die Frage nach Individual- und Gemeinschaftsbeeten wurde darüber hinaus in den Gärten, in denen vornehmlich Gemeinschaftsflächen vorzufinden sind, durch die konkrete Frage, ob ein Zusammenhang zu der Entstehung gemeinschaftlicher Strukturen gesehen wird, erweitert. Insgesamt erschien dieser Fragenkomplex deswegen besonders interessant, weil die theoretische

und Einstellung gegenüber den Gartenprojekten auszuüben scheint. Dieser Aspekt wird im späteren Verlauf des Kapitels noch einmal aufgegriffen.

¹⁰⁸ Unter persönlichen Motivationsfaktoren fielen Aspekte wie „Spaß am Gärtnern“, „Gesunde Ernährung“, „Entspannung / Erholung“, „Kreative Entfaltungsmöglichkeiten / Spielräume“, „Kinder“. Politische Faktoren waren beispielsweise „Missstände in der Grünflächenversorgung“ & „Gentrifizierung“. Die sozialen Faktoren umfassten die Themen „Integration“, „Nachbarschaftlichkeit“ und „Segregation“. Ökologische Faktoren waren mit den erweiterten Stichpunkten „Biodiversität steigern“, „Lokale Nahrungsmittelproduktion“ und „Klimawandel“ umschrieben. Und die ökonomischen Motivationsfaktoren waren in „Subsistenzwirtschaft“, „Selbstermächtigung“ und „Postmaterielle Wohlstandsmodelle“ unterteilt. Die hier aufgeführten inhaltlichen Erläuterungen spielten im Interview keine zentrale Rolle, da die Thematisierung von den Nennungen der Befragten abhing und daher auch nur von diesen ausgeführt wurde. Insofern stellten die Überlegungen, die hier dargelegt sind, lediglich einen Orientierungsrahmen für die Interviewführung dar.

¹⁰⁹ So zielte beispielsweise die Frage nach Pflanzvorschriften auf eine Vermittlung zwischen der Zuschreibung, dass urbane Gemeinschaftsgärten stets durch eine starke Offenheit und Flexibilität charakterisiert wären, und den alltäglichen Erfahrungen der GärtnerInnen ab. Wie stark können die GärtnerInnen ihre persönlichen Vorstellungen im Garten umsetzen und wie wird zwischen möglicherweise konfligierenden Interessen verhandelt?

Auseinandersetzung mit dem Phänomen Interdependenzen zwischen Gartenaufbau / -organisation und Strukturentstehung innerhalb des Kollektivs nahelegt.¹¹⁰

Der letzte Fragenkomplex beschäftigte sich mit den gestalterischen und ästhetischen Elementen des urbanen Gemeinschaftsgartens und wie die Personen den Garten auch in Bezugnahme auf den ihn umgebenden städtischen Raum wahrnehmen. So wurde zunächst danach gefragt, ob es gestalterische Elemente gibt, die den Garten in spezifischer Weise auszeichnen. Dieser Frage resultierte aus den Explikationen einiger AutorInnen, dass urbane Gemeinschaftsgärten durch die Wahl der Anbaue Gefäße und ihre spezifischen Do-it-yourself Anspruchs eine eigene Ästhetik aufweisen würden, die zu der Entstehung einer besonderen Atmosphäre beitragen. Was macht also die Ästhetik und Atmosphäre für die Partizipierenden aus?

Da davon auszugehen war, dass diese Frage unter Umständen Verwirrung auslösen würde, wurde in aufrechterhaltender Funktion der Schrebergarten als Kontrastfolie genutzt: Gibt es beispielsweise Eigenschaften, die urbane Gemeinschaftsgärten typischerweise im Gegensatz zu Schrebergärten aufweisen? Insbesondere diese Konkretisierung diene der Elizitierung impliziter Bewertungskriterien und Überzeugungen, da über die Kontrastierung zu Schrebergärten die von den Befragten angenommenen Eigenarten beziehungsweise Besonderheiten urbaner Gemeinschaftsgärten stärker herausgestellt werden konnten.

Daran schloss sich die Frage an, ob es denn gestalterische Vorschriften gäbe? An dieser Stelle wurde die zunächst eher abstrakte Ebene auf eine sehr praktische heruntergebrochen, um auch hier eine Verbindung zu den Alltagserfahrungen der Befragten herzustellen.¹¹¹ Gleichzeitig leitete dies zur abschließenden Frage, die in den Themenbereich der Wahrnehmung des Gartens gehörte, über: In welchem Verhältnis steht der urbane Gemeinschaftsgarten zur städtischen Umgebung? Auf diese Weise wird gleichzeitig eine Verbindung zur abschließenden Frage hergestellt: In welchem Verhältnis steht Ihrer Meinung nach der urbane Gemeinschaftsgarten zur Stadt?¹¹²

In dem nun folgenden Abschnitt werden die zentralen Ergebnisse der Explorationsstudie in einer knappen Zusammenfassung dargestellt.

¹¹⁰ So wurde beispielsweise in Kapitel 3.4 die These aufgestellt, dass ungeplante Prozesse der Schemabildung in urbanen Gemeinschaftsgärten auch mit ihrer spezifischen Gestaltung in Verbindung stehen, da Automatismen als Bestandteile eines spezifischen Arrangements aus Menschen, Dingen und Zeichen wirksam werden. Unter Rückbezug auf die Explikationen zu den methodologischen Postulaten, die dieser explorativen Studie zugrunde liegen, zeigt sich hier, wie zwischen Empirie und Theorie vermittelt wird und dass sich die theoretischen Vorannahmen an der Empirie beweisen mussten.

¹¹¹ Hier ist implizit danach gefragt, ob der Garten als Erprobungs- und Möglichkeitsraum wahrgenommen wird, in dem die Befragten ihre persönlichen Vorstellungen umsetzen können oder ob diese sehr positive Zuschreibung in der Literatur von der Realität abweicht.

¹¹² Diese Frage ist sehr komplex und es war zu erwarten, dass Konkretisierungen während des Interviews vorgenommen werden müssen. Diese umfassten die Frage, ob der urbane Gemeinschaftsgarten als Teil oder als Gegensatz zum städtischen Raum erfahren wird.

4.2 Zentrale Ergebnisse

Die folgenden Teilkapitel werden einen zusammenfassenden Überblick zu den zentralen Ergebnissen der Explorationsstudie liefern. Insgesamt wird deutlich werden, dass der urbane Gemeinschaftsgarten keineswegs nur als ein Ort für den selbstständigen Gemüseanbau in der Stadt fungiert, sondern dass die Praxis des urbanen Gärtnerns ein ‚Mehr‘ aufweist, dass es von Fall zu Fall zu elizitieren gilt.

Die inhaltliche Auswertung der Interviews erfolgte mit Hilfe der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack (2008). Da es in der Explorationsstudie noch nicht um eine soziogenetische Analyse ging, sondern vielmehr eine Annäherung an das Feld erfolgen sollte, wurden lediglich die Schritte der interpretierenden und reflektierenden Analyse durchgeführt.¹¹³

In einem ersten Schritt werden in Teilkapitel 4.2.1 die Aussagen zu den Motivationsfaktoren in gebündelter Form präsentiert. Hier zeigen sich auch die dem gärtnerischem Engagement zugrundeliegenden Wertvorstellungen, so dass sich nicht nur Verweise darauf ergeben, dass es beim urbanen Gärtnern um ‚mehr‘ geht, als um den reinen Gemüseanbau. Sondern auf diese Weise zeigt sich auch, was die GärtnerInnen mit ihrem Engagement verbinden beziehungsweise was ihnen die Garteninitiativen bedeuten. In Übereinstimmung zur Literatur lassen sich neben dem Anbau von Gemüse ökologische, (stadt-)politische, soziale und ökonomische Erklärungsfaktoren für die soziale Praxis des städtischen Gärtnerns herausarbeiten. Daher wird Kapitel 4.2.1 zwecks einer besseren Übersichtlichkeit in diese Themengebiete gegliedert.

Im Anschluss daran wird es darum gehen Probleme und Entkopplungstendenzen zu untersuchen. Entkopplung soll in diesem Zusammenhang einen Widerspruch zwischen den in den Interviews beschriebenen Leitbildern und Wertformulierungen der urbanen GemeinschaftsgärtnerInnen und der tatsächlich vorzufindenden Realität beschreiben. Dieser Schritt ist notwendig, um eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Phänomen zu erreichen. Im Zuge dessen wird zudem deutlich, ob sich die Erwartungen, die die Partizipierenden an den urbanen Gemeinschaftsgarten hatten beziehungsweise haben, erfüllen konnten.

4.2.1 Was motiviert die Menschen zur Partizipation in urbanen Gemeinschaftsgärten?

Die Untersuchung der motivationalen Faktoren der urbanen GemeinschaftsgärtnerInnen zeichnet ein ähnlich heterogenes Bild, wie es auch Marit Rosl (2006) in ihrer Studie zum Urban Gardening in Berlin präsentiert. So berichten einige GärtnerInnen von ihrem Interesse an ökologischen Themenkomplexen, wohingegen andere einen stärkeren Fokus auf soziale, stadtpolitische oder aber

¹¹³ Für weitere Informationen zur dokumentarischen Methode siehe auch Kapitel 5.3.

auch ökonomische Fragestellungen der Gegenwartsgesellschaft legen. Von einer Homogenität innerhalb der Gartengruppen kann somit nicht ausgegangen werden. Erschwerend hinzu kommt der Sachverhalt, dass die Themen untereinander Interdependenzen aufweisen, so dass eine Trennung lediglich zu Analysezwecken erfolgen kann. Auf diese Weise soll zudem die Komplexität des Phänomens reduziert werden.

Um den Zugang zu den unterschiedlichen Themengebieten und ihren Facetten zu erleichtern, werden diese nacheinander aufgeführt. Zunächst wird es um die ökologische Motivation gehen. Daran schließen sich die zentralen Ergebnisse zu den stadtpolitischen Motivationsfaktoren an, die sodann zu den sozialen Faktoren überleiten. Abschließend wird es um die ökonomischen Faktoren gehen. In der Ergebnispräsentation dieses Kapitels werden Aushandlungsprozesse, Widersprüche und Konflikte zurückgestellt, da diese gesondert in Kapitel 4.2.2 aufgeführt werden. Mag auf diese Weise zunächst ein sehr positives Bild entstehen, so wird dieses im weiteren Verlauf der Ergebnispräsentation korrigiert werden.

Vorab sei lediglich ein zentraler Aspekt genannt: Die Grundvoraussetzung für die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten basiert stets auf einem generell bestehendem Interesse am Gärtnern und dem Bedürfnis dieses trotz eines urbanen Lebensstils als eine feste Freizeitaktivität zu institutionalisieren. Da sich dieser Aspekt als ein roter Faden durch alle Interviews durchzieht, zeigt er, dass die GärtnerInnen trotz heterogener Interessen eine gemeinsame, wenn nicht gar verbindende Eigenschaft teilen.¹¹⁴

Ökologische Motivation: Sensibilisierung durch eine Demonstration von Alternativen

In zahlreichen Interviews berichten die urbanen GärtnerInnen von ihrem Interesse an ökologischen Fragestellungen und dem Ziel, mit dem urbanen Gemeinschaftsgartens Nachhaltigkeit, Klima- und Umweltschutz zu fördern – sowohl für sich selbst, als auch für die Stadt und ihre EinwohnerInnen. Insgesamt fallen die thematischen Schwerpunkte jedoch sehr unterschiedlich aus. So reichen die Schilderungen von dem Wunsch, zu einer klimafreundlichen Stadtentwicklung beizutragen, über den Versuch, selbstständig Gemüse in biologischer Qualität anzubauen und auf diese Weise seiner kritischen Haltung gegenüber der industriellen Landwirtschaft Ausdruck zu verleihen, bis hin zu dem Anliegen, zu einer Steigerung der (urbanen) Biodiversität beizutragen.¹¹⁵

¹¹⁴ Aus diesem Sachverhalt resultiert zudem, dass die in der Literatur vielfach postulierte Ablehnung von Schrebergärten für die hier vorliegende Befragung nicht haltbar ist. Obwohl zwar das klassische Bild von Kleingartenkolonien bei den Interviewten auf Ablehnung stößt (Regeln & Pflichten, Rückzug ins Private, soziale Zwänge), besteht gleichzeitig der Wunsch nach einer größeren Fläche in einem eigenen Garten. Das verbindende Element ist somit das Interesse am Gärtnern. Aus dieser Perspektive erscheint der urbane Gemeinschaftsgarten als ein Kompromiss – notwendig aufgrund von Zeit- und Geldmangel sowie unsicherer Zukunftsperspektiven.

¹¹⁵ Urban ist in Klammern gesetzt, da die Steigerung der städtischen Biodiversität lediglich ein Aspekt ist. Durch den Erhalt und die Verbreitung alter Sorten geht das Engagement jedoch über den urbanen Raum hinaus.

Ein in nahezu allen Interviews wiederkehrender Aspekt ist die Möglichkeit, mit dem urbanen Gemeinschaftsgarten zu demonstrieren, wie eine urbane Nahrungsmittelproduktion in Bio-Qualität aussehen kann. Zu diesem Zweck sind zahlreiche Garteninitiativen öffentlich zugänglich und machen ihre Anbau- und Erntemethoden transparent, so dass der Gemeinschaftsgarten nicht nur für die GärtnerInnen selbst gewinnbringend ist, sondern durch Aufklärungs- und Bildungsarbeit auch für nicht-partizipierende StadtbewohnerInnen von Nutzen sein kann. Transparenz soll dabei den Gegenpol zur industriellen Landwirtschaft konstituieren, denn dieser wird insbesondere aufgrund ihrer nur schwer nachvollziehbaren Produktionsweisen mit Misstrauen gegenübergestellt.¹¹⁶ Das Öffnen der „Black Box Landwirtschaft“ (P6) ist daher ein erklärtes Ziel einiger städtischer Garteninitiativen.

In eine ähnliche Richtung verweist der Sachverhalt, dass Praktiken des Re- und Upcyclings nicht nur befürwortet, sondern auch aktiv erprobt werden.¹¹⁷ Diese nehmen einen zentralen Stellenwert ein, da durch Wiederverwendung und Umnutzung von Materialien sowie die oftmals recht eigensinnig erscheinende Herstellung von Anbau-, Aufbewahrungs- und Sitzmöglichkeiten aus vermeintlichem Müll, der vielfach an der Straße gesammelt wird, nicht nur kostengünstige Alternativen, sondern auch der Wert des vorhandenen Materials selbst demonstriert werden. Auf diese Weise versuchen einige urbane GärtnerInnen die Konnotation von Müll, Abfall und Unbrauchbarem performativ zu durchbrechen und scheinbar feststehende Grenzziehungen aufzuweichen:

„Immer wenn irgendwo Holz rumliegt an der Straßenecke, was in [Stadtteil] oft vorkommt, weil die Leute ihren Sperrmüll einfach an die Ecke stellen, dann karren wir das halt alles hier her. Oder wenn an der Baustelle irgendwas übrig bleibt. [...] Oder wenn mal auch irgendwo Badewannen rumstehen oder so. Wir haben ja fünf Stück hier und wir haben keine davon gekauft.“ (P3)

„Von 'n Materialien her, da sehen wir halt auch immer zu, dass wir halt reuse mäßig arbeiten. Also dass wir immer wieder Sachen verwenden, die schon gebraucht waren. Aus altem Holz irgendwas bauen oder so. Oder wenn wir irgendwas abbauen, das halt wieder verwenden.“ (P8)

Auch die Praktiken des Re- und Upcyclings sollen – genau wie die Demonstration von Möglichkeiten der urbanen Nahrungsmittelproduktion – zu einer Sensibilisierung der Öffentlichkeit beitragen und

¹¹⁶ Es kommen noch weitere Kritikpunkte an der industriellen Landwirtschaft hinzu, wie beispielsweise der Einsatz von potentiell gesundheitsgefährdenden Spritz- und Düngemitteln, die zur Bodenverschmutzung führen, eine nicht-artgerechte Tierhaltung sowie der Anbau in Monokulturen. Aus diesem Grund ist der Einsatz von chemischen Düngemitteln, Pestiziden sowie Insektiziden in allen untersuchten Gärten untersagt beziehungsweise wird laut der Befragten aufgrund einer inneren Überzeugung ohnehin nicht in Erwägung gezogen.

¹¹⁷ So wird in dem Gemeinschaftsgarten G3 in regelmäßigen Abständen ein Reuse-Workshop veranstaltet, zu dem sowohl aktive GärtnerInnen als auch Interessierte eingeladen werden.

zur Nachahmung anregen. Aus diesem Grund sind auch hier Transparenz und Nachvollziehbarkeit grundlegende Prinzipien:

„Also wir versuchen, wir kriegen oft so Anfragen von irgendwelchen High-Teck Leuten, die sagen, wir könnten euch voll die geile Gewächshausbelüftungsmaschine bauen. Und das ist zwar irgendwie attraktiv, aber andererseits sagen wir dann immer nein, weil wir gerne Nachbaubares zeigen möchten. Also alles, was man sieht, ist irgendwie auch entweder recycelt oder in seiner Technik, in seinem Aufbau offensichtlich.“ (P6)

Dabei betonen die GärtnerInnen, dass der praktische Zugang zu komplexen Themen wie Nachhaltigkeit, Biodiversität und Umweltschutz einen besonderen Vorteil des Gemeinschaftsgartens ausmacht, da dadurch auf eine spielerische Art und Weise Wissensvermittlung stattfinden kann:¹¹⁸

„Was der Garten schon bieten kann, ist ein Alternativprogramm zu, ich lese etwas in der Zeitung, ich höre mir einen Vortrag an, ich lese ein Buch und kriege ganz viel Angst vor Klimawandel. [...] Der Klassiker ist die Kartoffelernte. Die Kinder ernten im Herbst die Kartoffeln. Das ist ein riesen Erdberg, die fummeln darin rum und kriegen dann so eine Art Goldfieber und wundern sich dann halt: Oh, meine Kartoffel ist blau. Was soll das denn? So total grundsätzlich und simpel. Und dann gehen sie vielleicht zu Mutti oder Vati und sagen: Was soll das denn? Ist das denn eine Kartoffel? Und die wissen dann vielleicht selber nicht oder wissen es und sagen: Ja, es gibt 300 Kartoffelsorten auf der Welt. Das sind dann trotzdem sehr große komplexe Themen, die da angeschnitten werden.“ (P6)

Dieses Zitat verdeutlicht, wie urbane Gemeinschaftsgärten zu der Entwicklung eines bewussten Umgangs mit Nachhaltigkeitsthematiken beitragen können. Zum einen lassen sich an dieser Stelle erste Übereinstimmungen zu den wissenschaftlichen Studien zum bodily learning und der Bedeutung verkörperter Erfahrungen finden (vgl. Manhood et al. 2011; Turner 2011), die mit der Annahme Bourdieus, dass dem Körper in Lern- und Aneignungsprozessen eine spezifische Bedeutung zukommt, korrespondieren (vgl. Bourdieu 1987). Zum anderen zeigt das Beispiel, dass die neuartigen Erfahrungen innerhalb des Gemeinschaftsgartens zu einer Irritation bestehender Wahrnehmungs- und Denkschemata führen können. Unter Rückbezug auf die in Kapitel 3 besprochenen Effekte der Entautomatisierung der Wahrnehmung durch Street Art als urbane Intervention erscheint es naheliegend, die entautomatisierenden und somit innovativen Potentiale derartiger Lernerfahrungen in den Fokus zu rücken. Unbewusste Schemata werden somit nicht nur der Reflexion zugänglich,

¹¹⁸ Dieser Aspekt ist für einige Befragte indes relevant, weil sie durch ihr Studium ein großes theoretisches Wissen zu Gartenbau und Landwirtschaft erworben haben, welches sie gern durch praktische Erfahrungen im Garten austesten und erweitern möchten.

sondern unter Umständen kann auf diese Weise auch Raum für die Entstehung neuer Schemata entstehen.¹¹⁹ In eine ähnliche Richtung weist folgendes Zitat:

„Auch wenn man sich anguckt, was hier die häufig fotografierten Objekte sind, wo die Touris davor stehen und glotzen, das sind schon viele, kleine Basteleien aus irgendwelchen älteren Materialien. Also zum Beispiel die Stühle, diese Stühle aus den Farbfässern. Die sind bequem, die sind total cool die Teile. Die hat sich jemand hier im Garten ausgedacht. Wir hatten diese Fässer, da gab's die Überlegung. [...]. Jetzt haben wir Stühle, die aus Recyclingmaterial sind [...], die keine scharfen Kanten haben, die wie gesagt 100 Prozent aus Recyclingmaterial sind, auch diese Sitzkissen, diese Auflagen sind aus alten Kaffee-, Nudel- oder Reissäcken. Und das Material, was da drin ist, ist auch Recyclingmaterial. Die Dinger sind bequem. 100 Prozent recycling, sehen gut aus und ja, sind sozusagen eine [Name des Gartens] Kreation, die nach den Bedürfnissen sozusagen entstanden sind.“ (P7)

Der urbane Gemeinschaftsgarten an sich und die spezifischen Gestaltungstechniken, die die urbanen GärtnerInnen anwenden, können somit als eine spezifische Form der Intervention konzeptualisiert werden, die Irritationen hervorruft, wie anhand der Reaktionen von BesucherInnen der Garteninitiative deutlich wird. Insofern liegt die These nahe, dass die kreativen Elemente zum Nachdenken anregen können und unbewusste Schemata auf diese Weise reflexiv zugänglich werden, weil die ungewohnten Erscheinungen und neuartigen Erfahrungen nicht ohne weiteres mit althergebrachten Kategorien dechiffriert werden können. Auf diese Weise kann der urbane Gemeinschaftsgarten für Themen wie Nachhaltigkeit, Biodiversität und Umweltschutz auf besondere Weise sensibilisieren.

Unter den GärtnerInnen ist jedoch umstritten, welchen Stellenwert die städtische Gemüseproduktion insgesamt einnehmen soll – soll sie lediglich Demonstrationszwecken dienen oder soll sie als Gegengewicht zur industriellen Landwirtschaft fungieren?

„Wir sind auf keinen Fall ein Garten, der sagt, wir wollen die Landwirtschaft in die Stadt holen. Darum geht es uns überhaupt nicht. Und das wird auch sehr oft hier drauf projiziert. Aber zu sensibilisieren für 'ne ökologische Landwirtschaft, die Diversität beinhaltet, die eben auch Menschen beinhalten kann.“ (P6)¹²⁰

Im Gegensatz dazu erklärt ein anderer Befragter:

¹¹⁹ Diese Frage kann durch die in der Exploration erhobenen Daten nicht beantwortet werden. Sie wird jedoch fester Bestandteil der zweiten Erhebungsphase werden.

¹²⁰ Interessant ist der Verweis der Befragten auf Bedeutungszuschreibungen von außen. Dass sich die urbanen GemeinschaftsgärtnerInnen diesen bewusst sind, zeigte sich auch in anderen Interviewpassagen.

„Ich persönlich find's schon schön da so ein Gegengewicht zu dieser ganzen Monokultur und dieser ganzen Hightech [...], eben diese Art der Landwirtschaft zu setzen. Der industrialisierten Landwirtschaft ein bisschen was gegenzuhalten auch.“ (P12)

Vielfach hat sich in der Auswertung gezeigt, dass insbesondere die Personen, die einen Fokus auf die Gemüseproduktion im Sinne einer subsistenzwirtschaftlichen Leistung legen, stärker dazu neigen, den urbanen Gemeinschaftsgarten als Gegenpol zu konstruieren und diejenige, die den Aufklärungs- und Bildungsaspekt betonen, auch eher die Demonstrations- und Sensibilisierungspotentiale herausstellen.

(Stadt-)politische Motivation: Ein Recht auf Stadt für alle

Auch für den Bereich der (stadt-)politischen Motivation fungiert der urbane Gemeinschaftsgarten als Demonstrationsfläche, die zu einer Sensibilisierung der Öffentlichkeit und politischer Entscheidungsträger beitragen soll.¹²¹ So verweisen einige Interviewte wiederkehrend darauf, dass sie mit den Garteninitiativen auf die Möglichkeiten einer alternativen Nutzung des urbanen Raumes aufmerksam machen wollen. Anstatt eine Stadtentwicklung nach rein ökonomischen Interessen zu verfolgen, versuchen die GärtnerInnen ökologische und soziale Faktoren in den Vordergrund zu stellen und auf die Vorteile einer gemeinschaftlichen Nutzung des öffentlichen Raumes aufmerksam zu machen:

„[...] wenn man eben sozusagen, dadurch dass das hier ist, demonstrieren kann, dass eine Stadt nicht nur dazu da ist, dass man sie wirtschaftlich gewinnbringend für sich persönlich ausnutzt.“ (G1_IW3).

Im Zuge dessen wird betont, dass es nicht darum gehe, einen offenen Konflikt mit der Stadtverwaltung zu provozieren. Insofern zeigen sich Übereinstimmungen mit der Studie von Claire Nettle (2014) zu urbanen Garteninitiativen in Australien und der von ihr vertretenen These, dass Urban Gardening als konstruktive Form des politischen Aktivismus zu theoretisieren sei, da den GärtnerInnen daran gelegen sei, mit ihren Gartenprojekten praktische Anschauungsbeispiele für eine nachhaltigere Stadtentwicklung zu liefern und somit einen konstruktiven Beitrag zu stadtpolitischen Diskussionen zu leisten. Inwiefern diese auf Kooperation ausgelegte Form der politischen Teilhabe zielführend ist, ist anhand der Interviews schwer zu beurteilen.

Ein weiterer Aspekt, der die Demonstration von Nutzungsalternativen für den öffentlichen Raum motiviert, ist die Idee, einen öffentlich zugänglichen Ort zu schaffen, an dem Teilhabe sowie soziale Begegnung ohne Konsum möglich ist. Folgende Passagen verdeutlichen dies besonders gut:

¹²¹ Im Grunde konstituiert sich die politische Motivation entlang stadtpolitischer Fragestellungen.

„Man kann hier einfach ganz viel umsonst machen und bewegen und teilhaben. Und das finde ich einfach wahnsinnig schön in 'ner Stadt zu haben oder auch aufzubauen. Um nicht sogar zu sagen revolutionär. Also wenn man's sich wirklich abzählt, man geht entweder ins Café, man geht in eine Bücherei, ist schon ein Grenzfall, aber sowas kann man wirklich umsonst aktiv an seiner Stadt mitgestalten.“ (P6)

„Wie gesagt, der öffentliche Raum ist ja auch mehr entweder zum Konsumieren oder zum vom A nach B kommen da.“ (P7)¹²²

Neben der Ablehnung einer ökonomisch orientierten Stadtentwicklung, die Partizipationsmöglichkeiten am öffentlichen Raum über die Verfügbarkeit monetären Kapitals selektiert, zeichnet sich hier die Forderung ab, dass ein Recht auf Stadt für alle bestehen sollte. Dieses Recht auf Stadt impliziert nicht nur den Zugang zum öffentlichen Raum, sondern auch die Befugnis, diesen Raum gemäß den eigenen Vorstellungen aktiv mitzugestalten.

„Und eben das man einen Ort hat in der Stadt, den man sich schön gestaltet. Also ökologisch auch. So dass man experimentieren kann und einfach Dinge tun kann, die einem keiner vorschreibt. Die man selber bestimmen kann. Und das eben gemeinsam mit Leuten, mit Interessierten.“ (P9)

Die Schilderungen von DO machen nachvollziehbar, wieso der urbane Gemeinschaftsgarten auch als ein Ort der Sehnsucht beschreiben wird: Sehnsucht nach Teilhabe und Autonomie, Ruhe und Natur. Der urbane Gemeinschaftsgarten als ein naturnahes und ruhiges Refugium inmitten einer schnelllebigen und lauten Stadt.

Zusammenfassend hat der urbane Gemeinschaftsgarten in der stadtpolitischen Dimension betrachtet somit drei Funktionen: Zunächst einmal demonstriert er als konkret greifbarer Ort eine alternative Stadtentwicklung. Darüber hinaus zeigt sich die Forderung nach einem Recht auf Stadt für alle StadtbewohnerInnen sowie damit einhergehend das Bedürfnis nach einer bottom-up verlaufenden, partizipativen Stadtentwicklung. Und letztlich verweist der urbane Gemeinschaftsgarten auf eine Sehnsucht der GärtnerInnen nach Ruhe, Ausgleich und Natur im urbanen Raum.

¹²² An dieser Stelle besteht somit ein direkter Zusammenhang zu ökonomischen Themenkomplexen und der Kritik am Kapitalismus, so dass deutlich wird, dass starke Interdependenzen zwischen den unterschiedlichen Inhalten, mit denen urbanes Gärtnern einhergehen kann, bestehen und eine analytische Trennung lediglich idealtypisch funktioniert.

Soziale Motivation: Die Suche nach einer sozialeren Gesellschaft

Die Idee, einen Raum zu schaffen, der Partizipationsmöglichkeiten für potentiell alle Interessierten bietet, dient laut der Aussagen der Interviewten nicht nur dazu, die Menschen für Bildungs- und Aufklärungszwecke zu erreichen und einen alternativen Umgang mit dem öffentlichen Raum zu demonstrieren, sondern es geht auch darum, durch das gemeinsame Gärtnern soziale Integrationspotentiale in der Stadt zu fördern und den Austausch zwischen heterogenen Bevölkerungsgruppen zu motivieren. Ein besonderes Augenmerk wird in diesem Zusammenhang auf die aktive Ansprache von Bevölkerungsanteilen mit Migrationshintergrund gelegt, um auf diese Weise einen Beitrag zur „Mikro-Völkerverständigung“ (P10) zu leisten.

„Dass es halt ein Ort ist für ‘n Kiez, wo Menschen sich begegnen können, wo man aktiv mitmachen kann“ (P2)

Die in den Interviews Befragten erklären zudem, dass das In-Berührung-Kommen mit sehr unterschiedlichen Menschen nicht nur als eine persönliche Bereicherung erfahren wird, sondern auch als ein Mehrwert für die Projekte selbst, da sich durch die verschiedenen Perspektiven immer wieder neuartige Impulse ergeben, die das Gartenprojekt in vorher ungeahnte Richtungen bewegt. Im Zusammenhang dazu berichten einige Interviewte von unterschiedlichsten sozialen Milieus, Altersgruppen und Interessen und dass *„der Garten [...] jetzt so der gemeinsame Nenner“* ist, durch den die Menschen miteinander verbunden werden. Auffällig sind in diesem Zusammenhang Erklärungen, dass nur solche Menschen am Gemeinschaftsgarten partizipieren, die grundsätzlich eine ähnliche Einstellung zu den Themen Umweltschutz, Nachhaltigkeit und Biodiversität aufweisen. Insofern erscheint die vielfach betonte Heterogenität unter den Menschen – zumindest in Bezug auf ihre persönlichen Interessen und Einstellungen – fraglich.

Unter Rückbezug auf die theoretischen Überlegungen zum Habitus liegt daher die These nahe, dass insbesondere die Habitualisierung und die damit einhergehende Inkorporierung von Wahrnehmungs- und Denkschemata für die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten entscheidend sind. Gleichzeitig ergeben sich offensichtliche Schnittstellen zum inkorporierten Kulturkapital und der Möglichkeit aus spezifischen Objekten Genuss beziehungsweise Freude schöpfen zu können.

Da die Bedeutung der verschiedenen Kapitalformen in unterschiedlichen sozialen Feldern divergieren kann, scheint für den urbanen Gemeinschaftsgarten die Relevanz des ökonomischen Kapitals im Gegensatz zu der des kulturellen Kapitals in den Hintergrund zu rücken. Der bereits von Bourdieu kritisierte und noch immer aktuelle Sachverhalt, einen singulären Fokus auf die Verfügbarkeit monetärer Ressourcen für die Bestimmung der sozialen Klasse zu legen, erklärt, wieso - oberflächlich betrachtet - der Eindruck entsteht, es handle sich bei den GärtnerInnen um gänzlich

heterogene Bevölkerungsgruppen. Eine derart singulär ausgerichtete Betrachtungsweise verschleiert allerdings die Bedeutung unbewusster, im Habitus verfestigter Schemata und somit die Bedeutung der Habitualisierung und unsichtbaren Akkumulation kulturellen Kapitals. Bezieht man diese Überlegungen nun auf das Potential des urbanen Gemeinschaftsgartens, die massenhafte Verbreitung eines alternativen und an Nachhaltigkeitsmaximen orientierten Lebensstils zu fördern, dann erscheint dieses zumindest insofern fraglich, als dass mit den Projekten scheinbar nur im begrenzten Umfang unterschiedliche Personen erreicht werden können, die nicht ohnehin an derartigen Themen interessiert sind beziehungsweise waren.

Im Gegensatz dazu betonen die in der Explorationsstudie befragten GärtnerInnen, dass der Gemeinschaftsgarten genau dies besonders gut leisten könne, weil nicht nur innerhalb des sozialen Gefüges an sich, sondern auch bezüglich der generellen Partizipationsbedingungen die Werte „Offenheit“, „Flexibilität“ und „Toleranz“ entscheidungs- und handlungsleitend seien. Auf diese Weise werden Freiheitsgrade eröffnet und jede/r kann sich nach eigenem Ermessen einbringen und ihre / seine je spezifischen Interessensschwerpunkte setzen und verfolgen:

„Und es ist halt, das schätze ich auch total an diesem Garten spezifisch, dass hier eben nicht so ein dogmatischer Wir-müssen-aber-alle-Ort ist.“ (P6)

„Ich habe keinen übertriebenen missionarischen Eifer. Das finde ich auch schön an dem Garten hier. Man kann hier vorbeikommen theoretisch, wenn man andere Vorstellungen hat als ich. Und das ist auch völlig in Ordnung, wenn andere Leute andere Vorstellungen haben.“ (P7)

Die Möglichkeit, frei entscheiden zu können, ob und mit welchem Aufwand an garteninternen Arbeitsgruppen teilgenommen wird, wird insbesondere in den gemeinschaftlich organisierten Garteninitiativen als vorteilhaft herausgestellt. Im Gegensatz dazu sind die Regeln in den gGmbH-organisierten Gärten wesentlich straffer: Hier gelten klare Vorschriften – sei es in Form von Pflichtarbeitsstunden oder aber der Prämisse, den Mitgliedsstatus erst durch die Teilnahme an Gemeinschaftsaktivitäten erreichen zu können. Dieser Sachverhalt wird selten kritisch eingeschätzt, weil im Endeffekt die autonome Wahlfreiheit gewahrt bleibt: Entweder man spielt nach geltenden Regeln oder man entscheidet sich aktiv für ein Ausscheiden.

Diese Schilderungen verweisen insgesamt auf einen weiteren Aspekt, der jedoch wesentlich impliziter zum Vorschein kommt. So wird deutlich, dass der urbane Gemeinschaftsgarten für die Partizipierenden als ein Medium der sozialen Einbindung fungiert, ohne jedoch die negativ konnotierten Folgen einer feststehenden Verpflichtung und Verantwortlichkeit hervorzurufen. Zudem bietet er den GärtnerInnen Möglichkeiten, sich selbst auszuprobieren:

„Aber so der Ort bietet halt einfach auch ein bisschen Freiräume, man muss nicht immer alles ganz wissenschaftlich und wasserfest hier machen. Man kann so ein bisschen rumblödeln auch.“ (P6)

Die Worte „wissenschaftlich“ und „wasserfest“ verdeutlichen, dass enge Vorgaben und klare Regeln abgelehnt werden. Im Gegensatz dazu verweist die Verwendung des umgangssprachlichen Begriffes „rumblödeln“ darauf, dass das Engagement im Gemeinschaftsgarten Spaß bringen soll. Der hedonistische Aspekt der Partizipation wird somit in den Vordergrund gerückt und vermeintlich negative Aspekte (Regeln, Verpflichtungen, Verantwortung bzw. Zurechenbarkeit) rücken in den Hintergrund.

Ökonomische Motivation: Kapitalismuskritik und Selbstermächtigung

Die ökonomische Motivation konstituiert sich maßgeblich durch eine kritische Haltung gegenüber dem kapitalistischen Wirtschaftssystem. Obwohl eine Fokussierung auf die industrielle Landwirtschaft und die kommerzielle Produktion von Nahrungsmitteln besteht, erstreckt sich die Kritik auch über generelle Themen wie beispielsweise Globalisierung, Intransparenz von Wertschöpfungsketten und hohe Emissionsausstößen aufgrund eines globalen Transports. An dieser Stelle werden bereits die vielfältigen Interdependenzen zu den anderen Themengebieten deutlich.

Urbanes Gärtnern erscheint im Zuge dessen als eine Möglichkeit, sich gegenüber diesem System des Wirtschaftens und Produzierens zu ermächtigen. Dabei fungiert der urbane Gemeinschaftsgarten als ein konkreter Erprobungsraum für Praktiken des Selbermachens (DIY) und subsistenzwirtschaftlicher Versorgungsformen. Zum Teil lässt sich in diesem Zusammenhang auch eine Rückwärtsgewandtheit der ProbandInnen feststellen:

„Ja, aber das ist dieses alte Datcha Denken auch, ne? Das ist die Idee, [...], dass man hier ja auch mehr anfängt zu überlegen, also da ist es aus der Not heraus entstanden und hier ja irgendwie auch wieder, ne? Also nicht aus der Not nicht kaufen zu können, vielleicht nicht immer, sondern vielleicht aus der Not zu sagen, ich will aussteigen aus diesem ganzen Betrieb. Mir gefällt das nicht, ich will nicht dieses gespritzte Gemüse haben, ich will nicht in den Laden gehen und viel Geld ausgeben, wenn ich Bio-Gemüse kaufe, was wieder überteuert ist [...]. Dann sagt man, lass uns doch zurückgehen zu den alten Formen. Wir machen das selber, wir bauen das an und wir können das dann ja, wir können dann davon leben.“ (P12)

Das Zitat thematisiert nicht nur den häufig genannten Wunsch, aus dem System auszusteigen und somit der Steigerungslogik des Kapitalismus zu entgehen, sondern dieser Wunsch und die Suche nach Alternativen werden als eine Not gerahmt. Auf diese Weise wird implizit ein Gefühl des Ausgeliefertseins innerhalb des kapitalistischen Systems angesprochen, dass der Erfahrung von

Selbstwirksamkeit entgegengestellt wird. Die Aussage, dass man das auch selbst könne und seinen Lebensunterhalt autonom bestreiten kann, untermauert diesen Eindruck.

Ein weiterer Aspekt, der aus dieser kritischen Haltung resultiert, ist die Ablehnung und Verurteilung von Begleiterscheinungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems: Übermäßiger Konsum, Materialismus und eine scheinbar alles umfassende Kommerzialisierung.

„Eigentlich müssten die Lebensmittel alle wesentlich teurer werden. Dann würde der Konsum auch nicht mehr so rauschen, wie jetzt gerade. Was ist denn, nur noch zehn Prozent verbrauchen wir nur noch für Nahrung. Ist doch ein Witz sowas. Wo bleibt denn das andere Geld? Wie sparen doch nur bei Nahrung für irgendwelchen Luxus, überflüssigem“ (P12).

„Ich bin grundsätzlich der Meinung, dass nicht das Problem ist, dass viele Leute in Deutschland zu wenig haben, sondern das Problem ist, dass viele Leute viel zu viel Geld haben. Was machen die Leute mit ihrem Geld? Konsumieren! Sich irgendeine Scheiße kaufen, die eigentlich kein Mensch braucht. Und dieses Objekt, was produziert wird, hat natürlich seine Folgen. Und wenn ich mir nutzlose Dinge aus Plaste kaufe, oder mich mit einem zwei Tonnen Auto alleine durch die Gegend bewege, das hat natürlich alles seine Folgen. Und wenn ich auf bestimmte Konsummuster, bestimmte Verhaltensmuster verzichte, verzichte ich dabei auf Objekte, auf materielle Dinge und das erlaubt mir eine gewisse Freiheit. Also es ist ja schon so, dass man nicht die Dinge besitzt, sondern die Dinge einen“ (P7).

In den Interviewpassagen zeigen sich gleich mehrere interessante Aspekte. Zunächst einmal wird deutlich, dass die materialistische Orientierung, die in der Gegenwartsgesellschaft aus Sicht der Interviewten dominiert, abgelehnt wird. Hier verweisen beide Interviewten darauf, dass der übermäßige Konsum von Luxusgütern aus einer in ihren Augen fehlgeleiteten Prioritätensetzung resultiert, die nur zu stoppen ist, wenn die Kosten für Nahrungsmittel steigen und somit die Verfügbarkeit von monetären Ressourcen für nicht unbedingt notwendige Konsumgüter reduziert wird.¹²³

Darüber hinaus zeigt sich in dem zweiten Zitat die Annahme, dass eine zu starke Orientierung an materialistischen Werten zu psychischen Problemen führe, da eine starke Fixierung auf aktuelle und potentielle Besitztümer einem Verfall in die kapitalistische Steigerungslogik bedeutet: Ein Mehr an

¹²³ Hier muss betont werden, dass derartige Äußerungen bereits auf eine privilegierte Stellung im gesellschaftlichen Raum hinweist, da der Wunsch, die Lebensmittel müssten teurer werden, nur dann geäußert werden kann, wenn genügend monetäre Mittel zur freien Verfügbarkeit vorhanden sind.

Gütern ist nur durch ein Mehr an monetären Mitteln zu erreichen und diese wiederum nur durch ein Mehr an Arbeit und somit ein Weniger an Lebenszeit.¹²⁴

Die Schilderungen, sich gegenüber dem kapitalistischen Wirtschaftssystem sowie dem Glück verheißendem Konsum ermächtigen zu wollen, weisen zudem Hinweise darauf auf, sich selbst mit alternativen Verhaltensweisen und der Partizipation im Gemeinschaftsgarten von der Mehrheitsgesellschaft abzugrenzen. Dieser Aspekt wird besonders gut in folgender Äußerung deutlich, in der das eigene Verhalten dem „Normalem“ gegenübergestellt wird:

„Das war für mich schon wichtig, ein Stück weit also raus, mich rauszunehmen aus diesen Konsumzwängen oder so, also Handelszwänge sind es ja eigentlich, mit denen ich drin stecke, wenn ich im normalen bei Aldi oder irgendwo einkaufe“ (P4).

In diesem Zitat wird der Versuch einer ‚Selbstbesonderung‘ deutlich, der mit Rückgriff auf die theoretischen Explikationen Bourdieus mit seinen Ideen zum Geschmack und dessen distinguierenden Effekten in Verbindung gebracht werden kann. Aus dieser Perspektive erscheint die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten als aktive Inszenierung von Alternativität, die eben nicht nur Irritation, Interesse oder Sensibilisierung hervorrufen kann, sondern welche ebenso als ein Identitätsprojekt zu fungieren vermag, das soziale Grenzziehungsmechanismen impliziert.¹²⁵ Darüber hinaus scheint der urbane Gemeinschaftsgarten zu der Selbstverortung der AkteurInnen im Kontingenzzraum Stadt beitragen zu können, indem die alternativen Entscheidungs- und Handlungsmuster neben identifikatorischen auch komplexitätsreduzierende Elemente aufweisen.

Darüber hinaus untermauern diese Überlegungen die These, dass lediglich spezifische soziale Milieus vom urbanen Gemeinschaftsgarten erreicht werden können und dass das urbane Gärtnern im Sinne eines Distinktionshandelns nicht sozial integrativ wirksam werden kann. Die Datengrundlage liefert aufgrund fehlender soziostruktureller Informationen zu den ProbandInnen keine validen Ergebnisse. Diese Überlegungen lassen sich jedoch zusätzlich mit der These in Einklang bringen, dass das Interesse am urbanen Gemeinschaftsgarten bereits habituell bedingt ist. Erneut werden auf diese Weise nicht nur die sozialen, sondern auch die bildungspolitischen Potentiale urbaner Garteninitiativen in Frage gestellt.¹²⁶

Aus dieser Perspektive betrachtet, kann der urbane Gemeinschaftsgarten auf eine gewisse Art und Weise einen Beitrag zur Selbstverortung der AkteurInnen leisten, da sie sich mit ihrem

¹²⁴ An dieser Stelle wird bewusst der Terminus Lebenszeit verwendet. In Anlehnung an Hartmut Rosa (2016) wird davon ausgegangen, dass Lebenszeit und Arbeitszeit als zwei gegensätzliche Sphären des Lebens angesehen werden müssen.

¹²⁵ Der Facettenreichtum der Identifikationspotentiale resultiert aus dem Sachverhalt, dass der urbane Gemeinschaftsgarten als Projektionsfläche unterschiedlichster Interessenschwerpunkte fungiert. Zur sozialen Distinktion durch Konsum siehe auch Nina Baur (2013).

¹²⁶ Auch diese Überlegungen können mit der vorliegenden Datengrundlage nicht abschließend diskutiert werden. Sie werden jedoch im weiteren Verlauf der Forschung stark fokussiert.

Engagement auf sehr unterschiedliche Art und Weise identifizieren können. Diese Identifikationsmöglichkeiten können wiederum zur Konstruktion des Selbst genutzt werden – auch indem urbanes Gärtnern als Distinktionsmittel genutzt wird.

Ein Zwischenfazit

Die Darstellung der Motivationsfaktoren, die die Menschen zum urbanen Gärtnern geführt haben, sowie der dem Engagement zugrundeliegenden Wertvorstellungen zeigt, dass keine generalisierenden Aussagen darüber gemacht werden können, was der urbane Gemeinschaftsgarten für die Partizipierenden bedeutet beziehungsweise welche Funktion dieser im Leben der Befragten einnimmt. Trotzdem finden sich übergreifende Themenkomplexe, die im Folgenden noch einmal zusammengefasst werden sollen.

So soll zunächst festgehalten werden, dass ein grundlegendes Interesse am Gärtnern als zentrale Voraussetzung für die Partizipation in einem urbanen Gemeinschaftsgarten ausgewiesen werden kann. Ist diese Bedingung gegeben, dann erscheint urbanes Gärtnern in vielfältiger Art und Weise dafür zugänglich zu sein, mit Bedeutungszuschreibungen aufgeladen zu werden, da sich zahlreiche Interdependenzen zu anderen, weitreichenderen Themengebieten herstellen lassen. Auf diese Weise bietet das gärtnerische Engagement in der Stadt einen Nährboden für vielfältige Sinnzuschreibungen - der urbane Gemeinschaftsgarten fungiert somit als konkret erfahrbare Projektionsfläche. Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass die durchaus divergierenden Sinnzuschreibungen vielfach mit utopischen Gesellschaftsentwürfen beziehungsweise Zukunftsvorstellungen korrespondieren. Urban Gardening soll somit nicht nur für die Partizipierenden selbst Möglichkeiten offerieren, einen alternativen urbanen Lebensstil zu verwirklichen, sondern es soll durch Aufklärung und Sensibilisierung der breiten Öffentlichkeit auch zu sozialen Wandel beitragen. Insofern können die GartenaktivistInnen mit dem urbanen Gemeinschaftsgarten einen Raum in der Stadt gestalten, in dem sie nicht nur versuchen, ihre utopischen Vorstellungen einer anderen Gesellschaft umzusetzen, sondern in dem sie gleichzeitig neben dem eigenen Nutzen auch einen potentiellen Mehrwert für andere Menschen generieren. Im Zuge dessen stellt Urban Gardening eine risikoarme Form des politischen Aktivismus dar, weil die GärtnerInnen ihr Ziele nicht in Form eines offenen Protestes verfolgen, sondern vielmehr durch die Konstitution einer Gegenöffentlichkeit in konstruktiver Form Kritik üben.

Der Sachverhalt, dass die Partizipation an urbanen Gemeinschaftsgärten mit derart vielen Themengebieten der Gegenwartsgesellschaft in Verbindung gebracht werden kann, erklärt zudem, wieso das Phänomen in der Literatur als eine Krisenreaktion auf einen als problematisch empfundenen Status Quo der Gesellschaft gedeutet wird. Dabei machen die hier präsentierten Ergebnisse besonders gut deutlich, dass urbane Gemeinschaftsgärten jedoch nicht – wie vielfach

postuliert – als Refugien des Rückzugs beziehungsweise der Resignation angesehen werden können. Vielmehr operieren der Garteninitiativen als Räume, in denen Ausstiegsfantasien erprobt werden können, um sowohl Selbstermächtigung als auch Selbstwirksamkeit zu erfahren.

Die Präsentation der motivationalen Faktoren und ihrer zugrundeliegenden Werte deutet jedoch auch darauf hin, dass habituell bedingte Schemata sowie (Re-)produktionsmechanismen sozialer Ungleichheit in den Initiativen relevant werden könnten. Damit einhergehend fallen nicht nur soziale Aushandlungsprozesse ins Auge, sondern auch handfeste Konflikte und Entkopplungstendenzen. Diese gilt es in dem nun anschließenden Teil des Kapitels zu explizieren. Dieser Schritt dient jedoch nicht der Negation der bis hierhin stark in den Vordergrund gestellten positiven Effekte urbaner Gemeinschaftsgärten, sondern vielmehr einer differenzierten Auseinandersetzung mit dem Phänomen.

4.2.2 Probleme, Konflikte & Entkopplungstendenzen in urbanen Gemeinschaftsgärten

Die nachfolgende Präsentation wird Probleme, Konflikte und Entkopplungstendenzen der untersuchten Gemeinschaftsgärten aufzeigen. Zum Zweck der Übersichtlichkeit wird auch in diesem Teilkapitel eine thematische Unterteilung vorgenommen, die eine soziale, eine (stadt)politische sowie eine ökonomische Dimension beinhaltet. Da sich insbesondere in der sozialen Dimension zahlreiche konfliktbeladene Themen finden lassen, nimmt die Präsentation für dieses Themengebiet einen zentralen Stellenwert ein. Die ökologische Dimension, die für die Beschreibung der motivationalen Faktoren relevant war, wird in diesem Teilkapitel nicht explizit behandelt, da diese lediglich indirekt durch die bestehenden Interdependenzen zu den anderen Dimensionen tangiert wird.

Die soziale Dimension

Für die soziale Dimension fällt zunächst auf, dass der Versuch, die Werte ‚Offenheit‘ und ‚Flexibilität‘ zu handlungsleitenden Maximen zu erheben, um auf diese Weise möglichst heterogene Bevölkerungsgruppen mit den Gemeinschaftsgarteninitiativen erreichen und integrieren zu können, zu einigen Problemen führt. So konstituiert sich in diesem Zusammenhang beispielsweise die konfliktbeladene Diskussion um die Einführung von Regeln und Vorschriften innerhalb des Gemeinschaftsgartens. Interessant ist dabei, dass die GärtnerInnen auf der einen Seite von einem ausgesprochenen Konsens bezüglich der Gartenorganisation und –gestaltung berichten, so dass Regeln als unnötig ausgewiesen werden. Auf der anderen Seite erklären jedoch gerade die VerantwortungsträgerInnen der erforschten Gemeinschaftsgärten, dass sie regelmäßig in einen inneren Konflikt geraten, wenn sie Verhaltensweisen beobachten, die gemäß der Grundsätze der

Initiativen nicht erwünscht sind, da sie in einem solchen Fall zwischen unterschiedlichen Wertvorstellungen abwägen müssen. Folgendes Zitat verdeutlicht dies sehr gut:

„Was ich dieses Jahr so gemerkt habe, aber das lag' jetzt auch an der einen Person, die so eher für sich wirtschaftet, die dann erzählt, sie hat schon 'n paar Kilo Erdbeeren in der Tiefkühltruhe, wo ich denke: Ach, super, das sind die Erdbeeren vom gemeinschaftlich gepflegtem Beet, so, ne? Und das ist, das ist eigentlich genau das, was ich nicht wollte, dass die Leute kein Gefühl dafür haben. Weil eigentlich glaube ich, ist es hier so, man hat das Gefühl dafür, so viel habe ich eingesetzt und das kann ich auch wieder nehmen. [...] also solche Aktionen, wie hier mit der Küche, da sehe ich halt den Wert drin, dass wir das, was wir gemeinschaftlich anbauen, direkt auch gemeinschaftlich genießen. Und dann diesen sozialen Aspekt gleich mit bei haben, auch wenn wir gar nicht zusammen gejätet haben, dann sitzen wir da, genießen die Ernte. Wo ich denke, ja, dann wären auch die Erdbeeren doch bitte besser, wenn sie dann da auf dem Tisch wären, oder als Marmelade oder wie auch immer. [...]

JM: Hast du denn etwas dazu gesagt?

DO: Ich hab' nur so Andeutungen gemacht und irgendwann mal, da sagte ich so: Ja, wir haben dann kochen und es wäre dann schön, wenn da Erdbeeren, wenn wir was mit Erdbeeren machen würden.

JM: Kam eine Reaktion?

DO: Nee. Und ja, ach, es ist dann auch so, wo ich denke, ich will mich selber nicht ärgern. Ich will auch nicht, dass es so, dass so negative. [...] Ich guck erst mal, dass es allgemein besprochen wird und wir auf einen gemeinsamen Nenner gemeinsam kommen.“ (P9)

Dieser längere Auszug verweist auf zwei Aspekte: Zum einen auf einen Wertekonflikt und zum anderen auf spezifische Erwartungshaltungen, welche wiederum als implizite Regeln ausgewiesen werden können. Auf der einen Seite besteht die Erwartung, dass die Früchte des Gemeinschaftsbeetes für soziale Aktivitäten und somit für die Förderung der Gartengemeinschaft eingesetzt werden. Auf der anderen Seite möchte die Interviewte keine Steuerungsfunktionen übernehmen, um gegen das von ihr beobachtete Fehlverhalten vorzugehen. Dies legt die These nahe, dass die Werte der Offenheit und Flexibilität sowie damit einhergehend der Wert der Autonomie dem steuernden Einsatz von DO entgegenstehen. DO möchte die Werte der Gemeinschaft, der Allmende und der Reziprozität stärken, ohne jedoch explizite Regeln aufzustellen, welche den hier identifizierbaren Wertekonflikt sichtbar manifestieren würden. Insofern zeigt das Beispiel, dass weder die Äußerung, jede/r Interessierte können sich innerhalb des Gemeinschaftsgartens gemäß den je individuellen Vorstellungen verwirklichen und einbringen, nicht komplett haltbar ist, da durch

implizite Erwartungshaltungen sehr wohl ein sozial akzeptierter Rahmen besteht.¹²⁷ Noch kann die generalisierende Aussage einiger Befragter gestützt werden, dass alle Personen, die am Gemeinschaftsgarten partizipieren, ohnehin eine ähnliche Einstellung aufweisen, da der hier vorliegende Konflikt maßgeblich durch eine Divergenz der handlungsleitenden Wertvorstellungen ausgelöst wird. Das hier als abweichend ausgewiesene Verhalten verweist auf eine Orientierung am Privatbesitz, anstatt sich nach der Gemeinschaft und dem Ziel der Allmende zu richten. Insofern wird ersichtlich, dass nicht nur die Werte, die für die Gemeinschaftsgärten selbst relevant erscheinen, Konflikte auslösen können, sondern dass es zusätzliche Schwierigkeiten bereitet, mit Wertorientierungen umzugehen, die typischerweise in kapitalistisch geprägten Gesellschaften im Verlauf der Habitualisierung erworben werden. Die Einbindung möglichst heterogener Menschen ist somit nicht immer nur eine Bereicherung für die Projekte. Vielmehr wird deutlich, dass derartige Versuche zum Teil stark konfliktfördernde Potentiale aufweisen, die der Gartengruppe durchaus schaden können, da die angestrebten Werte konterkariert werden.

Das Beispiel verweist aus theoretischer Perspektive auf einen weiteren Sachverhalt. So stützen die Beobachtungen die These, dass die Habitus der AkteurInnen in den Gemeinschaftsgarteninitiativen fortwirken und somit eine Transformation inkorporierter Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata nicht durch die Konfrontation mit utopischen Entscheidungs- und Handlungsmaximen innerhalb des Gartens evoziert wird. Insofern wird die These unterstützt, dass das Interesse an derartigen Initiativen sowie die soziale Passung unter den AkteurInnen habituell bedingt ist und eine langfristige Integration von Heterogenitäten sowie das Konvergieren von Entscheidungs- und Handlungsmustern unwahrscheinlich erscheinen. Das Beispiel verdeutlicht somit mit Bourdieu gesprochen, „[...] dass man nicht jeden mit jedem zusammenbringen kann [...]“ (Bourdieu 1985b, 14).

Ein weiteres Problem, das aus dem Anspruch resultiert, einen öffentlichen Gemeinschaftsgarten aufzubauen, der für alle Interessierten jederzeit zugänglich ist, ist der fehlende Schutz der Projekte vor Vandalismus und Diebstahl.¹²⁸

„Wo wir im Augenblick nur so ein bisschen Probleme mit haben, ist dann eben wirklich Vandalismus. Was heißt Vandalismus? Wir haben hier abends dann ziemlich viele Leute, die benutzen das hier dann wohl als Party-Gelände und dann kannst du hier am nächsten Morgen die kaputten Flaschen einsammeln und sowas. Was eigentlich schade ist, weil wir auch sehr viele

¹²⁷ Die Identifikation von Fehlverhalten ist nur möglich, wenn es eine Idee vom richtigen Verhalten gibt. Insofern konstituiert sich auch im urbanen Gemeinschaftsgarten eine spezifische soziale Ordnung.

¹²⁸ Von den hier untersuchten Fällen waren lediglich zwei Gemeinschaftsgärten zu jeder Tages- und Nachtzeit öffentlich zugänglich und dies maßgeblich deswegen, weil eine entsprechende Auflage von der Stadtverwaltung vorlag, die die Flächen kostenfrei zur Verfügung stellte. Alle anderen Gartenprojekte sahen sich gezwungen feste Öffnungszeiten einzurichten und Zäune aufzustellen, um Diebstahl und Vandalismus vorzubeugen.

Mitglieder haben mit kleinen Kindern. Und das hier sollte eigentlich mal ein Sandhaufen werden für die zum Spielen, aber wenn du dann natürlich erst einmal die ganze Zeit die Scherben da raussammeln musst, ne? Oder es wird versucht in die Hütte einzubrechen.“ (P11)

„OS: Wir haben bei einem Plenum festgestellt, dass viele so ein bisschen frustriert waren. Gerade wegen dieser Situation. Es sind ja nicht nur die Hunde, [...] ob es im Brunnen ist, dann wird da abgewaschen, da werden sich die Haare gewaschen und so weiter. Das hat halt bei vielen, das konnte man merken, das hat so frustriert.

WX: Aber das war ein genialer Schachzug im Mai, die Tonne nach hinten zu stellen. [OS: Ja.] Jetzt kann man da nicht mehr abwaschen. Ja, weil sonst hatte man das ganze Fett und die Abfälle in der Tonne.

OS: Ja und das Spülmittel, Shampoo war da drin. [WX: Ja.] Und wir haben Flugblätter in verschiedenen Sprachen dann verfasst. Aber ich weiß nicht, ob das wirklich so viel gebracht hat, wie der Trick mit dem Umsetzen der Tonne. Die steht nicht mehr direkt am Wasserhahn, so dass Wasserhahn und Tonne nicht mehr gemeinsam genutzt werden.“ (G2_OS).

„Ja, da haben wir, es ist so, also wenn ich mich jetzt entsinnen kann, haben sie ein oder zwei Mal eingebrochen hier in der Bar.“ (P8)

Auch hier zeigt sich, dass die GärtnerInnen zwischen konfligierenden Orientierungsrahmen abwägen müssen, da sie auf der einen Seite eine öffentlich zugängliche Fläche schaffen wollen und diese auf der anderen Seite vor Vandalismus und Diebstahl schützen müssen. Die Aushandlung zwischen diesen beiden Gegensätzen ist schwierig, da davon ausgegangen wird, dass die Errichtung von Zäunen potentiell Interessierte davon abhalten könnte, den Garten spontan zu besuchen und mitzumachen. Auf diese Weise würden sowohl soziale als auch bildungspolitische Potentiale der Gemeinschaftsgärten beeinträchtigt.

„Also es soll nicht zugesperrt sein, aber eigentlich und das ist, geht glaub' ich schon seit Ewigkeiten, dass man irgendwie versucht, Absperrungen zu errichten, die Hunde abhalten, aber nicht so ausschließend wirken, dass irgendwie Besucher, Nachbarn oder was weiß ich, nicht reinkönnen.“ (G2_OS)

Insofern stehen Zäune und andere Zugangsbarrieren nicht nur im Widerspruch zum Grundgedanken der Initiativen, sondern sie können den Projekten in einem ganz praktischen Sinne schaden. Ein ähnlich zwiespältiges Verhältnis zeigt sich für die Mitnahme beziehungsweise den Diebstahl von Gemüse: Auf der einen Seite wird die Mitnahme von Gemüse in einer gemäßigten Form toleriert und zum Teil innerhalb der Anbaupläne berücksichtigt. Auf der anderen Seite werden moderate Formen

der Mitnahme als lästiger Diebstahl gerahmt, wenn sie in stark gehäuftem Umfang auftreten beziehungsweise singulär auf spezifische Sorten ausgerichtet sind:

„Ich habe ziemlich viel gepflanzt. Fünfzig Zucchinipflanzen, viertausend Buschbohnen [...]. Die Fläche ist da, dann pflanz ich was. [...] Die nehmen nichts davon. Nur die Erdbeeren, ne?“ (P11)

„[...] Also ich glaub, das ist, keine Ahnung wer das ist. Die Leute, die zufällig vorbei kommen und einfach mal ein paar Erdbeeren abgreifen oder wirklich dann auch extrem [?]“ (G2_OS)

„Ich bin mal an einem Morgen hier vorbeigekommen, dann ist da hier einer rumspaziert, dann habe ich mit dem ein bisschen gequatscht und dann hat er gesagt: Oh, er findet das so schön und jetzt macht er sein Frühstück und dann nimmt er da ein Blättchen und da eine Erdbeere hier und so und macht sich sein Frühstück. Das war ja nicht der Sinn der Sache. So, er findet das sehr schön und ich habe ihn jetzt nicht groß deswegen angeschnauzt oder so, ne? Aber eigentlich haben wir schon, haben wir da auf der Tafel auch irgendwo geschrieben, dass wir, also dass was die Leute anbauen, das sollen sie auch ernten können. Das ist so die Regel, dass wer was anbaut, der soll es auch ernten können“ (P4).

Die angeführten Beispiele lassen sich erneut innerhalb des Widerspruches aus Offenheit und Regulation kontextualisieren. Auf der einen Seite sollen insbesondere die öffentlich zugänglichen Garteninitiativen einen Mehrwert für die StadtbewohnerInnen und direkten Nachbarn erbringen. Auf der anderen Seite jedoch nur innerhalb eines eingeplanten Rahmens, welcher zum Teil nur in impliziter Form vorliegt, insofern nicht alle Gemeinschaftsgärten darauf hinweisen, dass die Ernte den GärtnerInnen vorbehalten ist. Darüber hinaus wird jedoch ein weiterer Aspekt deutlich, der insbesondere aus der hier präsentierten theoretischen Perspektive interessant ist: Auch die Partizipierenden des urbanen Gemeinschaftsgarten orientieren sich unbewusst an dem Wert des Privateigentums. Eine reflexive Zugänglichkeit zwischen postulierten und real vorliegenden Orientierungsrahmen scheint somit auch innerhalb des Gemeinschaftsgartens nur sehr schwer – wenn überhaupt - erreichbar. Erneut wird somit die These gestützt, dass die Habitus der AkteurInnen auch innerhalb des utopischen Gartenkontextes fortwirken.¹²⁹

Mit diesem Sachverhalt steht ein weiteres Problem in Verbindung, das insbesondere in Großstädten vorzufinden ist: Die Nachfrage nach Individualbeeten übersteigt das vorhandene Angebot und führt zu umstrittenen Praktiken der Beetvergabe. Da es aufgrund begrenzter Flächen kaum möglich ist, allen Interessierten ein eigenes Beet zuzuteilen, treten gerade hier zahlreiche Konflikte auf. Kritikpunkte betreffen nicht nur die Häufigkeit der Verteilung, sondern auch das Einhalten nachvollziehbarer Regeln. So ist die einmalige Beetvergabe pro Saison per Losverfahren

¹²⁹ Zur Utopie urbaner Gemeinschaftsgärten siehe auch Morstein (2016).

zwar gängig, allerdings laut einiger Befragter aufgrund hoher Fluktuationsraten nicht zielführend, da zahlreiche Beete vertrocknen, obwohl interessierte GärtnerInnen auf der Warteliste stehen. Die nachfolgenden Schilderungen zeigen ein besonders prägnantes Beispiel:

„FH: Ich warte auf mein Pachtbeet. [...] So einfach ist das nicht. Man muss hier, sich hier anmelden und dann wartet man bis Ende Saison. Anfang Saison wird ausgelost, wer Glück hat, kriegt ein Beet, wer nicht, bleibt leider. Ich muss warten.

JM: Und Sie haben es schon letztes Jahr versucht?

FH: Doch, ja, ja, ja.

JM: Und dann keines bekommen?

FH: Nein. Jetzt, dieses Jahr auch nicht. Vielleicht nächstes Jahr. Es sind ja viele Leute, die auch so ein Beet haben wollen, ne? Es ist, viel Nachfrage ist da. Aber wir haben keinen Platz.“ (P14)

Greift man im Zuge der Interpretation erneut auf die postulierten Ziele zurück, dass der urbane Gemeinschaftsgarten nicht nur sozial integrativ wirken soll, indem eine breite Öffentlichkeit angesprochen wird, sondern auch zu der Entwicklung gemeinschaftlicher Strukturen beitragen soll, ist nur sehr schwer nachvollziehbar, wieso auf die Verpachtung von Individualbeeten, strittige Vergabepraktiken und lange Wartelisten gesetzt wird. Insbesondere rein gemeinschaftlich bewirtschaftete Gemeinschaftsgärten bieten sehr gute Anschauungsbeispiele, die zeigen, wie Alternativen zur Verpachtung von Einzelbeeten und der damit einhergehenden Orientierung an Maximen des Privatbesitzes funktionieren können.

Ein weiteres Problem, das in diesem Kontext wiederkehrend thematisiert wurde, sind die hohen Fluktuationsraten, die in allen untersuchten Garteninitiativen zu verzeichnen sind. Dieser Sachverhalt verweist unter Umständen darauf, dass das Potential der Projekte, zu sozialer Integration langfristig beitragen zu können, eher gering ausfällt und die Chancen, stabile Sozialbeziehungen durch die Partizipation am Gemeinschaftsgarten etablieren zu können, in Frage gestellt werden müssen. Eine Form mit den hohen Fluktuationsraten umzugehen, ist der Versuch, die Personen sorgfältig zu selektieren, sodass letztlich nur diejenigen partizipieren, die sowohl ernsthaftes Interesse am Gärtnern als auch an der Gartengemeinschaft zeigen. Auf diese Weise soll nicht nur die Langfristigkeit der Teilnahme gewährleistet werden, sondern insgesamt auch die Plan- und Steuerbarkeit der Projekte erhöht werden.

„Da haben wir die Regelung gefunden, weil wir festgestellt haben, dass Leute, [...] die mit der Frage kommen, habt ihr was frei, [...] dass die Leute dann oft gar keinen Sinn für das Ganze haben. Also dass sie eben so reine Konsumenten auch wieder sind so in dem Sinn und nur ihr Beetchen und sonst zu allem sagen, das ist mir wurscht. Das ist zwar nach wie vor so ein bisschen so, denke ich mal. Aber da haben wir gesagt, macht einfach mal mit so bei den Gemeinschaftsaktivitäten, ja und was

weiß ich, den Kompost da hinten müssen wir machen, das ist ziemlich viel Arbeit. Oder im Frühjahr irgendwie aufräumen oder sonst was. Macht einfach mit bei den Sachen. Oder wir machen ein Fest, im Frühjahr machen wir ein Fest, im Herbst machen wir alle gemeinsames Kochen, da kann man mitmachen oder sonst irgendwas. So Sachen. Dann kommt ihr rein und dann ergibt sich schon was. So haben wir das eigentlich geklärt und das hat auch schon länger funktioniert bis jetzt. Dass man dann auch leichter, wenn man merkt, da ist jemand, der auch sich einbringen will in die Gemeinschaft, das man dann auch sagt: Mensch, das wär doch. So, ne? So läuft das dann.“ (P4)

Hier zeigt sich, dass die AkteurInnen durch eine aktive Selektion der Mitglieder versuchen, den Aufbau gemeinschaftlicher Strukturen zu fördern sowie negative Entwicklungsprozesse vom Gemeinschaftsgartenprojekt fernzuhalten. Die Werte des Gemeinschaftsgartens - Gemeinschaftlichkeit, Kollektiveigentum (Allmende), Reziprozität, Kooperation und Erhalt – sollen durch die bewusste Abwehr von konsumistischen Haltungen, Kommerzialisierungsprozessen und Beschleunigungstendenzen bewahrt bleiben. Erneut wird somit deutlich, dass es zwar generell für jede/n Interessierte/n möglich ist, an dem Gemeinschaftsgarten teilzunehmen, dies jedoch nur unter spezifischen Prämissen. Der postulierte Wert der Offenheit wird auch hier unterwandert.

Aus diesen Umständen scheint wiederum eine geringe soziale und nationale Durchmischung der GärtnerInnen zu resultieren. So wird zum einen bemängelt, dass insbesondere das Integrationspotential bei den 20 bis 30 Jährigen gering ausfällt, da sich nahezu ausschließlich Studierende unter den Partizipierenden dieser Altersgruppe finden lassen.

„Ja, es gibt schon verschiedene Nationalitäten, also es gibt Südamerikaner, es gibt diverse Europäer. Aber zum Beispiel bei den jüngeren, sagen wir mal zwischen 20 und Ende 30, sind es, glaube ich, alles angehende Akademiker mit meines Wissens auch deutschem Pass.“ (P2)

Zum anderen fällt die Feststellung eines Interviewten auf, der beschreibt, dass Bevölkerungsanteile mit Migrationshintergrund durch das Gemeinschaftsgartenprojekt nicht zu erreichen sind und somit auch das Ziel, zur „Mikro-Völkerverständigung“ beizutragen, nicht zu realisieren sei:

„Und weil wir immer noch damals aber ohne Desillusionierung - wie jetzt schon - das Gefühl hatten, wir kriegen auch die Türken, die Deutschrussen, die Kasachen, die Albaner, die hier alle ringsum wohnen, kriegen wir auch mit hier rein und können so ein bisschen zur Mikro-Völkerverständigung beitragen. Und dann kam, das vergesse ich nie, eine türkische Familie, ganz offensichtlich, bisschen füllige Mama, ein maskuliner machoartiger schnauzbärtiger Türke, so aus Anatolien, und drei, vier, fünf Kinder saßen da. Und wir sagten, das ist genau unsere Zielgruppe, die kriegen wir jetzt mit dran. Die Mutter hatte das Sagen und sprach fließend, aber jetzt kein richtiges Deutsch, hatte also keine Hemmungen, war sehr selbstbewusst und dann: Und wohin kann ich dann meine Hütte stellen? Das war die erste Frage. Die wollt. Und dann haben wir gesagt: Hütten

ist nicht, wir haben eine Gemeinschaftshütte, das war alles noch in der Planung. Hatten wir hier noch gar nicht, hier war gar nichts. [...] Und dann haben die gesagt: Dann haben wir kein Interesse. Fumm!- waren die Türken wieder weg. Die wollten halt einen Schrebergarten, ihre eigene Bude, Planschbecken, Hollywoodschaukel, Grillplatz, Zaun ringsum, keiner kann uns reingucken.“ (P10)

Greift man an dieser Stelle auf raumsoziologische Überlegungen zurück, so lassen sich sowohl Mechanismen der Selbst- als auch der Fremdselektion als Partizipations- und Integrationshindernisse herausarbeiten. Selbstselektion liegt insofern vor, als dass scheinbar nur diejenigen Personen angezogen werden, die habituell bedingt bereits Interesse an Nachhaltigkeitsthemen und alternativen Lebens- und Vergemeinschaftungsformen aufweisen. Martina Löw (2015) erklärt dazu in ihrem Buch „Raumsoziologie“:

„Einschluß und Ausschluß muß deshalb [aufgrund von Habituspräferenzen] in vielen Räumen nicht über Verbot oder physische Gewalt organisiert werden, sondern geschieht über Selbstausschluss durch Habituspräferenzen“ (Löw 2015, 215).

Löw beschreibt, dass Räume durch die Platzierung von Gütern und Menschen immer eine Atmosphäre aufweisen, die sie nach Außen ausstrahlen und die abhängig vom jeweiligen geschlechts- und klassenspezifischen Habitus wahrgenommen und gedeutet wird. Urbane Gemeinschaftsgärten scheinen - zumindest aus dieser theoretischen Perspektive gedeutet - eine Atmosphäre aufzuweisen, die bestimmte Personengruppen anzieht und andere abschreckt, so dass eine allgemeine Öffentlichkeit nicht erreicht werden kann. Neben der Selbstselektion zeigen die Beispiele jedoch auch, dass eine Fremdselektion durch die Mitglieder und die Beetvergabepraktiken erfolgt. Aus theoretischer Perspektive versuchen die GärtnerInnen die soziale beziehungsweise habituelle Passung potentiell Interessierter zu prüfen, bevor diese am Gemeinschaftsgarten partizipieren dürfen. Insofern ergeben sich für den urbanen Gemeinschaftsgarten auf zweifache Art und Weise Grenzen bezüglich der Partizipationschancen: Konstituieren sich zunächst über Mechanismen der Selbstselektion Einstiegsbarrieren, so werden diese in einem zweiten Schritt durch die Fremdselektion fortgesetzt.

Ein weiteres Problemfeld, das in einigen Interviews wiederkehrend thematisiert wird, ist die Kommunikation innerhalb der Gartengruppe. Auffällig ist hier ein urbaner Gemeinschaftsgarten, in dem insbesondere die Nutzung von Gemeinschaftsbeeten als problematisch ausgewiesen wird, da der Informationsaustausch unter den Beteiligten nicht funktioniert und die Fläche im Endeffekt brach liege. Auch aktive Mobilisierungsversuche seitens der GarteninitiatorInnen können dem Problem keine Abhilfe schaffen und sind daher nicht zielführend. Eine Befragte stellt resignierend fest:

„Deswegen ich hab' das Gefühl, man versucht hier mit Gewalt so eine Struktur zu schaffen und es läuft nicht so richtig“ (P12).

Interpretiert man die Passage unter Rückbezug auf die theoretischen Überlegungen des Automatismen-Ansatzes, dann werden die Relevanz bottom-up verlaufender Strukturentstehung und die Möglichkeit, diese theoretisieren zu können, sehr gut deutlich. Sozialität an sich ist weder plan- noch steuerbar, sondern sie konstituiert sich im Vollzug und wird durch verfestigte und oftmals unbewusst wirksame Schemata beeinflusst. Insofern können top-down erfolgende Steuerungsmaßnahmen durch die GarteninitiatorInnen nicht in einem kausallogischen Sinne zu der Entwicklung eines reziproken Beziehungsgefüges innerhalb des Gemeinschaftsgartens beitragen. Vielmehr ist die Entstehung gemeinschaftlicher Strukturen als das nicht antizipierbare Ergebnis sozialer Aushandlungsprozesse und sich durch Routinen verfestigender Entscheidungs- und Handlungsmuster zu theoretisieren.

Diese Perspektive stellt erneut die Relevanz der Unbewusstheit in den Mittelpunkt: Zunächst singuläre Praktiken verfestigen sich über Wiederholungsprozesse zu Handlungsmustern, die dem Wert der Gemeinschaft entgegenstehen, ohne dass eine derartige Intention bei den AkteurInnen vorhanden war. Sowohl die Gewöhnung auf individueller Ebene als auch die Ritualisierung auf kollektiver Ebene lassen sich im Ergebnis als Automatismen theoretisieren, die nach ihrer Konstitution nicht mehr vollständig aus ihren einzelnen Elementen erklärt werden können (vgl. Conradi 2014). Insofern wird erklärbar, wieso nicht nur Planung und Steuerung der GarteninitiatorInnen ins Leere laufen, sondern auch wieso Interventionsversuche aller Wahrscheinlichkeit scheitern und nicht die gewünschten Effekte evozieren können.

Interessant ist in diesem Zusammenhang jedoch ein exakt entgegengesetztes Fallbeispiel eines Gemeinschaftsgartens, in dem ausschließlich Gemeinschaftsbeete vorhanden sind: Hier wird die Entwicklung gemeinschaftlicher Strukturen als besonderer Vorzug ausgewiesen, der vor allem auf die Nutzung von Gemeinschaftsflächen zurückgeführt wird. Somit drängt sich die These auf, dass die Organisationsstrukturen beziehungsweise der praktische Aufbau der Gemeinschaftsgärten einen Einfluss darauf ausüben können, ob und in welchem Umfang reziproke Sozialbeziehungen entstehen. Die gemeinsame Bebauung und Pflege der Beete scheint den Austausch unter den GärtnerInnen stark zu fördern, obwohl sie auch wiederkehrend Aushandlungsnotwendigkeiten hervorruft. Wichtig scheint in diesem Zusammenhang jedoch zu sein, dass es keine Ausweichmöglichkeiten durch Individualbeete gibt und lediglich der komplette Ausstieg aus dem Projekt als Vermeidungsstrategie genutzt werden kann. Auf diese Weise scheint die Bereitschaft zur Auseinandersetzung unter den GärtnerInnen höher zu sein. Trotzdem muss an dieser Stelle betont werden, dass es sich hier um die Formulierung von Thesen handelt, die auf Grundlage der hier vorliegenden Daten nicht generalisiert werden können.

Ein letzter Themenkomplex, welcher die Diskussion von Problemen und Entkopplungstendenzen in der sozialen Dimension abschließen soll, ist die Frage nach der Möglichkeit, ob urbane Gemeinschaftsgärten durch die Konfrontation mit alternativen Lebens- und Handlungsentwürfen und einer dadurch potentiell hervorgerufenen Bewusstwerdung inkorporierter Schemata zu einer Transformation des Habitus führen können und ob sie auf diese Weise als Transmitter eines sozialen Wandels fungieren. Hierzu soll ein Beispiel herangezogen werden, welches erste Hinweise darauf gibt, dass die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten zu einem Zwiespalt zwischen sich widersprechender Verhaltensweisen und Einstellungen führt:

„Ich habe da auch so zwei Seiten. Ich hab’ zum Beispiel, neulich habe ich hier so viele Gurken geerntet, weil ich habe hier ganz viele Gurken und dann habe ich irgendwann einen Koller bekommen und dann bin ich zu McDonald’s gegangen [...] Ich mag McDonald’s, mir schmeckt das auch. Also ich gehe da einmal im Monat hin und mir schmeckt das auch. Und da habe ich jetzt, mir reicht’s jetzt mit dem Ökoscheiss, ich gehe jetzt zu McDonald’s.“ (P12)

McDonald’s kann in diesem Zusammenhang als Symbol für diejenigen Elemente der Gegenwartsgesellschaft gedeutet werden, die es aus der Sicht urbaner GemeinschaftsgärtnerInnen und der Suche nach einem alternativen, urbanen Lebensstils abzulehnen gilt: Globalisierung, ressourcenverschlingender Kapitalismus, Intransparenz, Beschleunigung und Fast Food. Indem die Betätigung innerhalb des urbanen Gemeinschaftsgartens in einem derart starken Gegensatz dieser dem Kapitalismus zugeschriebenen Phänomene präsentiert wird, zeigt sich, wie groß der Zwiespalt zwischen den unterschiedlichen Wertvorstellungen ausfällt.

Bezieht man diese Beobachtungen auf die Fragestellung, ob habituelle Schemata im Gemeinschaftsgarten fortwirken oder ob diese unter Umständen transformiert werden, so zeigt das Beispiel, dass das urbane Gärtnern zwar irritierende und sensibilisierende Effekte aufzuweisen scheint, dass diese jedoch – zumindest gemäß der aktuellen Datengrundlage - nicht zu einer beständigen Verhaltensänderung führen. Mit Bourdieu und den Automatismen gesprochen: Entautomatisierende Effekte des Gemeinschaftsgartens vermögen zwar unbewusste Wahrnehmungs- und Denkschemata der Reflexion zugänglich zu machen, indem sie sie in das Bewusstsein rufen. Allerdings scheinen diese Prozesse und eine daraus resultierenden Öffnung für Neues nicht unbedingt zu einer langfristigen Transformation der unbewussten Schemata beziehungsweise zu der Entstehung neuer Schemata zu führen. Aus diesem Grund kann auch hier nicht von einer kausallogischen Interdependenz zwischen Sensibilisierung und Transformation ausgegangen werden. Ohne Frage: Die Sensibilisierung ist aus bildungspolitischer Perspektive gewiss ein wichtiger Schritt. Dieser scheint jedoch nicht unbedingt zu der Entwicklung eines nachhaltigen, urbanen Lebensstils zu führen. Erneut gilt es zu betonen, dass keine Generalisierungen mit der

zugrundeliegenden Datengrundlage verfolgt werden kann. Die hier vorgenommenen Analysen dienen zunächst ausschließlich der Formulierung weiterführender Thesen.

Die politische Dimension

In der Darstellung der motivationalen Faktoren ist die (stadt-)politische Dimension ein zentraler Aspekt, der von vielen GärtnerInnen als relevant ausgewiesen wurde. Trotzdem ist der politische Gehalt der Initiativen umstritten. So berichtet einer der interviewten Garteninitiatoren, dass das politische Interesse unter den GärtnerInnen nicht derart ausgeprägt ist, wie er es sich aufgrund der theoretischen Explikationen von Christa Müller vorgestellt habe:

„Und dieser Anspruch über das Gärtnern für sich selbst hinaus da was zu machen, ist hier wenig verbreitet, das ist einfach so. Ich will das überhaupt nicht bewerten, das ist einfach, also hier ist ganz wenig Interesse, dass man sagt, wir machen jetzt hier als Gruppe eine Veranstaltung, einen Workshop oder eine Vorlesung zum Thema Saatgut oder zu Lebensmitteln, Nahrungspolitik, [...], deswegen bin ich da vielleicht ein bisschen spöttisch manchmal und sage, es ist eigentlich auch, es hat auch was von so 'nem Kleingarten im Sinne so klassische so, ja, Biedermeier. Soll jetzt gar nicht abwertend klingen, aber so der Rückzug ins Private, ins Idyll des Gartens. Ist nicht böse gemeint, nur es ist eben was anderes, als das was Christa Müller schreibt“ (P12).

Die Aussage, dass der Gemeinschaftsgarten im Grunde ein alternativer Kleingarten im klassischen Sinne sei, ist gerade in Anbetracht der Tatsache frappierend, dass in zahlreichen Fällen eine Abgrenzung von der typischen Kleingartenkultur postuliert wird. Wie bereits in den vorangegangenen Kapiteln gezeigt werden konnte, stehen die Orientierung an Privateigentum sowie der Rückzug in Private mit den in den Interviews formulierten Leitgedanken des gärtnerischen Engagements im Widerspruch.

Ein weiterer Themenkomplex, der die urbanen Gemeinschaftsgartenprojekte zum Teil vor große Probleme stellt, ist das Verhältnis zur Stadtverwaltung, welches von Fall zu Fall sehr unterschiedlich ausfällt. So finden sich sowohl kooperative als auch konfliktbehaftete Zusammenhänge. Im Zuge dessen ist auch die Zwischennutzung ein zwiespältiges Thema unter den Befragten.¹³⁰ Auf der einen Seite werden Verträge zur Zwischennutzung abgelehnt, weil sie in den Augen der GärtnerInnen die geringe Wertschätzung durch städtische EntscheidungsträgerInnen sowie die mangelhafte Integration der Gartenprojekte in die Stadtentwicklung reflektiert. So berichtet eine Interviewte:

„[...], also es gibt Bebauungspläne und im Netz ist vor 'nem halben Jahr oder so einer aufgetaucht

¹³⁰ Zwischennutzung heißt in diesem Fall, dass die Gemeinschaftsgärten auf den urbanen Flächen vielfach nur für eine begrenzte Zeit geduldet werden. Teilweise wird die Duldung über Pachtverträge reguliert, teilweise wird sie davon abhängig gemacht, dass keine Nutzungsalternative für die Fläche vorliegt. Gerade in letzterem Fall sind die Gärten in einer fortwährenden Bedrohungssituation.

hier für [Stadtteil] und da war halt dieses Grundstück auch eingezeichnet als - ich weiß jetzt nicht genau, wie es hieß. Auf jeden Fall als potentielle Baufläche oder irgendwie so was. Und die wissen aber eigentlich, dass wir hier sind, vor allem weil das Grundstück da drüben ja auch Stadt und Land gehört. Und [Name] hat denn da mal angerufen und gefragt, was heißt denn das so? [...] Ja, das kann alles heißen, das es bebaut wird oder dass es so bleibt, wie es ist so. Der hat sich da halt voll rausgeredet. [...].

Also für uns ist die Bedeutung [des Gartens] groß, aber für die, die das Sagen haben, was mit den Flächen passiert, recht klein. Also die, der Bund, der Senat, der Staat, ich weiß nicht, will schon so urbane Gärten fördern, aber mehr als Zwischennutzungsprojekt. Also reine Zwischennutzung halt und nicht als so dauerhafte Geschichten. Das ist halt 'n bisschen schade.“ (TO_BE_VA)

Die Zwischennutzung und die damit einhergehende Bedrohung der Verdrängung werden von vielen Befragten als ein Hemmnis dafür empfunden, weitere Projektvorhaben zu planen und umzusetzen, da eine langfristige Perspektive fehle. Auf der anderen Seite wird die Vorstellung eines Gartenumzugs auch als eine Chance für einen Neuanfang interpretiert:

„Persönlich für mich ist ein Umzug nicht nur eine Schreckensvorstellung. Einerseits ist es natürlich eine Schreckensvorstellung, weil's ein tierischer Arbeits- und Finanzaufwand wäre und natürlich ziemlich in den Sternen steht, ob wir ein entsprechend geeignetes Grundstück überhaupt wieder kriegen, weil ja in letzter Zeit Grundstücke in [Stadt] unglaublich im Wert anziehen. [...]

Aber andererseits hat so ein Umzug auch was cooles, weil es natürlich auch wieder so eine gewisse Aufbruchsstimmung erzeugen kann, glaube ich, auf jeden Fall. Und von mir aus kann die Fläche auch cooler sein als die, die wir jetzt haben. Ein bisschen größer wäre mir recht. [...] Wir würden auch bestimmt einige Sachen ein bisschen anders machen. Jetzt wo wir die sechs Jahre Erfahrung haben.“ (P7)

Greift man in diesem Zusammenhang die Überlegungen zu den Möglichkeiten urbaner Gemeinschaftsgärten, (stadt)politisch Einfluss zu nehmen, erneut auf, so zeigen die angeführten Beispiele, dass die These, dass die Einflussnahme durch diese als konstruktiven Aktivismus zu charakterisierende Form des politischen Engagements gering erscheint. Theoretisiert in Analogie zu den Prämissen der Automatismen-Forschung ist das Output des politischen Aktivismus weder plan- noch steuerbar und potentiell resultierende Strukturen sind in ihrem Ergebnis kontingent. Die GärtnerInnen können zwar wiederkehrend auf die Bedeutung urbaner Gemeinschaftsgärten hinweisen, ob dies jedoch letztlich zu einer festen Integration in Stadtentwicklungsmaßnahmen führt, kann nicht antizipiert werden.

Die ökonomische Dimension

In der ökonomischen Dimension werden die Entkopplungstendenzen zwischen der kritischen Haltung gegenüber dem kapitalistischen Wirtschaftssystem und der zunehmenden Kommerzialisierung der gGmbH-organisierten Gemeinschaftsgartenprojekte im Fokus stehen. Es zeigt sich, dass die Partizipationsmöglichkeiten in diesen Garteninitiativen nicht nur aufgrund einer begrenzten Fläche reguliert werden, sondern auch durch die Verpachtung von Individualbeeten soziale Ein- und Ausschlüsse produziert werden. Im Zuge dessen sind zudem die Rechtfertigungsstrategien für die gängige Praxis, Gemüse von den Gemeinschaftsflächen für eine öffentliche Ernte freizugeben und zu verkaufen, interessant:

„[...] das Gemüse wird allerdings anschließend bezahlt. Also es ist jetzt nicht so, dass wir hier 'ne Umsonsternte anbieten. Das ist aus verschiedenen Gründen, also es würde uns jetzt nicht ruinieren, wenn wir das Gemüse verschenken würden, weil es wie gesagt, vielleicht ein Prozent vom Umsatz ist, aber ich meine, es hat ja auch einen gewissen Wert sozusagen. Es hat mehr Wert, also ein anständig produziertes Essen hat ja eigentlich irgendwie einen höheren Wert als nutzlose Dinge aus Plaste. Und warum sollen die Leute dann nur für nutzlose Dinge aus Plaste Kohle ausgeben und nicht für ihr Essen. Das ist überhaupt nicht einzusehen.

Und außerdem ist es noch ein Instrument, um zu unterscheiden zwischen Leuten, die sich hier einbringen und Leuten, die einfach nur zum Konsumieren herkommen. Jeder, der hier vorbeikommt, um sich in den Gastraum zu setzen und sich ein paar Bier rein zu zischen, völlig in Ordnung, soll er machen. Ich werd' bestimmt keinen Gast anmachen, dass er gefälligst mal gießen soll. Aber die Leute müssen dann eben den Schweizer Apothekenpreis bezahlen für das Gemüse und die Leute, die sich einbringen, mitmachen und sei es nur 'ne halbe Stunde am Gartenarbeitstag ein einziges Mal, die kriegen halt an den Tagen, wo sie hier mitarbeiten, den sogenannten Mitarbeiterpreis und es ist dann sehr günstig.“ (P7)

Das Statement zeigt, dass in einer als kapitalistisch auszuweisenden Logik verbleiben wird, indem über die Bestimmung eines monetären Wertes der Wert des Gemüses an sich ausgedrückt wird. Was jedoch nicht reflektiert wird: Auf diese Weise kann der Gemeinschaftsgarten nicht als ein öffentliches und für jede_n zugängliches und nutzbares Gut fungieren, sondern vielmehr wird er zu einem Ort des Konsums, welcher die Forderung nach öffentlichen Plätzen, die nicht der Kommerzialisierung verfallen, konterkariert. Die Ernteerträge werden zu einer Ware, die ganz im Sinne kapitalistischer Verwertungslogiken durch das Medium des Geldes erworben werden können. Auf diese Weise werden Konsum und Kommerzialisierung zu festen Bestandteilen des gGmbH-organisierten Gemeinschaftsgartens.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Rechtfertigungsstrategie von MA: So erklärt er, dass über die Kommerzialisierung und Preisgestaltung ein Selektionsmechanismus konstituiert werden soll, der einen Unterschied zu machen vermag zwischen Personen, die ein tiefergehendes

Interesse am Gartenprojekt aufweisen und denjenigen, die lediglich konsumieren wollen. Im Zusammenhang dazu erklärt eine andere Mitarbeiterin des Gemeinschaftsgartens, dass diese Vorgehensweise den besonderen Vorteil hätte, dass weitere Grenzziehungen nicht notwendig seien und flexible Partizipationsmodelle etabliert würden:

„Es ist halt auch um, man könnte es ja auch so machen, dass man sagt, alles gehört der Gemeinschaft, aber das würde eben gleichzeitig auch bedeuten, man ist eben in der Gemeinschaft oder nicht. Oder es würde irgendwann eine riesen Gemeinschaft, aber wo zieht man dann die Grenze zwischen du bist dabei und du bist nicht dabei. Und das finde ich auch für den Garten hier, es ist sehr, ja sehr offen ist auf eine Art. Man kann halt reinkommen, mithelfen und schon kriegt man den Mitgliedspreis und ist halt sozusagen Mitglied für einen Tag. Oder Mitmachender für einen Tag. Kann aber am nächsten Tag auch wieder gehen so ungefähr. Man muss auch nie wiederauftauchen. Es ist also recht flexibel und auf die Art angepasst an's urbane, kosmopolitische Leben.“ (P6)

Die hier als vorteilhaft herausgestellten Partizipationsmodelle, die „angepasst [sind] an's urbane, kosmopolitische Leben“, können jedoch auch weniger positiv bewertet werden. So wird SV zwar zu Recht erläutern, dass aufgrund dieser Flexibilität die Einstiegsbarrieren zunächst einmal gering erscheinen. Trotzdem sollte dieser Sachverhalt nicht darüber hinwegtäuschen, dass derart flexible und offene Strukturen das Potential einer langfristigen, sozialen Integration unter Umständen mindern.

Die Interviewpassagen verdeutlichen insgesamt zwei relevante Aspekte. Zum einen wird nicht reflektiert, dass Selektionsmechanismen, die letztendlich auf der Verfügbarkeit monetärer Mittel beruhen, notwendigerweise zu sozialen Ein- und Ausschlussmechanismen führen und soziale Ungleichheit somit (re-)produzieren. Zum anderen verweisen die als besonders vorteilhaft herausgestellten, flexiblen Strukturen des Gemeinschaftsgartens darauf, dass dieser der Logik einer neoliberal geprägten Gegenwartsgesellschaft verhaftet bleibt, indem er sich der Schnelllebigkeit und den Flexibilitätserfordernissen anpasst.

Darüber hinaus zeigt sich, dass bereits die Organisationsform der gGmbH sowie der Umstand, Urban Gardening als Geschäftsmodell zu nutzen, zu Verwertungs- und Kommerzialisierungserfordernissen führt, die die postulierten Werte der Bewegung potentiell unterwandern. Die Projekte sehen sich stets vor ökonomische Herausforderungen gestellt und sind gezwungen neben politischen, sozialen und ökologischen Interessen auch ökonomische Ansprüche in den Gartenalltag zu integrieren. Die Erwirtschaftung privater Gelder wird im Zuge dessen durch erweiterte Planungsmöglichkeiten für potentielle Projekte gerechtfertigt.

„Man hat eine gewisse Freiheit oder wir haben eine gewisse Freiheit, in dem wir zum Beispiel das Geld benutzen, da es nicht nur Stiftungsgelder sind oder Projektgelder, sondern auch ganz

viel, was wir selber entwickeln können. Und das ist auch total schön. Und alle erwirtschafteten [Mittel] sind natürlich auf eine Art relativ frei für die Verwendung.“ (P6)

Im weiteren Verlauf des Interviews wird indes deutlich, dass diese Vorgehensweise zu einer Priorisierung bezahlter Aufträge führt. Aus der einen Seite wird somit die These gestützt, dass Kommerzialisierungsprozesse stets mit Selektionsmechanismen einhergehen. Auf der anderen Seite ist jedoch auch eine weitere Lesart möglich: Indem urbane Gemeinschaftsgärten nicht als Utopien innerhalb eines leeren Raumes bestehen, sondern stets auch eine strukturelle Abhängigkeit zu ihrem Umfeld aufweisen, werden sie durch dieses beeinflusst. Die Erwirtschaftung frei verfügbarer Gelder kann daher auch als eine Notwendigkeit für die Umsetzung von Projektvorhaben in einer kapitalistisch organisierten Welt gelten, da nur über die Verfügbarkeit monetärer Mittel Freiheitsgrade geschaffen werden können.

Bis hierhin zeigt sich, dass sich in den Interviews für alle Dimensionen Entkopplungstendenzen identifizieren lassen. Ihre reflexive Zugänglichkeit fällt jedoch außerordentlich unterschiedlich aus – ist sie zum Teil für die GärtnerInnen sehr eindeutig zu benennen, scheint sie sich in anderen Fällen einem kritischen Zugang gänzlich zu entziehen. Insgesamt wird allerdings deutlich, dass das Auftreten von Entkopplung durchaus zu Konflikten und Frustration unter den GärtnerInnen führt. Diese Beobachtung deutet schließlich darauf hin, dass das Potential des urbanen Gemeinschaftsgartens, als eine Projektionsfläche divergierender Interessen und Ziele zu fungieren, durchaus Probleme evozieren kann, da nicht alle Erwartungshaltungen erfüllt werden können.

In dem nun folgenden Kapitel werden die zentralen Aspekte der theoretischen sowie der empirischen Auseinandersetzung erneut aufgegriffen und dazu genutzt, weiterführende Fragestellungen für die zweite Erhebungsphase zu formulieren.

Teil IV – Die zweite Erhebungsphase - Forschungsfragen, Methodik und Auswertungsverfahren



[Bildnachweis: Baier et al. 2013, 103]

5. Forschungsfragen, methodische Vorgehensweise und dokumentarische Analyse

5.1 Forschungsfragen

Die zentralen Ergebnisse der Explorationsstudie untermauern einige Aspekte, die durch die Beschäftigung mit der Literatur und den wissenschaftlichen Studien zu dem Phänomen bereits bekannt waren. Darüber hinaus werden jedoch auch bisher vernachlässigte Themenfelder angesprochen, die weiterführende Fragen zum Forschungsgegenstand aufwerfen. Diese werden im Folgenden aufgegriffen und unter Hinzunahme der theoretischen Prämissen der vorliegenden Arbeit spezifiziert, um sie in der zweiten Erhebungsphase zu untersuchen.

In Übereinstimmung zu den Explikationen in Kapitel 2 kann zunächst festgehalten werden, dass das Feld urbaner Gemeinschaftsgärten von einer großen Diversität gekennzeichnet ist. So fallen nicht nur die Projekte, ihre Gestaltung und Organisationsformen divergierend aus, sondern auch unter den Motivationsfaktoren und Sinnzuschreibungen der Partizipierenden lassen sich erhebliche Unterschiede feststellen. Darüber hinaus ist in der Exploration sehr gut deutlich geworden, dass der urbane Gemeinschaftsgarten aufgrund seines zentralen Charakteristikums, als Projektionsfläche dieser divergierenden und sich zum Teil sogar widersprechenden Interessenlagen zu fungieren, Interdependenzen zu außerordentlich verschiedenen Themengebieten aufweisen kann.

Ein Novum gegenüber zahlreichen Studien zu dem Phänomen sowie insbesondere gegenüber der populärwissenschaftlichen Literatur war allerdings die Präsentation von Problemen und Entkopplungstendenzen. Diese diente nicht nur dazu, eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Phänomen zu ermöglichen, sondern sie wurde im weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit auch dazu genutzt, bisher nicht bedachte Aspekte zu integrieren und weiterführende Forschungsfragen zu formulieren.

Da die Datengrundlage der Explorationsstudie nicht ausreichte, um alle Fragen, die sich bisher in den verschiedenen Diskussionssträngen ergeben haben, in der notwendigen Ausführlichkeit zu behandeln, war die Generierung einer breiteren Datengrundlage notwendig.¹³¹ Zunächst galt es daher konkretisierte Forschungsfragen zu entwickeln, die auf der bisherigen Auseinandersetzung mit dem Feld basierten. Daran anschließend wurde nicht nur ein detaillierter Erhebungsplan erarbeitet, sondern auch der Interviewleitfaden aktualisiert. Im Folgenden sollen zunächst die Forschungsfragen expliziert werden.

Ausgangspunkt der Explorationsstudie waren die Fragen, was die Menschen dazu motiviert, an urbanen Gemeinschaftsgärten teilzunehmen und worum es ihnen bei ihrem gärtnerischen Engagement geht bzw. welche Funktionen der urbane Gemeinschaftsgarten für sie erfüllt? Obwohl

¹³¹ An diesem Sachverhalt hätte auch eine Re-Lektüre der bisherigen Interviews nichts ändern können, weil der ihnen zugrundeliegende Interviewleitfaden nicht an die neu entwickelten Fragestellungen angepasst war.

die Antworten in den Interviews als außerordentlich divergierend charakterisiert werden müssen, kumulieren sie abstrahiert betrachtet in dem Punkt, dass vielen GärtnerInnen daran gelegen ist, sozialen Wandel für sich selbst und für andere zu evozieren – sei es durch Aufklärungs- und Bildungsarbeit oder aber durch Irritation und die Konstitution einer ‚Gegenöffentlichkeit‘ im städtischen Raum.¹³² Auf diese Weise rückt die These, dass urbanes Gärtnern als Krisenreaktion auf steigende Komplexitätsanforderungen der Gegenwartsgesellschaft zu verstehen sei, erneut in den Fokus. Denn es ist durchaus auffallend, dass zahlreiche Themenkomplexe, die in den Debatten der Gegenwartsgesellschaft auftauchen, von den urbanen GärtnerInnen aufgegriffen werden und auf einer lokalen sowie individuellen Ebene innerhalb des urbanen Gemeinschaftsgartens bearbeitet werden, indem alternative Lebens- und Handlungsentwürfe entwickelt und erprobt werden.¹³³

In diesem Zusammenhang sind zwei zentrale Aspekte deutlich geworden. Zunächst einmal wurde ersichtlich, dass die Idee abgewiesen werden muss, der urbane Gemeinschaftsgarten symbolisiere eine politische Resignation, die im Grunde nichts Anderes sei, als der Rückzug ins Private. So sind die Garteninitiativen zwar Refugien des Rückzugs, ohne dass dieser Sachverhalt jedoch mit einer resignierten Haltung gegenüber der Politik einhergeht. Vielmehr soll Privates und Öffentliches miteinander in Beziehung gesetzt werden, da Sozialität nicht nur ein hinlängliches, sondern auch ein notwendiges Merkmal des gärtnerischen Engagements ist.

Zweitens ist deutlich geworden, dass mit den urbanen Gemeinschaftsgärten sowohl in Bezug auf die Partizipierenden selbst als auch in Bezug auf eine größere Öffentlichkeit einen Beitrag zur Aufklärungs- und Bildungsarbeit geleistet werden soll, der sich insbesondere dadurch auszeichnet, dass er nicht nur auf der reinen Vermittlung von theoretischem Wissen basiert. Stattdessen können Interessierte praktische Erfahrungen sammeln, welche zum Teil Verwunderung und Irritation hervorrufen können. Aus der hier dargelegten Theorieperspektive drängt sich daher die These auf, dass die Erfahrungen innerhalb der Garteninitiativen potentiell entautomatisierende Effekte evozieren, die unbewusste Schemata reflexiv zugänglich machen können. Gleichzeitig könnte auf diese Weise Raum für die Integration neuer beziehungsweise alternativer Entscheidungs- und Handlungsmuster generiert werden. Inwiefern dies jedoch zu einer langfristigen Veränderung habitualisierter Schemata führen kann, ist auf Grundlage der bisherigen Datengrundlage nicht absehbar. Trotzdem verweisen die empirischen Beispiele darauf, dass es zumindest denkbar ist, dass

¹³² Gegenöffentlichkeit ist hier nicht nur inhaltlich / thematisch – in dem Sinne alternativer Denk- und Handlungsmodelle zur öffentlichen Wahrnehmung und Diskussion zu stellen – gemeint, sondern auch räumlich / gestalterisch. Im räumlichen Sinne fungiert der urbane Gemeinschaftsgarten als ein konkreter Ort, an dem die GärtnerInnen versuchen, ihre Vorstellung einer anderen und besseren Welt praktisch umzusetzen. Es ließe sich auch von Heterotopie im Foucaultschen Sinne sprechen (vgl. Foucault 1992).

¹³³ Hier sei beispielsweise an Debatten um den Klimawandel und die ökologische Krise gedacht. Aber auch Fragen nach dem guten Leben innerhalb kapitalistisch wirtschaftender Gesellschaften und sich lediglich in der Dynamik stabilisierender und aufgrund dessen stets beschleunigender Gesellschaftsstrukturen sind impliziert.

urbane Gemeinschaftsgärten als Transmitter für einen sozialen Wandel fungieren. Daher soll die erste Frage der zweiten Erhebungsphase lauten:

1.) Fungieren urbane Gemeinschaftsgärten als Transmitter sozialen Wandels?

Um diese zugegeben noch sehr übergreifend formulierte Fragestellung bearbeitbar zu gestalten, soll sie in unterschiedliche Teilfragen gesplittet werden. Diese untergeordneten Fragenkomplexe sind wiederum als Ableitungen aus der theoretischen sowie empirischen Beschäftigung mit dem Phänomen zu verstehen. Letztlich kumulieren sie jedoch auf je spezifische Art und Weise in der Beantwortung dieser übergeordneten Frage.

In der Präsentation des Forschungsstandes sind bereits zwei Studien angeführt worden, in denen die Bedeutung des sozialen Kapitals für die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten untersucht und diskutiert wurde (vgl. Firth et al. 2011; Glover 2004). Insbesondere Glover (2004) betont, dass der mit dem urbanen Gemeinschaftsgarten potentiell einhergehende Aufbau nachbarschaftlicher Netzwerke sowie die Generierung von Sozialkapital für die verschiedenen Partizipierenden sehr unterschiedliche ausfallen kann. So profitieren insbesondere diejenigen AkteurInnen von ihrer Teilnahme am Gemeinschaftsgarten, die bereits zuvor gut vernetzt waren und die sich in stabilen Sozialbeziehungen verorten konnten. Zusammenfassend lässt sich für beide Studien festhalten, dass die Verfügungsmöglichkeiten über Sozialkapital einen erheblichen Einfluss auf die Teilhabechancen am urbanen Gemeinschaftsgarten zu nehmen scheint. In den Studien wird jedoch nicht thematisiert, inwiefern die soziale Position der GärtnerInnen im sozialen Raum insgesamt und damit auch die Dispositionsmöglichkeiten über ökonomisches und kulturelles Kapital für die Partizipationschancen relevant werden.

In der Explorationsstudie zeigte sich hingegen, dass die Bedeutung dessen kaum unterschätzt werden kann. So lassen sich sowohl die Mechanismen der Fremdselektion als auch jene der Selbstselektion auf inkorporiertes kulturelles Kapital und darauf beruhenden Geschmacks- und Konsumpräferenzen zurückführen. Gleichzeitig ergibt sich auf diese Weise ein Konnex zum ökonomischen Kapital, so dass deutlich wird, dass alle Kapitalformen – soziales, kulturelles, ökonomisches – einen wichtigen Stellenwert bezüglich der Teilhabemöglichkeiten einnehmen. Aus diesem Grund ergibt sich folgende Fragestellung:

2.) Welchen Stellenwert nehmen die soziale Position der AkteurInnen im sozialen Raum sowie die damit einhergehende Verfügungsgewalt über soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital für die Partizipationschancen innerhalb des urbanen Gemeinschaftsgartens ein?

Aus den bisherigen Erläuterungen geht hervor, dass urbane Gemeinschaftsgärten sowohl in den eingangs angeführten Studien von Firth et al. (2011) und Glover (2004), als auch in der hier vorliegenden Arbeit als soziale Felder konzeptualisiert werden. Gemäß der bisherigen Ergebnisse ist davon auszugehen, dass die (re-)produzierenden Logiken in unterschiedlichen Garteninitiativen divergieren, da aufgrund der Beziehungsstrukturen innerhalb der Gärten je spezifische Spielregeln, Ein- und Ausschlussmechanismen sowie Gewinnüter relevant werden (vgl. Bourdieu 1985a / b). Daraus ergibt sich wiederum, dass die Bedeutung der unterschiedlichen Kapitalien divergieren kann.¹³⁴

Gleichzeitig ergibt sich aus der Idee, urbane Gemeinschaftsgärten als soziale Felder zu theoretisieren, die These, dass die Partizipation an den Garteninitiativen als symbolische Praxis fungiert, die nicht nur als Symbolisierung der Positionierungen der AkteurInnen im sozialen Raum interpretiert werden kann, sondern die zudem die gesellschaftliche Ordnung unbewusst und vielfach ungewollt zu (re-)produzieren vermag. Daher drängt sich folgende Fragestellung auf:

3.) Enthalten die Berichte der Befragten Hinweise auf Distinktionsmechanismen, die darauf schließen lassen, dass die symbolische Ordnung und damit einhergehend soziale Ungleichheit reproduziert wird?

Eine weitere Fragestellung, die auf diese Weise impliziert wird, lautet sodann:

4.) Inwiefern zahlt sich die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten für die GärtnerInnen aus?

Mit Bourdieu gesprochen ist die zugrundeliegende Annahme hier, dass jegliches Handeln in sozialen Feldern einen Nutzen hat und sich in Form feldspezifischer Gewinnüter ‚auszahlt‘. Was also bringt urbanes Gärtnern beziehungsweise inwiefern zahlt es sich für die AkteurInnen aus? Oder anders gesprochen: Um welche Gewinnüter wird in urbanen Gemeinschaftsgärten gespielt? Zu denken sei hier beispielsweise an den Aufbau beziehungsweise den Erhalt sozialer Beziehungen oder aber auch an die Anerkennung durch Dritte.

Neben diesen gesellschaftstheoretisch begründeten Fragestellungen soll unter Hinzunahme der automatistischen Perspektive abschließend noch einmal danach gefragt werden, inwiefern urbane Gemeinschaftsgärten zu der Entwicklung und Verbreitung alternativer Entscheidungs- und Handlungsmuster beitragen können. Daher lautet aus einer praxeologisch / automatistisch angeleiteten Lesart eine zentrale Fragestellung für die zweite Erhebungsphase, ob urbane Gemeinschaftsgärten durch entautomatisierende Effekte zu einer Bewusstwerdung habitualisierter

¹³⁴ „Vielmehr legt die spezifische Logik eines jeden Feldes jeweils fest, was in diesem Markt Kurs hat, was im betreffenden Spiel relevant und *effizient* ist, was *in Beziehung auf dieses Feld* als spezifisches Kapital und daher als Erklärungsfaktor der Formen der Praxis fungiert“ (Bourdieu 1987, 194).

Schemata und - durch den auf diese Weise generierten Raum für Neues - zu ihrer Transformation beitragen können:

5.) Kann die Partizipation an urbanen Gemeinschaftsgärten zu einer Modifikation bestehender Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata führen und auf diese Weise zu der Verbreitung alternativer Entscheidungs- und Handlungsmuster beitragen? Oder wirkt der Habitus unbewusst weiter und konterkariert die alternativen Wertvorstellungen der Gartenbewegung?

Wie bereits in der Explorationsstudie deutlich wurde, geben die empirischen Daten Hinweise für beide Interpretationslinien. Stellt man die entautomatisierenden Effekte urbaner Gemeinschaftsgärten in den Fokus und setzt diese in Analogie zu den Befunden von Heike Derwanz (2014) zur Street Art, wird das Potential für Neues sichtbar, das durch die städtischen Garteninitiativen generiert wird. Folgt man hingegen der These, dass die Partizipation an urbanen Gemeinschaftsgärten bereits habituell bedingt ist, so erscheint das von den Garteninitiativen ausgehende Transformationspotential fraglich, weil davon auszugehen ist, dass Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata bereits auf alternativen Kategorien- und Bewertungsmaßstäben beruhen.

An dieser Stelle werden die Interdependenzen, die sich zwischen den Teilfragen ergeben, deutlich: Werden die Partizipationschancen am urbanen Gemeinschaftsgarten durch die Position der AkteurInnen im sozialen Raum beeinflusst, so verweist dies aufgrund der theoretischen Verquickung von sozialer Position und Habitus sowie den bereits identifizierten Mechanismen der Fremd- und Selbstselektion auf eine habituelle Determinierung der Partizipation. Somit werden nicht nur strukturelle Merkmale, sondern auch personelle Merkmale relevant.

Diese Überlegungen verweisen zudem auf einen weiteren Aspekt, denn wird diese These verifiziert, dann erscheinen auch die zuvor postulierten Integrations-, Aufklärungs- und Bildungspotentiale im Umkehrschluss unwahrscheinlich. Die Idee, eine breite Öffentlichkeit mit den Projekten ansprechen und erreichen zu können, müsste sodann zumindest zum Teil negiert werden und das Gärtnern in urbanen Gemeinschaftsgärten wäre aus dieser Perspektive betrachtet nicht mehr als ein Mittel der sozialen Distinktion.

Im Folgenden wird es darum gehen, die methodischen Überlegungen und Arbeitsschritte der zweiten Erhebungsphase darzulegen. Daran anschließend wird eine Beschreibung der Auswertungsmethode sowie der ihr zugrundeliegenden Methodologie erfolgen.

5.2 Sampling und Interviewleitfaden

In der zweiten Erhebungsphase ging es darum, die spezifizierten Fragestellungen, die aus der Explorationsstudie entwickelt wurden, empirisch bearbeitbar zu machen. Um dies zu erreichen, war es wichtig, ein Sampling zusammenzustellen, das nicht nur kontrastierbare Fälle enthält, um möglichst weitgefaste Vergleichshorizonte entwickeln zu können, sondern diese zusätzlich entlang theoretischer Kriterien zu selektieren, die gemäß den bisherigen Ergebnissen einen potentiellen Einfluss auf die zu untersuchenden Sachverhalte aufweisen können. Folgende zwei Charakteristika wurden dabei als zentral erachtet: Die Laufzeit der Projekte (Planungs- & Aufbauphase / Ablauf- bzw. Auslaufphase) sowie die Ausprägung der Kollaboration (Individual- und/ oder Gemeinschaftsbeete).

In der Explorationsstudie wurde bereits deutlich, dass die Laufzeit der Projekte durchaus wichtig ist, da gesammelte Erfahrungswerte aus bisherigen Aushandlungsprozessen einen großen Einfluss darauf ausüben, wie mit den unterschiedlichen Herausforderungen des Gartenalltags umgegangen wird. Darüber hinaus nimmt Zeit einen wichtigen Stellenwert für die Entstehung von Routinen und Verfahrensweisen ein, die – beispielsweise durch die Reduktion von Komplexität - den Raum für neue Entwicklungen eröffnen können. Im Gegensatz zu der Explorationsphase wurde das Kriterium „Kurze Laufzeit“ beziehungsweise „Aufbau- und Anlaufphase“ jedoch auf drei Gartensaisons erweitert. Es zeigte sich, dass gerade im ersten Jahr der Fokus sehr stark auf dem rein praktischen Aufbau von Beeten und Co. liegt, so dass gestalterische Fragen und soziale Aushandlungsprozesse meist erst nach dieser sehr zielgerichteten Phase auftreten.

Das Kriterium der Kollaboration war indes von besonderem Interesse, da sich in der Exploration eindeutige Hinweise darauf ergaben, dass die Entstehung gemeinschaftlicher Strukturen stark mit dem Gemüseanbau in Gemeinschaftsbeeten korreliert, da Aushandlungsprozesse nicht nur unvermeidlich sind, sondern auch die Möglichkeiten, sich diesen zu entziehen, begrenzt sind. Im Gegensatz dazu zeigte sich, dass gerade in denjenigen Gemeinschaftsgärten, die nahezu ausschließlich über Individualbeete verfügten, spezifische Förderungsmaßnahmen wie beispielsweise Pflichtarbeitsstunden für die Gemeinschaft eingesetzt wurden, um den Aufbau gemeinschaftlicher Strukturen zu fördern. Da für die vorliegende Arbeit die Frage nach dem sozialen Miteinander außerordentlich relevant ist und daher auch in spezifizierter Form in der zweiten Erhebungsphase fokussiert wird, war dieses Kriterium von besonderem Interesse.

Aus diesen Überlegungen ergab sich folgende Matrix, entlang derer die Fälle ausgewählt wurden:

	Lange Laufzeit	Kurze Laufzeit (max. 3 Gartensaisons)
Gemeinschaftsbeete	G7	G9 G10
Individualbeete	G8	G11

Der ursprüngliche Plan, dass zum Zweck der Vergleichbarkeit nicht nur ein, sondern mindestens zwei Fallbeispiele pro Zelle untersucht werden, konnte leider lediglich für die Kategorienkombination „Kurze Laufzeit / Gemeinschaftsbeete“ realisiert werden. Die Rückmeldequoten sowie die Bereitschaft an der Studie teilzunehmen fielen außerordentlich gering aus.¹³⁵ Diese Problematik resultierte aus dem Sachverhalt, dass innerhalb der Jahre 2014 / 2015 ein regelrechter Boom um die Gemeinschaftsgärten entstanden war, der dazu führte, dass zunehmend mehr Studierende ihre Qualifizierungsarbeiten zu dem Phänomen schreiben wollten. Die Anfragen für teilnehmende Beobachtungen, Interviews und Gruppendiskussionen stieg im Zuge dessen explosionsartig an, so dass die Gemeinschaftsgärten den Zugang für ForscherInnen jeglicher Fachrichtungen einschränken mussten.¹³⁶

***** Publikation zur Gewährleistung der Anonymisierung um Fallbeschreibung gekürzt *****

Der Interviewleitfaden wurde erneut mit Hilfe des SPSS-Prinzips entwickelt (vgl. Helfferich 2005) und soll im Folgenden vorgestellt werden. Vorab sei jedoch darauf hinzuweisen, dass auch hier nur eine exemplarische Darstellung der Überlegungen erfolgen kann, die zur Konzeptualisierung angestellt wurden.

Das Interview wurde mit der Frage nach biografischen beziehungsweise soziostrukturellen Informationen zur Person eröffnet. Dazu gehörte neben dem Alter und dem Bildungsstand auch der Beruf.¹³⁷ Daran anschließend wurde danach gefragt, wie lange und in welcher Position sich die Person am Gemeinschaftsgarten engagiert, um eine garteninterne Kontextualisierung der/s Befragten vornehmen zu können. Insgesamt folgen beide Fragen zusätzlich der Prämisse, einen

¹³⁵ Die Rückmeldequote lag in dieser Erhebungsphase bei unter 50 Prozent. Hinzu kam, dass die Antwortzeiten extrem lang waren und zum Teil sogar erst nach Ablauf der Gartensaisons getätigt wurden.

¹³⁶ Im Nachhinein wurde mir vielfach erklärt, dass lediglich der Umstand, dass es sich bei der vorliegenden Arbeit um eine Doktorarbeit handle, dazu geführt habe, dass ich Zugang erhalten hatte. Bachelor- und Masterarbeiten würden inzwischen generell abgelehnt.

¹³⁷ Diese Informationen fehlten in der ersten Erhebungsphase zum Teil und machten daher die soziostrukturelle Einordnung der Befragten schwierig. Diese Problematik schlug sich sodann in der Interpretation nieder, da es dadurch teilweise schwierig war, Bezüge zwischen den getroffenen Aussagen und der Position der Befragten im sozialen Raum herzustellen.

möglichst störungsfreien Einstieg in das Interview zu gestalten, da sie leicht zu beantworten sind und auf diese Weise einen ersten Erzählfluss evozieren (vgl. Flick 2007). In ähnlicher Weise ist auch die Frage, wie der Gemeinschaftsgarten organisiert ist, zu sehen.

An diesen einleitenden Teil schloss sich ein Fragenkomplex zu den motivationalen Faktoren an. Wie bereits in der ersten Erhebungsphase ging es auch hier um die Wahl des Gemeinschaftsgartens sowie um die persönlichen Interessen.¹³⁸ Darüber hinaus wurde gefragt, welche Bedeutung die GärtnerInnen dem urbanen Gemeinschaftsgarten für die Auseinandersetzung mit den von ihnen genannten Themen zuschreiben würden.¹³⁹ Im Gegensatz zu der Explorationsphase wurde die Frage jedoch umformuliert: Warum nähern Sie sich den Themen gärtnernd an? Auf diese Weise sollte ein leichter Zugang für die Interviewten konstituiert werden. Der Abschluss dieses Themenkomplexes erfolgte durch die erneute Nachfrage, ob weitere Aspekte vorliegen, die bisher nicht thematisiert wurden.

Nach der Abfrage der motivationalen Faktoren wurden Partizipationsmöglichkeiten und potentielle Selektionsmechanismen in den Fokus gerückt. Bei diesen sensiblen Themen wurde dezidiert nach der persönlichen Einschätzung gefragt, um den Druck, der unter Umständen aus einem Spannungsverhältnis zwischen Anspruch und Wirklichkeit resultieren könnte, direkt abzumindern.¹⁴⁰ Darüber hinaus wurden weitere erzählgenerierende Fragen genutzt, falls die erste Frage keinen Gesprächsfluss evozieren konnte. So wurden die Interviewten beispielsweise gebeten zu erzählen, wie sie das erste Mal mit dem Gemeinschaftsgarten in Berührung kamen und ob sie ihren ersten Tag im Garten beschreiben könnten.

Im nächsten Fragenkomplex ging es sodann darum, die Bedeutung der Gemeinschaft zu elizitieren. Zunächst wurde daher danach gefragt, welche Bedeutung es für die Interviewten hat, dass sie gemeinsam mit anderen gärtnern? Als Kontrast wurde der Kleingarten herangezogen und direkt gefragt, wieso dies keine Option sei? Um zu erfassen, inwiefern die gemeinschaftlichen Strukturen auch außerhalb des Gartens relevant werden und der Gemeinschaftsgarten auf diese Weise sozial integrativ wirken kann, wurde daran anschließend gefragt, inwiefern sich neue Kontakte oder sogar Freundschaften durch den Gemeinschaftsgarten ergeben haben, die ohne den Garten nicht zustande gekommen wären?

Weiterführend wurde in diesem Kontext danach gefragt, was der urbane Gemeinschaftsgarten den Menschen – abgesehen von den sozialen Aspekten – gebracht hat. In der Explorationsstudie berichteten beispielsweise einige Befragte von einer Sensibilisierung für ökologische

¹³⁸ Für weitere Informationen siehe Kapitel 3.5.1.

¹³⁹ Diese Frage erwies sich in der Explorationsphase zum Teil schwierig, weil sie Irritation hervorrief. Trotzdem sollte sie beibehalten werden, da sie – zumindest in den Fällen, in denen sie nicht irritierte – interessante Aspekte hervorbrachte.

¹⁴⁰ Gemeint ist die Beobachtung aus der Explorationsstudie, dass Selektionsmechanismen die Teilhabemöglichkeiten beschränken, obwohl eine öffentliche Zugänglichkeit postuliert wird.

Herausforderungen der Gegenwartsgesellschaft. Das Ziel dieser Frage war es daher, derartige Schilderungen dezidiert abfragen zu können, da sie aufschlussreiche Hinweise für die Frage liefern konnten, ob der urbane Gemeinschaftsgarten als Transmitter sozialen Wandels fungieren kann. Im Zusammenhang damit wurde daher auch darauf eingegangen, wie das soziale Umfeld der Befragten auf ihr Engagement reagierten, um zu elizitieren, inwiefern sie durch die Partizipation soziale Anerkennung oder aber auch Ablehnung erfahren haben. Dies diene dazu, weiterführende Informationen zu der sozialen Positionierung der Befragten zu sammeln und diese mit der Idee zu verknüpfen, dass die Habitualisierung sowie das damit einhergehende inkorporiertes Kulturkapital maßgeblich zur Partizipation im Gemeinschaftsgarten beitrügen.

Daran anschließend folgten zwei etwas provokantere Fragen: Zum einen, ob die GärtnerInnen meinen, mit ihrem Engagement eine bessere Welt zu pflanzen beziehungsweise die Welt zu verändern?¹⁴¹ Und zum anderen warum sie das Gärtnern zurück in die Stadt holen wollen? Die erste Frage zielte dezidiert darauf ab, die im Zuge der Exploration entwickelte These genauer zu untersuchen, ob und inwiefern urbane GärtnerInnen ihr Engagement mit der Sehnsucht nach einer besseren, lebenswerteren Welt und der Möglichkeit, diese mit den Garteninitiativen konstituieren zu können, verknüpfen. Aus diesem Grund wurde bewusst eine provokative Vorgehensweise gewählt, um stärkere Reaktionen und somit Meinungsäußerungen hervorrufen zu können. Die zweite Frage zielte hingegen darauf ab, die Einschätzung, in welchem Verhältnis die urbanen Gärten zu ihrer städtischen Umgebung gesehen werden, abzufragen. Geht es um eine Abgrenzung oder aber um eine Einbettung der Garteninitiativen in den urbanen Raum?

Abschließend wurde nach umstrittenen Themen und Problemen gefragt. Um einen Gesprächsfluss zu generieren, wurden im Falle einer deutlich erkennbaren Hemmnis seitens der Interviewten Beispiele aus anderen Gemeinschaftsgärten angeführt.

5.3 Die dokumentarische Methode

Die Datenaufbereitung und Auswertung orientiert sich in der hier vorliegenden Arbeit insgesamt an der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack (2008). Die dokumentarische Methode ist ein rekonstruktives Verfahren, das in einigen Forschungsarbeiten bereits gewinnbringend für die Untersuchung des Habitus und seiner ihm inhärenten Wahrnehmungs- und Denkschemata eingesetzt wurde (vgl. Bohnsack 2007; Nohl 2009; Gruhlich 2016).¹⁴² Die Möglichkeiten zur Habitusrekonstruktion lassen sich durch die besondere Methodologie des Verfahrens erklären, die

¹⁴¹ Die Frage rekurriert auf den Leitgedanken „Eine bessere Welt ist pflanzbar“, welcher sowohl Name eines sozialen Netzwerkes für Gemeinschafts-, Vereins- und Firmengärten ist, als auch Titel der Dokumentarfilmreihe von Ella von der Haide, die weltweit Garteninitiativen erforscht.

¹⁴² Rekonstruktiv meint in diesem Zusammenhang, dass die Arbeitsschritte der Untersuchung im Prozess der Forschung entwickelt werden und das Verhältnis der Forschung zum Gegenstand rekonstruierend ist (vgl. Bohnsack 2008)

sich zum einen auf Grundannahmen der Ethnomethodologie nach Harold Garfinkel stützt und zum anderen Prämissen von Karl Mannheims Wissenssoziologie integriert (vgl. Meuser 2007; Bohnsack 2008).

So geht der Terminus ‚dokumentarische Methode‘ auf Harold Garfinkel zurück, der damit das Verhältnis von sozialen Phänomenen (Dokumenten) und ihnen zugrundeliegenden Ordnungsmustern beschreibt (vgl. Garfinkel 1973). Die Annahme ist hier, dass Sozialität immer intersubjektiv im Sinne eines Prozesses des sich gegenseitigen Beobachtens und Verstehens und insofern immer nur situativ hergestellt wird. Ihr Status ist daher stets prekär und kann nicht einfach als gegeben angenommen werden. Die spezifische Analyserichtung, die sich aus dieser Perspektive ergibt, ist die Frage nach dem ‚Wie‘ anstatt nach dem ‚Was‘: Wie beziehungsweise mit welchen Methoden stellen AkteurInnen soziale Wirklichkeit her?

Neben den Anschlüssen an die Ethnomethodologie sind es jedoch gerade die Übereinstimmungen mit der Wissenssoziologie Karl Mannheims, die für die Passung der dokumentarischen Methode zum Habitusbegriff von Pierre Bourdieu entscheidend sind (vgl. Meuser 2007).¹⁴³ Zunächst ist in beiden Theorien die Seins- beziehungsweise Standortgebundenheit des Wahrnehmens, Denkens und Interpretierens ein konstitutives Element. Somit beeinflussen die Zugehörigkeit zu einem spezifischen Milieu beziehungsweise die Positionierung innerhalb des gesellschaftlichen Raumes die Möglichkeiten der Welterfahrung. Aus diesen Überlegungen ergibt sich für Mannheim, dass Menschen einer ähnlichen sozialen Lage einen gemeinsamen (konjunktiven) Erfahrungsraum bilden:

„Konjunktive Erfahrungsräume stiften eine grundlegende Gemeinsamkeit, die auch zwischen Menschen gegeben sein kann, die nie in interaktiver Kopräsenz gewesen sind“ (Meuser 2007, 211).

Insofern kann die Idee der konjunktiven Erfahrungsräume mit dem Habituskonzept von Pierre Bourdieu analog gesetzt werden. Gleichzeitig schlagen sich diese Strukturzusammenhänge – genau wie beim Habitus auch – in der sozialen Praxis nieder. Trotzdem geht die Theoretisierung des Habituskonzeptes über die Thesen Karl Mannheims hinaus, indem durch die den Habitus konstituierenden Elemente (Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata) das Zusammenspiel aus konjunktivem Erfahrungsraum und Handlungspraxis erklärt werden kann. Für die analytische Anwendung der dokumentarischen Methode bedeutet dies:

„Individuelle Variationen [sozialer Praxis] basieren [...] auf einem gemeinsamen Fundament, das es in der Analyse herauszuarbeiten gilt“ (Grulich 2016, 150).

¹⁴³ Eine gute Einführung in die wissenssoziologischen Grundannahmen liefert Karl Mannheim (1995 [1929]) in seiner Monografie „Ideologie und Utopie“.

Eine weitere Übereinstimmung zwischen der Mannheim'schen Wissenssoziologie und dem Bourdieu'schen Habituskonzept ergibt sich aus der Annahme, dass jede Handlungspraxis Wissen enthält, dass an den konjunktiven Erfahrungsraum bzw. an unbewusste Schemata geknüpft ist und somit als atheoretisches, nicht diskursiv verfügbares Wissen konzeptualisiert wird.¹⁴⁴ Auf diese Weise fallen Handlungsvollzug und Verstehensleistung zusammen. Diese grundlegende Unterscheidung in diskursiv verfügbares, kommunizierbares Wissen und atheoretisches beziehungsweise dokumentarisches Wissen ist für die zwei Theorierichtungen konstitutiv (vgl. Bohnsack 2007). In beiden Fällen ergibt sich somit, dass der Zugang zu den unbewussten und nicht - kommunizierbaren Elementen des handlungsanleitenden Wissens lediglich unter Hinzunahme rekonstruktiver Verfahren gelingen kann. Dieser Sachverhalt bedeutet jedoch nicht, dass ausschließlich beobachtende Verfahren der qualitativen Forschung für eine Untersuchung der dokumentarischen Wissenskomponenten eingesetzt werden können. Vielmehr wird die These vertreten, dass auch das in Interviews entstehende Textmaterial bei korrekter Anwendung der Analyseverfahren Aufschluss dazu liefern kann (vgl. Bohnsack 2007). Aus diesen Explikationen ergeben sich zwei zentrale Vorteile der dokumentarischen Methode: Erstens die Frage nach dem Wie und zweitens die Frage nach dem Warum (vgl. Grulich 2016).

Die Auswertung mit der dokumentarischen Methode erfolgt nach einem mehrstufigem Verfahren, das aus vier Arbeitsschritten besteht: 1.) Formulierende Interpretation, 2.) Abstraktion des Orientierungsrahmens bzw. reflektierende Interpretation, 3.) Spezifizierung des Orientierungsrahmens bzw. sinngenetische Interpretation, 4.) Soziogenetische Typenbildung. Im Folgenden sollen die einzelnen Schritte kurz erläutert werden.¹⁴⁵

Die formulierende Interpretation dient der Auswahl zu analysierender Textstellen. Diese erfolgt nach dem Kriterium der Relevanz, welches sich wiederum aus den Foki, die die Interviewten selbst setzen, ergibt. Es wird daher nach sogenannten „Erlebnis- und Orientierungszentren“ (Bohnsack 2007, 233) gesucht, welche in den meisten Fällen durch interaktive oder metaphorische Dichte in Augenschein treten.¹⁴⁶ An diesen ersten Arbeitsschritt schließt sodann die Abstraktion des Orientierungsrahmens an:

„Im Zuge der Abstraktion der rekonstruierten Orientierungsfigur [...] wird nun zuerst in thematisch vergleichbaren [...] Passagen [...] nach einem analogen oder homologen Muster

¹⁴⁴ Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang vom ‚Sens pratique‘ beziehungsweise von verkörpertem Wissen ohne Bewusstsein (vgl. Bourdieu 1997).

¹⁴⁵ Natürlich werden die Interviews auch für die Analyse mit der dokumentarischen Methode zunächst transkribiert. Die Transkription muss jedoch nicht vollständig erfolgen, sondern können auch partiell vorgenommen werden (vgl. Grulich 2016).

¹⁴⁶ Trotzdem muss darauf hingewiesen werden, dass davon auszugehen ist, dass Orientierungsfiguren nicht in expliziter, sondern vielmehr in impliziter Form auftreten, da sie Teil des atheoretischen (dokumentarischen) Wissens sind (vgl. Bohnsack 2007).

gesucht, welches dort möglicherweise in ganz anderen Formulierungen zum Ausdruck gebracht wird“ (Bohnsack 2007, 234).

Erst durch den fallübergreifenden Vergleich lässt sich die Abstraktion des Orientierungsrahmens anstreben. Daher sollte sie auch relativ früh im Analysegeschehen erfolgen. Das vergleichende Element ist dabei immer das Thema, welches jedoch erst durch die Aufdeckung von Alternativen in seiner Gänze sichtbar werden kann.

„Das in den Suchstrategien bei zwei Fällen gefundene Gemeinsame bildet ein Drittes, ein Tertium Comparationis, auf dessen Hintergrund im Vergleich Kontraste deutlich werden. Dieses Tertium Comparationis findet sich in jeder Form und Phase vergleichender Interpretation“ (Nohl 2007, 263).

Der daran anschließende Arbeitsschritt läuft in entgegengesetzter Richtung und hat die Spezifizierung des Orientierungsrahmens zum Ziel. Anstatt also mit Hilfe des Fallvergleichs Gemeinsamkeiten zu entdecken, geht es nun darum, die Gegensätze und damit das Spezifische herauszuarbeiten. Neben dem fallübergreifenden Vergleich umfasst dieser Analyseschritt auch den fallimmanenten Vergleich, so dass das „[...] sukzessive fallinterne- und externe Abstrahieren und Spezifizieren [...] zu allgemeineren Interpretations- und Handlungsmustern“ (Grulich 2016, 153) führt. Auf diese Weise sollen die Habitusformen beziehungsweise die Modi Operandi, die das Handeln generieren, sichtbar werden (vgl. Bohnsack 2007).¹⁴⁷

Letzter Arbeitsschritt ist sodann die soziogenetische Analyse, die generalisierungsfähige Typiken hervorbringen soll und auf diese Weise Rückschlüsse zu den milieuspezifischen Erfahrungsräumen beziehungsweise dem sozialen Raum ermöglicht (vgl. Bohnsack 2007). Es ist zu „[...] klären, welchem spezifischen Erfahrungsraum, welcher Erfahrungsdimension oder welcher sozialen Lagerung eine generelle Orientierung zuzurechnen ist, wofür sie also typisch ist“ (Bohnsack 2007, 253). Daher kann in diesem vierten Schritt auch Wissen herangezogen werden, das nicht aus den Interviews selbst stammt, sondern im Zuge der Erhebung im Feld gesammelt wurde (vgl. Grulich 2016). Gleichzeitig wird an dieser Stelle deutlich, dass das Sampling für die soziogenetische Interpretation von besonderer Bedeutung ist, da der Vergleich ein die ganze Forschung durchdringendes Element ist. Aus diesem Grund wird die dokumentarische Methode auch als komparative Analyse bezeichnet.¹⁴⁸

„Erst der Zugang zu einander überlagernden konjunktiven Erfahrungsräumen einzelner Fälle durch die komparative Analyse mit anderen Fällen ermöglicht, valide und generalisierungsfähige

¹⁴⁷ „Mit Bourdieu und Mannheim lässt sich bei wiederkehrenden und identischen Mustern auch von „Homologien“ sprechen, die sich konsistent im Datenmaterial wieder finden, also nicht einmalig und zufällig sind“ (Grulich 2016, 153).

¹⁴⁸ Zur Bedeutung des Vergleichs siehe Nohl 2007.

Typiken zu bilden und in eine mehrdimensionale Typologie einzuordnen“ (Nentwing-Gesemann 2007, 289).

In der hier vorliegenden Arbeit ergeben sich methodisch bedingt Analysegrenzen, da die Fallzahl insgesamt sehr gering ist. Aus diesem Grund wird der vierte Analyseschritt ausgesetzt beziehungsweise lediglich in Form von einzelnen Hypothesenformulierungen bearbeitet.

Resümierend kann festgehalten werden, dass die dokumentarische Methode durch ihre ethnomethodologischen und wissenssoziologischen Einflüsse eine starke Passung mit der Theorie der Praxis von Pierre Bourdieu und dem Habituskonzept aufweist. Auf diese Weise werden der Habitus und die ihm inhärenten Wahrnehmungs- und Denkschemata in der Rekonstruktion analytisch zugänglich. Gleichzeitig ergibt sich zudem eine Passung zu den Prämissen der Automatismenforschung, da auch hier nur rekonstruktive Verfahren den Zugang ermöglichen.

Teil V – Der urbane Gemeinschaftsgarten als Transmitter eines sozialen Wandel - Eine praxeologisch – automatistisch geleitete Auseinandersetzung mit dem Phänomen urbaner Gemeinschaftsgärten



[Bildnachweis: Baier et al. 2013, 85]

6. Ergebnisse der zweiten Erhebungsphase

In den vorliegenden Teilkapiteln wird es darum gehen, die Ergebnisse der zweiten Forschungsphase zu präsentieren, die im Sommer 2016 durchgeführt wurde. Im Fokus steht dabei die Beantwortung der Forschungsfragen, die aus der theoretischen und explorativen Beschäftigung mit dem Phänomen hervorgegangen sind. Zu diesem Zweck wurden zunächst alle Interviews mit Hilfe der dokumentarischen Methode ausgewertet, um die verschiedenen Orientierungsrahmen der befragten AkteurInnen zu elizitieren. Die auf diese Weise gewonnenen Ergebnisse werden in den folgenden Teilkapiteln entsprechend der forschungsleitenden Fragestellungen thematisch untergliedert dargestellt. In Zuge dessen wird versucht, eine Korrelation mit den soziostrukturellen Informationen der Interviewten vorzunehmen. Auf diese Weise soll der dokumentarischen Methode Rechnung getragen werden. Denn obwohl eine soziogenetische Analyse aufgrund der geringen Fallzahl nicht möglich ist, erscheint die Formulierung von Hypothesen zu den milieuspezifischen Erfahrungsräumen der Befragten durchaus interessant und für weitere Forschungsvorhaben gewinnbringend.

Vorab sei zusätzlich zu betonen, dass im Verlauf der jeweiligen Teilkapitel eine fortlaufende theoretische Interpretation der elizitierten Orientierungsrahmen vorgenommen wird. Da sich aufgrund unterschiedlicher Perspektiven und Aussagen der Befragten durchaus divergierende Interpretationslinien anbieten, wird zunächst eine offene, zum Teil sogar widersprüchliche Deutung erfolgen. Diese so resultierenden Interpretationsstränge werden innerhalb des Fazits (Kapitel 7) zusammengeführt und abschließend diskutiert.

Der Aufbau des vorliegenden Kapitels gestaltet sich in umgekehrter Reihenfolge zu den in Kapitel 5.1 formulierten Forschungsfragen, da die Frage, ob - und wenn ja, inwiefern - der urbane Gemeinschaftsgarten als Transmitter für sozialen Wandel fungieren kann, maßgeblich durch die Ergebnisse zu den anderen Forschungsfragen tangiert wird. Daher wird es in Teilkapitel 6.1 zunächst um die Klärung der Frage gehen, welche Bedeutung die Positionierungen der AkteurInnen im sozialen Raum und die damit einhergehenden Verfügungsmöglichkeiten über soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital für die Partizipationschancen im urbanen Gemeinschaftsgarten einnehmen. Im Zuge dessen sollen die verschiedenen Orientierungsrahmen der AkteurInnen dargestellt werden, die Hinweise darauf geben können, inwiefern die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten habituell bedingt wird, beziehungsweise ob sich Hinweise darauf finden lassen, dass spezifische Erfahrungsräume einer sozialen Lagerung von Relevanz sind. Auf diese Weise wird gleichzeitig die Frage tangiert, inwiefern das städtische Gärtnern in einem urbanen Gemeinschaftsgarten als Distinktionshandeln theoretisiert werden kann und ob es auf diese Weise zu der Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung beziehungsweise zur Reproduktion sozialer Ungleichheit beiträgt. Ist die Partizipation an den urbanen Gemeinschaftsgärten habituell bedingt beziehungsweise an die

Positionierung im sozialen Raum gebunden, so erscheint es naheliegend, dass sie auch als Abgrenzungsmechanismus fungiert und soziale Ein- und Ausschlüsse sichtbar werden.

In direkter Verbindung mit diesen Fragen steht die in Kapitel 6.2 behandelte Fragestellung, inwiefern sich urbanes Gärtnern – in sozialer Hinsicht betrachtet - für die AkteurInnen auszahlt, beziehungsweise um welche Gewinnüter in dem Feld urbaner Gemeinschaftsgärten gespielt wird. Wie bereits erläutert ist die zugrundeliegende Annahme, dass jegliches Handeln in sozialen Feldern für die AkteurInnen einen Nutzen aufweist. Diesen gilt es für urbane Gemeinschaftsgärten herauszuarbeiten.

In Kapitel 6.3 werden sodann die Transformationspotentiale des Habitus in den Fokus gerückt: Kann die Partizipation an urbanen Gemeinschaftsgärten zu einer Modifikation bestehender Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata führen und auf diese Weise zu der Verbreitung alternativer Entscheidungs- und Handlungsmuster beitragen? Oder wirkt der Habitus unbewusst weiter und konterkariert die alternativen Wertvorstellungen der Gartenbewegung?

Impliziert die Fragestellung zunächst eine Analyse auf persönlicher Ebene, so soll diese mit Hilfe der Ergebnisse aus den Teilkapiteln 6.1 und 6.2 sodann auf eine abstraktere Ebene gehoben werden. Darüber hinaus wird aus einer automatistischen Perspektive danach gefragt, inwiefern die Transformation habitueller Schemata im Sinne einer Entautomatisierung theoretisiert werden kann, sodass unter Hinzunahme der These, dass der Zerfall von Automatismen mit ihrer Neukonstitution einhergeht, die Idee, der urbane Gemeinschaftsgarten trage zu der Verbreitung alternativer Entscheidungs- und Handlungsmuster bei, erneut in den Fokus rückt. Letztendlich leiten diese Überlegungen sodann zu der eingangs formulierten Fragestellung über, ob urbane Gemeinschaftsgärten als Transmitter für sozialen Wandel fungieren können.

6.1 Habitus und Urban Gardening – Die Bedeutung sozialer Positionierungen für die Partizipation an urbanen Gemeinschaftsgärten

Das vorliegende Teilkapitel wird sich der Frage widmen, welche Auswirkungen die Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum auf die Partizipationschancen im urbanen Gemeinschaftsgarten aufweist. In Kapitel 4.2.2 dieser Arbeit wurde bereits darauf hingewiesen, dass insbesondere Mechanismen der Fremd- und Selbstselektion als Partizipations- und Integrationshindernisse urbaner Gemeinschaftsgärten ausgewiesen werden können. Diese scheinen - aus einer raumsoziologischen Perspektive betrachtet - ihren Ursprung in Habituspräferenzen zu haben (vgl. Löw 2015).

In der Explorationsstudie konnte aufgrund einer mangelnden Datengrundlage nicht gezeigt werden, ob die Teilnahme am urbanen Gemeinschaftsgarten unter Umständen bereits habituell

bedingt wird und welche Rolle daher der Erfahrungsraum der AkteurInnen beziehungsweise ihr soziostruktureller Hintergrund einnehmen. Im Folgenden wird daher in einem ersten Schritt versucht, die verschiedenen habituell bedingten Präferenzen herauszuarbeiten und diese – zumindest versuchsweise in Form von Hypothesen – mit dem Erfahrungsraum der Interviewten in Verbindung zu setzen. Erst daran anschließend wird es um die Frage nach dem distinguierendem Potential der Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten gehen.

Zunächst einmal finden sich in allen Interviews Hinweise darauf, dass die Fragen, ob und wenn ja, was mit dem urbanen Gemeinschaftsgarten erreicht werden soll und welche Aspekte als feste Bestandteile des Phänomens betrachtet werden, zu potentiell konfligierenden Aushandlungsprozessen führen, die wiederum soziale Ein- und Ausschlüsse produzieren. Für die hier vorliegenden Fälle fallen insbesondere zwei entgegengesetzte Orientierungsrahmen ins Auge, die zusammengefasst wie folgt überschrieben werden können: „Urbanes Gärtnern als Entspannung“ versus „Mit dem urbanen Gemeinschaftsgarten etwas schaffen“ – sei es nun für sich selbst oder aber auch für andere StadtbewohnerInnen.¹⁴⁹

Entlang dieser zwei Figuren lassen sich Aushandlungsprozesse und Konflikte nachzeichnen, die soziale Ein- und Ausschlussmechanismen sichtbar werden lassen, da sie zum Teil sogar das Ausscheiden von GärtnerInnen zur Konsequenz haben. Im Folgenden sollen drei exemplarische Beispiele ausführlich besprochen werden, die derartige Prozesse besonders anschaulich verdeutlichen. Zunächst handelt es sich um den Fall des Gemeinschaftsgarten G10, in dem die divergierenden Orientierungsrahmen zum Ausscheiden einer Mitgärtnerin führten, obwohl kein offener Konflikt in der Gartengruppe entstand. Daran schließt sich die Analyse des Falls G11 an, die die formulierten Thesen zu G10 untermauern wird. Drittens wird der Fall GE_EF behandelt, in dem aus unterschiedlichen ästhetischen Ansprüchen an den urbanen Gemeinschaftsgarten lautstarke Konflikte und Grundsatzdiskussionen resultierten.

Folgende Interviewpassage ist dem Gemeinschaftsinterview P20 entnommen:

WA: [...] hier, die Spanierin. Die kam nur ein paar Mal, der war das zu hierarchisch, hat sie gesagt.

JM: Hierarchisch?

KÜ: Bei einem nicht hierarchischem System.

WA: Die konnte auch, ob das nun am Menschentyp lag oder so, die konnte auch gut und gerne hier drei Stunden sitzen. Wenn wir uns aber nur einmal in der Woche treffen und wir setzen uns dann nur drei Stunden hier her, dann wird hier nichts. Ob wir ihr das mal indirekt gesagt haben, ob ihr das aufgefallen war oder was, die kam dann nicht mehr. Die wollte lieber sitzen.

¹⁴⁹ „Etwas“ ist in diesem Zusammenhang bewusst gewählt worden, da dieses zunächst unbestimmte Füllwort je nach InterviewpartnerIn divergierend gefüllt wird. Hier zeigt sich somit eine direkte Verbindung zu der in Kapitel 4 formulierten These, dass der urbane Gemeinschaftsgarten als Projektionsfläche unterschiedlichster Interessen dient.

JM: Aber sie durfte nicht sitzen?

WA: Die durfte, doch! Aber wahrscheinlich hat's ihr dann auch nicht so gefallen, weil keiner zum Quatschen da war. Es gibt ja auch ganz verschiedene Typen. Nicht nur, weil sie aus verschiedenen Kulturen kommen. Es kommt ja dazu, dass es auch immer verschiedene Typen sind. Interessant finde ich das.

JM: Aber ist das auch manchmal schwierig?

*KÜ: Es ist wirklich sehr schwierig. Ich habe nichts dagegen, wenn Leute hier in den Garten kommen zum Beispiel und wollen wirklich einfach sitzen und den Garten genießen. Was mich stört ist, wenn ich etwas machen will und dann habe ich jemanden, der mir am Pelz hängt und will eine Tour durch den Garten haben, dass ich die also entertaine für eine Stunde, wenn ich eigentlich hier bin und will mich einfach mit Leuten über den Garten unterhalten und am wichtigsten ist wirklich einfach, die Dinge zu erledigen. Wir schaffen es nicht alle zusammen, das zu schaffen, was zu schaffen ist.“
(P20)*

In der Passage erzählt WA von einer ehemaligen Mitgärtnerin, die den Gemeinschaftsgarten jedoch relativ schnell wieder verlassen hat, weil sie ihr Anliegen, den Garten für Entspannung und sozialen Austausch zu nutzen, nicht umsetzen konnte. Im Verlauf des Gesprächs wird deutlich, dass sowohl WA als auch KÜ den Orientierungsrahmen, dass in dem Gemeinschaftsgarten etwas geschafft werden solle, vertreten und sie der Auffassung sind, dass dieses „Etwas“ nur durch Mühe, stete Arbeit und hohen Zeitaufwand zu erreichen ist. Das Interesse der „Spanierin“, den Gemeinschaftsgarten nahezu ausschließlich zur Entspannung zu nutzen, wird oberflächlich zwar toleriert – insofern es nicht zu einer Störung der Gartenarbeit führt; allerdings treten im Zuge einer zweiten Betrachtung Hinweise auf Ein- und Ausschlussmechanismen in den Vordergrund.

Zum einen fällt die Beschreibung „zu hierarchisch“ auf, die laut WA von der spanischen Mitgärtnerin als Erklärung für ihr zukünftiges Fortbleiben genutzt wurde. Der Begriff der Hierarchie impliziert ein System aus Unter- beziehungsweise Überordnung und verweist somit darauf, dass – zumindest gemäß dem Empfinden der ehemaligen Gärtnerin – ihre Bedürfnisse nach Entspannung und Sozialkontakten weder von anderen GärtnerInnen geteilt wurden, noch akzeptiert waren. Insofern erscheint der Orientierungsrahmen „Mit dem Garten etwas schaffen wollen“ für das Fallbeispiel G10 zu dominieren. Aufgrund der Gegensätze, die die Orientierungsrahmen aufweisen, erklärt sich, wieso das Ziel, den Gemeinschaftsgarten vornehmlich als Ort der Entspannung und des Austausches zu nutzen, nicht zu einer langfristigen Integration in das Gemeinschaftsgefüge des Gartens führen konnte. Dieser Eindruck wird auch auf der sprachlichen Ebene untermauert: So erklärt KÜ, dass es „am wichtigsten“ ist, „die Dinge einfach zu erledigen“. Auf diese Weise wird nicht nur ein Fokus gesetzt, sondern es findet auch eine Priorisierung von Verhaltensweisen statt.

Für das exemplarische Beispiel G10 lassen sich daher zwei wesentliche Aspekte sozialer Ein- und Ausschlüsse herausstellen: Zum einen die Selbstselektion, die von der ausgeschiedenen Gärtnerin vorgenommen wird. Und zum anderen die Fremdselektion, da WA erklärt, dass das als abweichend empfundene Verhalten zwar geduldet wurde, jedoch nicht zu sozialem Austausch beziehungsweise zu sozialer Interaktion führten. Abstrahiert von dem vorliegenden Fallbeispiel liegt somit die These nahe, dass die Passung von Orientierungsrahmen einen wichtigen Einfluss auf Selektionsmechanismen ausübt.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die fehlende Passung zwar wahrgenommen wird, ohne jedoch zu einer Reflexion der dadurch ausgelösten Mechanismen zu führen. So weist bereits die ironische Anmerkung von KÜ, dass ein nicht-hierarchisches System als hierarchisch empfunden wurde, darauf hin, dass eine bewusste Auseinandersetzung mit den Ausschlussmechanismen, die von der Gartengruppe potentiell ausgegangen sind, nicht stattfindet. Mehr noch: Diese werden geradezu kategorisch ausgeschlossen. Die Entscheidung, nicht mehr am Gemeinschaftsgarten partizipieren zu wollen, wird gänzlich der Verantwortlichkeit der ausgeschiedenen Gärtnerin zugeschrieben. Die Bemerkung von WA, dass es eben unterschiedliche „Typen“ gibt, untermauert diesen Eindruck. Empfindet WA diese Differenzen durchaus noch als spannend, sind diese bei KÜ negativ besetzt.¹⁵⁰

Versucht man die Interviewpassage aus der hier genutzten Theorieperspektive zu deuten, so ließe sich mit Bourdieu festhalten, dass „man nicht jeden mit jedem zusammenbringen kann [...]“ (Bourdieu 1985b, 14). Die fehlende Passung von Orientierungsrahmen entspricht dabei einer mangelnden sozialen beziehungsweise habituellen Passung, die aus theoretischer Sicht auf divergierende Erfahrungsräume zurückgeführt werden kann. Auf diese Weise betrachtet legt das exemplarisch herangezogene Fallbeispiel G10 die These nahe, dass die hier beschriebenen Ein- und Ausschlussmechanismen des urbanen Gemeinschaftsgartens auf habituelle Differenzen zwischen den AkteurInnen zurückgeführt werden können.

Auch das folgende Fallbeispiel G11 untermauert diese Annahmen. So berichtet die Interviewte JE in der nachstehenden Passage von dem Ausscheiden einiger GärtnerInnen aus dem Gemeinschaftsgarten:

„Wir haben gemerkt, wir hatten eine Zeit lang so Leute, die hingen hier immer nur rum, weil sie so ein paar Kisten hatten. Die haben sie immer gegossen, haben sich aber nie eigentlich engagiert. [...] Und dann haben aber die Leute, die beim [Projekt] dabei waren [...], die haben angefangen noch mehr halt zu machen, sich richtig damit zu beschäftigen, intensiv. Nicht einfach 'ne Kiste, sondern wirklich was Schönes draus zu machen.“ (P23)

¹⁵⁰ Es muss festgehalten werden, dass KÜ insgesamt betont, dass er als freischaffender Künstler bereits mit außerordentlich heterogenen Menschen in Kontakt käme und diese Form des sozialen Austausches daher nicht sein zentrales Anliegen an den Gemeinschaftsgarten sei. Ihm gehe es vielmehr darum, Themen konstruktiv zu bearbeiten, die er als potentiell lebensbedrohlich empfindet wie beispielsweise den Klimawandel.

Wie bereits für den Gemeinschaftsgarten G10 herausgearbeitet werden konnte, zeigt auch das vorliegende Zitat, dass für den Fall G11 eine dominierende Orientierung an der Figur „Mit dem Garten etwas schaffen“ vorliegt. Durch die Verwendung der Worte „mehr“ und „intensiv“ verdeutlicht JE, dass in ihren Augen die „richtige“ Umsetzung der Idee städtischer Gemeinschaftsgärten nicht dadurch konstituiert werde, dass die partizipierenden Personen lediglich „rumhängen“ und „gießen“: „Nicht einfach ‘ne Kiste“, sondern „wirklich was Schönes“ solle resultieren. Somit wird auch hier eine Fokussierung auf müßige Inaktivität ausgeschlossen. Stattdessen stehen für JE weitreichendere Schaffensprozesse im Zentrum des gärtnerischen Engagements, da sich Urban Gardening durch ein „Mehr“ auszeichne, das nicht allein das Gärtnern als bloßes Hobby impliziert.¹⁵¹ Auch in dem Fall G11 kam es zu dem Ausschluss der GärtnerInnen, die das urbane Gärtnern nicht gemäß dem dominierenden Orientierungsrahmen umsetzten.

Aber nicht nur Diskussionen um das angemessene Maß des Engagements können soziale Ein- und Ausschlüsse produzieren, sondern auch die Frage nach ästhetischen Maßstäben birgt Konfliktpotentiale – wie das folgende Fallbeispiel G7 zeigt. Obwohl der abstrakte Orientierungsrahmen „Mit dem urbanen Gärtnern etwas schaffen“ bei den Beteiligten zu konvergieren scheint, lässt dieser einen derart großen Interpretationsspielraum zu, dass ihm konfligierende Orientierungen inhärent sein können. So erläutert der Interviewte KO auf die Frage, warum Gemeinschaftsbeete und nicht Individualbeete genutzt werden:

„KO: Ich sag mal so, die Notwendigkeit¹⁵² hatte sich mal ergeben, weil es gab von einigen Leuten Beschwerden, dass die Beete ungepflegt sind. Dass wir das nicht schaffen. Und dann wurde das als Lösungsansatz präsentiert. Da aber [...] die Hauptquerulantin gegangen ist, ja, hatte sich dann, dadurch war das dann nicht mehr notwendig, ne?“

JM: Also war das intern bedingt?

KO: Intern kam halt der Wunsch auf: Wir müssen das schöner machen. Es genügt nicht mehr den Ansprüchen in ästhetischer Weise, Hinsicht. Und dann als Lösungsansatz war ihr das, halt so ein Individualbeet [...] Aber ja, wie gesagt, da die Beschwerdefront dann abgerückt ist, gab es keine Notwendigkeit dann jetzt irgendwie sowas einzuführen.“ (P15)

Das hier als „Abrücken der Beschwerdefront“ beschriebene Ausscheiden besagter Gärtnerin wird im weiteren Verlauf des Interviews erneut thematisiert:

¹⁵¹ Die Äußerungen von JE lassen sich vor dem Hintergrund ihres veganen Lebensstils und der Betonung, dass sie mit ihrem Engagement vor allem den Schutz von Bienen unterstützen wolle, als ein konstitutives Element ihres Identitätsprojektes ausweisen. So verortet sie das Gärtnern in der Stadt stets in einem breiteren politischen Kontext und spricht ihm einen übergeordneten Sinn zu, der für ihr Leben richtungsweisend war. Auf diesen Aspekt gilt es im weiteren Verlauf dieses Kapitels genauer einzugehen.

¹⁵² KO spricht hier von der Notwendigkeit, die Frage, ob Gemeinschafts- oder Individualbeete genutzt werden, in der Gruppe zu diskutieren.

„[...] die war sehr wichtig für den Garten, die war eine hervorragende Pflanzlerin und das hat sich dann halt zerstritten. War sehr schade, aber ging halt nicht, weil die Ansprüche dann zu hoch waren auch. Also die Person hatte zu hohe Ansprüche und dann gab's häufiger Streit und Schreierei hier. Das war dann nicht mehr schön.“ (P15)

Zunächst einmal untermauert das Fallbeispiel G7, dass stets von einer Interdependenz aus Selbst- und Fremdselektionsmechanismen ausgegangen werden muss. Die Aushandlungsprozesse, die in dem vorliegenden Fall offene Konflikte evozierten, sind letztlich auch hier auf einen Mangel an sozialer Passung zurückzuführen. Dies wird insbesondere unter Hinzunahme des Habituskonzeptes deutlich, da die konfliktauslösenden Ansprüche an die Ästhetik des Gemeinschaftsgartens als ein Teil des Geschmacks zu den Denkschemata zugehörig theoretisiert werden können. Auf diese Weise rücken somit die Bedeutung der Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum sowie die damit in Verbindung stehenden habitualisierten Schemata in den Fokus der Analyse.

Wie bereits in den theoretischen Kapiteln dieser Arbeit erläutert, dienen die dem Habitus inhärenten Denkschemata den AkteurInnen dazu, die von ihnen wahrgenommene Welt zu klassifizieren und in eine kognitive Ordnung zu bringen (vgl. Bourdieu 1987). Der Geschmack konstituiert die ästhetischen Maßstäbe dieser alltagstheoretischen Klassifikationsmuster und ist als Teil des Habitus durch Habitualisierungsprozesse und somit durch die sozialen Erfahrungsräume der AkteurInnen bedingt. Der Geschmack ist also immer auch Ausdruck der spezifischen Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum. Insofern bedingt er, dass die Praktiken der AkteurInnen zu Mitteln der Distinktion werden und die symbolische Ordnung (re-)produzieren. Bourdieu erklärt in diesem Zusammenhang: „[...] jede Praxis ist conspicuous, ist sichtbar, gleichviel ob sie vollzogen wurde, um gesehen zu werden, oder nicht; sie ist distinktiv, Unterschied setzend, gleichviel ob jemand mit ihr die Absicht verfolgt oder nicht [...]“ (Bourdieu 1985b, 21).

Bezieht man diese Überlegungen auf die hier dargestellten Fallbeispiele, so wird deutlich, dass diese erste Hinweise darauf liefern, dass die Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum einen durchaus wichtigen Stellenwert bezüglich der Partizipations- und Integrationschancen im urbanen Gemeinschaftsgarten ausmachen. Der Aspekt der sozialen Passung ist – genau wie in anderen sozialen Feldern auch – außerordentlich relevant und führt zu Selektionsmechanismen, welche den in den urbanen Gemeinschaftsgärten postulierten Wert der absoluten Offenheit zu unterwandern scheinen.¹⁵³

In der Explorationsstudie wurde wiederkehrend aufgezeigt, dass die Integration von Personen mit unterschiedlicher sozialer Herkunft und verschiedenartigen Interessen beziehungsweise Persönlichkeitsmerkmalen den urbanen GärtnerInnen ein besonderes Anliegen ist. Im Zuge dessen

¹⁵³ Zu den Potentialen und Problemen mit dem Postulat der Offenheit siehe auch Kapitel 4 dieser Arbeit.

wurde das In-Berührung-Kommen mit unterschiedlichsten Menschen als persönliche Bereicherung herausgestellt. Gleichzeitig zeigten sich hier jedoch eindeutige Entkopplungstendenzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit – nicht nur, weil realiter eine große Ähnlichkeit unter den GärtnerInnen bezüglich eines grundlegend vorhandenen Interesses an Nachhaltigkeitsthemen ausgewiesen werden konnte. Sondern weil diese in den meisten Fällen auch den Versuch, alternative Lebens- und Vergemeinschaftungsformen zu erproben, befürworteten. Die daraus resultierende These, dass Selbst- und Fremdselektion durchaus einen zentralen Stellenwert einzunehmen scheinen, kann nun aus einer weiteren Perspektive untermauert werden, die wesentlich dezidierter auf die Bedeutung der sozialen Positionierung und des Habitus hinweist. Heterogenitäten scheinen in den urbanen Gemeinschaftsgärten nur innerhalb klar umgrenzter Rahmen toleriert zu werden, da soziale Passung maßgeblich über kongruierende Orientierungsrahmen konstituiert wird. Diese basieren wiederum auf den Erfahrungsräumen der AkteurInnen und ihrer in der Habitualisierung inkorporierten Schemata.

Auf diese Weise begründet sich wiederum ein starker Bezug zu der Bedeutung der Verfügungsmöglichkeiten über die verschiedenen Kapitalformen, die Bourdieu in seiner Theorie beschreibt. In den hier vorliegenden Fallbeispielen steht insbesondere das kulturelle Kapital im Fokus, da alltagstheoretische Klassifikationsmuster und der Geschmack als besonders relevant ausgewiesen werden können. Auf diese Weise kann eine weitere These, die in der Explorationsstudie entwickelt wurde, untermauert werden. So scheinen nicht alle Kapitalien von gleicher Relevanz zu sein, sondern insbesondere das im Verlauf der Habitualisierung erworbene, inkorporierte Kulturkapital scheint einen zentralen Stellenwert einzunehmen.¹⁵⁴

Diese Annahme wird zusätzlich durch die Schilderungen von IN gestützt, die den soziostrukturellen Kontext der urbanen GärtnerInnen des urbanen Gemeinschaftsgartens G8 beschreibt:

„IN: Wenn wir zur Gartensaison bekannt geben, dass wieder Beete frei sind, dann melden sich auch ganz unterschiedliche.

JM Ganz unterschiedliche Menschen?

IN: Ja. [...] Na, vielleicht sind sie gar nicht so unterschiedlich. Keine Ahnung. [...] Also letztes Jahr haben wir so eine Umfrage gemacht, da haben auch 100 Leute teilgenommen und insofern ist es auch gar nicht so unrepräsentativ. Wir haben denen 10 Fragen gestellt. [...] Also ist schon eher so, ich glaube, es ist schon nicht ganz einfach, wenn du jetzt gar nicht ausgebildet bist oder so, hier so

¹⁵⁴ Auch die Partizipation von WA an dem Gemeinschaftsgarten G10 untermauert diese Annahme, denn WA ist bereits seit mehreren Jahren arbeitssuchend und verfügt – wie er selbst sagt – nur über sehr geringes ökonomisches Kapital. Er ist jedoch ländlich aufgewachsen, hat zahlreiche Gartenerfahrungen gesammelt und befasst sich gern mit ökologischen Fragestellungen und Nachhaltigkeitsthematiken. Er sagt von sich selbst, dass er die Natur braucht.

anzuknüpfen. [...] Ich würde mal sagen, ich kann es jetzt nur grob überschlagen, aber vom Bildungshintergrund haben vielleicht 30 Prozent eine Ausbildung und der Rest hat studiert.“ (P18)

Die Erläuterungen von IN zeigen, dass der soziostrukturelle Kontext der GärtnerInnen bezüglich des Bildungs- und Kulturkapitals eher homogen ausfällt. Mit schätzungsweise 70 Prozent ist der partizipative Anteil von aktuellen und ehemaligen Studierenden verhältnismäßig hoch. Insofern erscheinen andere Faktoren wie die Verfügbarkeit von ökonomischem und / oder sozialem Kapital zunächst weniger relevant zu sein.¹⁵⁵

In diesem Zusammenhang sind zudem die Äußerungen der Gärtnerin GE interessant, die in dem von IN initiierten Gemeinschaftsgarten G8 aktiv ist. GE erklärt, dass sie das Publikum im Garten durchaus als sehr heterogen empfindet, aber dass es kaum zu Interaktionen unter den verschiedenen sozialen Gruppierungen käme:

„GE: Es ist ja eben das Besondere, dass es diese Durchmischung gibt und dass die ja auch nicht ausgeschlossen werden. Diese Mädchen zum Beispiel, die dann immer kommen und so. Oder eben Flüchtlingskochen. Es ist ganz bunt gemischt. Aber für mich gibt es jetzt da nicht so viele Vermischungen.

WF: Gibt es auch nicht. Die machen da ihr Ding.“¹⁵⁶

JM: Und das ist auch ok?

WF: Wäre besser, wenn es alles ein bisschen homogener wäre.

JM: Woran liegt es Deiner Meinung nach, dass keine Durchmischung stattfindet?

GE: Also ich würde sagen, es hat hier was mit der Größe zu tun. Wenn man Menschen anbinden möchte, müssen auch immer dieselben da sein, die auch diese Gemeinschaft zusammenhalten oder einbinden. Und hier ist natürlich ein Kommen und Gehen und alle machen soweit nach ihrem Interesse mit.“ (P17)

Die eingeschobene Anmerkung von WF, dass jede Gruppe ihr „eigenes Ding“ im Gemeinschaftsgarten mache und dass sie sich wünschen würde, dass das Gartengefüge homogener ausfallen würde, bekräftigt die Aussage von GE, dass zwar viele unterschiedliche Menschen von der Freifläche des Gemeinschaftsgartens angezogen werden, aber dass es dennoch nicht zu einer Vergemeinschaftung der unterschiedlichen Personengruppen kommt. GE weist die Größe des urbanen Gemeinschaftsgartens G8 als einen zentralen Faktor für die Problematik aus. Tatsächlich handelt es sich bei dem Gemeinschaftsgarten G8 um das Fallbeispiel, das mit Abstand über die größte Freifläche verfügt. Genaue Zahlen liegen leider nicht vor. Allerdings drängt sich im Zuge der Interpretation der Interviewpassage zunehmend der Eindruck auf, der urbane Gemeinschaftsgarten sei mit öffentlichen

¹⁵⁵ Leider wurde in der Studie von G8 nicht der aktuelle berufliche Status der ProbandInnen abgefragt.

¹⁵⁶ WF ist eine Frau, die mit GE am Tisch saß, allerdings nicht am Interview teilnehmen wollte. An diesem Punkt bringt sie sich jedoch kurz in das Gespräch ein.

Grünflächen beziehungsweise städtischen Parkanlagen vergleichbar, denn auch dort treffen Menschen aufeinander, ohne dass dadurch soziale Interaktion, Austausch oder Vergemeinschaftungsprozesse initiiert würden.

Diese Idee wird zusätzlich durch folgende Schilderung von GE verstärkt:

„Da hinten sitzt jetzt eine Gruppe, die sind seit drei Uhr besoffen. Der junge Mann gehört da auch dazu. Und die sitzen da in dem Zelt und lassen mit Sicherheit nachher all ihre Bierdosen da liegen. Die nehmen sie nämlich nicht mit. Und sowas haben wir natürlich auch oft. Es zieht Leute an, weil es ist natürlich auch nett, man kann sich da hinsetzen. Und das ist natürlich auch ein bisschen unüberschaubar, weil sich nicht alle kennen.“ (P17)

Die Interviewpassage erinnert an die Beschwerden erzürnter StadtbewohnerInnen über missbräuchliche Nutzungspraktiken öffentlicher Grünflächenanlagen. Durch die Aussage von GE, dass innerhalb des Gemeinschaftsgartens eine ausgeprägte Anonymität herrsche, wird dieser Eindruck bekräftigt. Somit bedürfe es großer Anstrengung, eine Vergemeinschaftung der heterogenen sozialen Gruppierungen innerhalb des Gemeinschaftsgartens G8 zu fördern. Dieser Sachverhalt wird auch von IN bestätigt: Es ist „super schwierig Leute in die Gemeinschaft zu integrieren“.¹⁵⁷

Das Fallbeispiel G8 stützt somit die Interpretation, dass die Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum und ihre Habitus einen entscheidenden Einfluss auf die Partizipations- und Integrationschancen ausüben. Soziale Passung basiert dabei auf den inkorporierten Schemata des Habitus, die sich insbesondere durch ihre Unbewusstheit charakterisieren lassen und deswegen nur sehr bedingt der Reflexion zugänglich. Aus dieser Perspektive wird die Unzugänglichkeit, mit der sich die GärtnerInnen in Bezug auf das Wirken von Fremd- und Selbstselektionsmechanismen konfrontiert sehen, nachvollziehbar. Soziale Ein- und Ausschlüsse in urbanen Gemeinschaftsgärten konstituieren sich ohne die Intention der beteiligten AkteurInnen oder - aus der Perspektive der Automatismen-Forschung gesprochen – „im Rücken der Beteiligten“ (Eke et al. 2014, 9).

Aber nicht nur die generellen Teilnahmemöglichkeiten sind ungleich verteilt, auch die Partizipation an garteninternen Entscheidungsprozessen wird durch die soziale Passung tangiert. In diesem Zusammenhang soll erneut das Fallbeispiel G10 herangezogen werden, in dem konfligierende Orientierungsrahmen bereits als relevante Faktoren für die Partizipationschancen herausgestellt wurden. Auch die nachfolgende Passage ist innerhalb des abstrakten Orientierungsrahmens „Mit dem urbanen Gemeinschaftsgarten etwas schaffen“ zu kontextualisieren, da sehr stark betont wird,

¹⁵⁷ Greift man an dieser Stelle noch einmal auf die Überlegungen der Explorationsstudie zurück, dass die Entwicklung gemeinschaftlicher, reziproker Beziehungsstrukturen insbesondere aus automatistischer Perspektive als das Ergebnis einer unplanbaren und bottom-up verlaufenden Strukturentstehung zu theoretisieren ist, dann ist ohnehin fraglich, inwiefern die aktive Förderung der Vergemeinschaftung zuträglich wäre.

dass die Ausprägung des persönlichen Engagements innerhalb der Garteninitiative einen legitimen Einfluss darauf ausübt, wie stark diese in Entscheidungen einbezogen werden:

„KÜ: Hier sind manche Leute, die sehr viel Zeit und Energie investieren und dann kommen andere Leute und machen einfach ihre halbe Stunde am Samstag und wollen sozusagen gleiche Rechte haben, gleiche Stimmrechte haben und dann denke ich auch manchmal: Ok, eine Stimme für jeden, ich bin mir nicht so sicher. Es ist ein bisschen mehr, wer hat sehr viel Zeit und Energie investiert und wer möchte es gerne leicht haben.“ (P20)

KÜ erläutert in der Passage, dass er eine Gleichberechtigung innerhalb des Gemeinschaftsgartens nur unter der Prämisse befürwortet, dass sich alle Mitglieder gleichermaßen in die Gartenarbeit einbringen. Er bemängelt, dass das Engagement realiter sehr unterschiedlich ausfällt und dass Personen, die nur sehr wenige Ressourcen für den Gemeinschaftsgarten aufwenden, unrechtmäßig die gleichen Teilhabechancen in Entscheidungsfragen einfordern. Interessant ist die Zuschreibung, dass besagte Personen „es gerne leicht haben“, da an dieser Stelle eine Charakterisierung der entsprechenden GärtnerInnen erfolgt. Abstrahiert betrachtet kann KÜs ablehnende Haltung als ein Ausdruck mangelnder Passung gedeutet werden und insofern scheinen sich Hinweise darauf zu ergeben, dass die habituelle Konvergenz auch für die langfristigen Teilhabe- und Integrationsaussichten relevant zu sein scheint. Aus dieser Perspektive betrachtet, würden sodann die in allen Fällen bemängelten hohen Fluktuationsraten nachvollziehbar, da eine langfristige Integration heterogener Bevölkerungsgruppen zunehmend unwahrscheinlicher erscheint.¹⁵⁸

In der bisherigen Analyse wurden bereits Verbindungslinien zum Geschmack und zum kulturellen Kapital angerissen. Im Zuge dessen wurde auch der distinguierende Faktor sozialer Praktiken herausgestellt. Dieser theoretischen Perspektive folgend fällt für die vorliegenden Interviewdaten auf, dass die ProbandInnen allesamt einen mehr oder weniger offensichtlichen Hang zur Alternativität beziehungsweise zu alternativen Lebensentwürfen aufweisen, mit denen sie sich von der Mehrheitsgesellschaft absetzen versuchen. Aus diesem Grund soll es im Folgenden zunächst darum gehen, „Alternativität“ als einen zentralen Orientierungsrahmen der befragten GärtnerInnen zu erarbeiten und die ihm inhärenten Elemente anhand exemplarischer Interviewpassagen genauer zu explizieren. In einem zweiten Schritt wird sodann die Frage nach den damit einhergehenden distinguierenden Potentialen gefragt.

Ein zentrales Element des Orientierungsrahmens „Alternativität“, das bereits in der Explorationsstudie wiederkehrend aufgefallen war, ist die Ablehnung der kapitalistischen

¹⁵⁸ In der Explorationsstudie hat sich bereits gezeigt, dass die GärtnerInnen versuchen, dem Phänomen durch eine gezielte Auswahl zukünftiger Mitglieder entgegenzuwirken. So müssen Interessierte sich zunächst beweisen und glaubhaft darstellen, dass sie sich langfristig engagieren wollen. Derartige Praktiken finden sich auch in dieser Erhebungsphase. Insgesamt verweisen sie jedoch aus der hier dargelegten Perspektive erneut darauf, dass die GärtnerInnen versuchen, eine Selektion anhand der sozialen Passung vorzunehmen.

Steigerungslogik und des damit einhergehenden unreflektierten Konsums von Massenware. Anstatt den Fokus auf die Quantität erworbener Waren zu legen, wird die Qualität ins Zentrum gerückt:

„KÜ: Ja, die Leute, die in diesem Projekt drin sind, die sind alle Leute, die mit einem alternativen Lebensgedanken unterwegs sind. Die suchen einen anderen Weg. Ich komme zu mir, ich kaufe, aber ich versuche bei meinem Einkauf vernünftige Dinge zu kaufen, die lange halten. Und da ist es mir lieber einfach 100 Euro mehr auf den Tisch zu legen und etwas, wo ich weiß, dass ich in zwanzig Jahren werde nutzen können, als die billige für zwanzig Euro zu kaufen und in einem Jahr alles wegzuschmeißen.

JM: Aber das muss man auch können.

WA: Ja, man muss das auch einfach mal eine Zeitlang mitrechnen. In meinem Alter geht das. Also ich bin jetzt schon ein bisschen älter, aber die Jugend oder die Jüngeren. Keine Zeit. Ich weiß nicht, nicht zu blöd, aber die wollen immer was Neues. Ist auch ok, aber ich bin aus dem Alter raus.

Vor Kurzen habe ich mir mal zusammengereimt, aber das weiß ja auch jeder: Jeder Konsum ist Umweltverschmutzung. Wenn ich mir, das mit der Einkauferei ist schwierig. Die billigsten Schuhe kosten neunzehn, wie lange habe ich sie? Drei Monate. Bezahl ich zehn Euro mehr, dann habe ich vielleicht Glück, dass ich sie zwei Monate länger habe. Das ist, die Industrie verkauft ganz schönen Scheiss. Aber manche sind ja gezwungen das billige zu kaufen. Die Katze beißt sich in den Schwanz, denn es ist echt nicht einfach. Es ist echt nicht einfach.“ (P20)

An dieser längeren Passage aus dem Gemeinschaftsinterview P20 fallen mehrere Aspekte auf. Zunächst einmal ist die einleitende Bemerkung von KÜ, dass alle am Gemeinschaftsgarten partizipierenden auf der Suche nach einem alternativen Lebenskonzept sind, für die hier vorliegende Fragestellung frappierend, insofern sie die These stützt, dass sowohl kurz- als auch langfristige Partizipations- und Integrationspotentiale maßgeblich durch soziale Passung konstituiert werden.

KÜ fährt mit der Erklärung fort, dass die partizipierenden GärtnerInnen für sich „einen anderen Weg“ suchen, so dass eine Abgrenzung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft impliziert wird. Diese wird daran anschließend gesteigert, indem die Ablehnung unreflektierten Konsums als ein Zu-Sich-Kommen beschrieben wird. Insofern drängt sich die These auf, dass KÜ die Einstellung vertritt, dass der aus der Steigerungslogik resultierende Konsum lediglich durch die Erzeugung künstlicher Bedürfnisse aufrechterhalten wird. Im Gegensatz zur Mehrheitsgesellschaft, die KÜ im weiteren Verlauf als Wegwerfgesellschaft darstellt, versucht er Alternativen zu erproben: Bewusst konsumieren und lange nutzen ist seine Devise.

Der Hinweis, dass man sich diese Form der Alternativität finanziell leisten können müsse, wird von ihm ignoriert. Stattdessen springt WA ein und erläutert unter Hinzunahme eines Rechenexempels, dass der Konsum qualitativ hochwertiger Waren aufgrund der Steigerung der Nutzungsdauer sogar günstiger sei. Diese Sequenz ist insofern interessant, als dass die von KÜ aus

einer privilegierten Position getroffenen Aussagen von WA gestützt werden, obwohl dieser aufgrund seiner Arbeitslosigkeit in finanziell prekären Verhältnissen lebt. Dass sich zwischen den Verfügungsmöglichkeiten über ökonomisches Kapital von KÜ und WA eine große Kluft ausmachen lässt, wird an der divergierenden Skalierung von 100 Euro mehr zu zehn Euro mehr sehr gut deutlich. Auch die damit einhergehende Differenz bezüglich der Nutzungsdauererhöhung von mehreren Jahren zu ein paar Monaten weist dies aus. Indem WA die Aussagen von KÜ stützt, symbolisiert er seine soziale Passung.

Erneut wird daher die These untermauert, dass das kulturelle Kapital, das die AkteurInnen im Verlauf ihrer Habitualisierung erwerben, für die soziale Passung innerhalb des Feldes urbaner Gemeinschaftsgärten im Gegensatz zu den Verfügungsmöglichkeiten über ökonomisches Kapital von besonderer Relevanz ist. Bourdieu selbst erklärt diesbezüglich, dass „die spezifische Logik eines jeden Feldes jeweils fest[legt], was in diesem Markt Kurs hat, was im betreffenden Spiel relevant und effizient ist, was in Beziehung auf dieses Feld als spezifisches Kapital und daher als Erklärungsfaktor der Formen der Praxis fungiert“ (Bourdieu 1987, 194). Dass für das vorliegende Beispiel insbesondere das inkorporierte Kulturkapital als Erklärungsfaktor herangezogen werden kann, zeigt sich auch an dem Selbstverständnis von WA, denn obwohl seines finanziellen Prekariats grenzt er sich selbst deutlich gegenüber derjenigen sozialen Gruppe ab, die gezwungen sind, preiswerte Massenware zu kaufen. Auf diese Art und Weise symbolisiert die Teilhabe am urbanen Gemeinschaftsgarten sowohl Distinktion als auch Zugehörigkeit im Sinne der Selbstverortung.

In eine ähnliche Richtung weist das Interviewzitat von JE aus dem Gemeinschaftsgarten G11. Sie beschreibt, wie sich ihre Prioritäten mit der Zeit ihrer Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten gewandelt haben. So habe sie - mutmaßlich durch die Erfahrungen im urbanen Gemeinschaftsgarten – begonnen, die Einfachheit und auch „Unperfektheit“ zu genießen. Diese Entwicklung habe wiederum zu der Möglichkeit geführt, der kapitalistischen Steigerungslogik und dem Wunsch nach Mehr etwas entgegen zu setzen. Auf diese Weise könne sie wieder ein „Mensch sein“, der nicht mehr nur an unpersönlichen Faktoren wie beispielsweise dem „Job“ und dem „Auto“ gemessen wird:

„Ich glaube, viele sind mittlerweile Einzelkämpfer, weil die durch die Industrie und die Werbung und so denken, die haben immer so den Drang nach Perfektion oder sowas, ne? Dass sie nicht sich selbst so akzeptieren wie sie sind, sondern immer denken, irgendetwas ist noch nicht genug. Ich muss mehr Geld haben, ein fetteres Auto, eine bessere Wohnung, was auch immer. Und hier ist alles so unperfekt perfekt, verstehst du? Es ist echt voll geil, dass dein Brett mal so abfällt, weil da ein Nagel rostet und es ist schön, weil du das dann irgendwie anders zusammenflickst und es hält halt so, ne? Reicht voll aus.

Ich habe komplett aufgehört irgendwie Wert auf Dinge zu legen, sondern einfach nur meine Freizeit dann auch genossen. Ich muss jetzt nicht überlegen, welche Schuhe ziehe ich an oder wie viel Geld

habe ich auf meinem Konto. Ich stehe hier, gieße meine Blumen und erfreue mich des Lebens. Und alles ist schön so. Und wir unterhalten uns und tauschen uns aus, dann kommt gleich noch jemand und bietet uns seine Tomaten an und wir freuen uns alle übelst, ne? So schön kann das Leben einfach auch sein, ne? Und genau, das meine ich, diese Schlichtheit auch einfach wieder genießen und Mensch sein. Und nicht so: Was für einen Job hast du, welches Auto fährst du und keine Ahnung. Darum geht es hier überhaupt nicht, ne?“ (P23)

Auf einer abstrahierten Ebene betrachtet erfolgt in der Interviewpassage von JE nicht nur eine Abgrenzung gegenüber der materialistischen Orientierung der Mehrheits- beziehungsweise Wegwerfgesellschaft, sondern es wird auch die dadurch wachsende Entfremdung der Menschen untereinander kritisiert. Sowohl Materialismus und der Wunsch nach immer Mehr als auch die Beurteilung von Menschen anhand externer Faktoren sowie die dadurch zunehmende Kommerzialisierung von Sozialbeziehungen werden von JE abgelehnt. Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass sie auf eine ähnliche Weise argumentiert wie KÜ, indem sie erläutert, dass das Streben nach Mehr – „mehr Geld, [...] fetteres Auto, [...] bessere Wohnung“ – zu einem Mangel an Selbstakzeptanz führe und die Möglichkeiten, „[...] einfach wieder [...] Mensch“ zu sein, begrenze. Demgegenüber stellt JE die Schlichtheit und Unperfektheit des urbanen Gemeinschaftsgarten heraus, welche es ihr ermöglichen, das Leben zu genießen und zu sich zu kommen, da sie sich nun nicht mehr an künstlich erzeugten Bedürfnissen orientiere.

Die Diskussion um künstliche Bedürfnisse, die die kapitalistische Steigerungslogik aufrechterhalten, erinnert sowohl für den Fall JE als auch für KÜ an die von Erich Fromm verhandelte Frage nach dem Haben oder Sein (vgl. Fromm 2009 [1979]). Fromm erklärt:

„Da wir in einer Gesellschaft leben, die sich vollständig dem Besitz- und Profitstreben verschrieben hat, sehen wir selten Beispiele der Existenzweise des Seins, und die meisten Menschen sehen die auf das Haben gerichtete Existenz als die natürliche, ja, die einzig denkbare Art zu leben an“ (Fromm 2009, 44).

Die Existenzweise des Habens orientiere sich dabei an „[...] den drei Säulen Privateigentum, Profit und Macht“ und ist somit stets auf konkrete Dinge fokussiert. Demgegenüber basiert die Existenzweise des Seins auf Erlebnissen, die nicht in gleicher Weise fass- und kommunizierbar sind wie Dinge. Die Versuche von KÜ und JE, wieder Mensch zu sein beziehungsweise zu sich selbst zu kommen, konstituieren daher insofern Alternativität, als dass sie eine Abkehr von der Existenzweise des Habens implizieren, da sie die Beschreibung ihrer Selbst durch externe Attribute ablehnen.¹⁵⁹

¹⁵⁹ Mit Fromm gesprochen: „Durchaus beschreibbar ist die Persona, die Maske, die wir alle tragen, das Ich, das wir vorgeben, denn diese Persona ist selbst ein Ding. Aber im Gegensatz dazu ist der lebendige Mensch kein totes Bildwerk und kann nicht wie ein Ding beschrieben werden“ (Fromm 2009, 109).

Die Partizipation im urbanen Gemeinschaftsgarten fungiert somit als Symbolisierung eines alternativen Lebenskonzeptes, das sowohl ausdrückt, was man sein möchte, als auch, was man nicht sein möchte. Insofern konstituiert sich das urbane Gärtnern als distinguierende Praxis im Bourdieuschen Sinne, die auf der Grundlage der Abgrenzung die Möglichkeit der Selbstverortung bietet.¹⁶⁰

Die Ablehnung der Existenzweise des Habens weist jedoch einen weiteren Topos auf, der als ein Element des Orientierungsrahmens „Alternativität“ ausgewiesen werden kann: Naturverbundenheit. Die Möglichkeit, durch die Teilhabe am urbanen Gemeinschaftsgarten praktische Erfahrungen mit der Natur machen zu können, ist für alle Befragten ein wichtiger Aspekt. Im Folgenden soll eine Passage aus dem Interview P22 exemplarisch behandelt werden:

„JF: Ich habe bei den Pflanzen jetzt wirklich auch gesehen, wie wachsen die tatsächlich. Ich sehe halt bei einem Kürbis, ok, so sieht der aus, wenn der klein ist. Und dann so langsam wirklich sehen, wie wächst das und das Gemüse selber zu ernten, das ist schon was Anderes. Ich nehme das halt wirklich direkt aus dem Garten, es ist alles frisch. Ich habe die Pflanze vorher gegossen, ich habe dann vorher vielleicht das Unkraut rausgenommen. Das ist etwas Anderes als wenn ich das einfach im Supermarkt kaufe.

JM: Inwiefern anders?

JF: Dann habe ich nicht so den Kontakt dazu. Ich weiß nicht so genau, wo kommen die eigentlich her. Und hier weiß ich genau: Ok, die ist hier gewachsen. So und so ist die angebaut worden und ich habe halt wirklich gesehen, wie die groß geworden ist.

JM: Ist dann quasi der Bezug stärker?

JF: Ja.“ (P22)

Die Interviewpassage verdeutlicht, dass es nicht nur – wie in der Explorationsstudie noch angenommen – darum geht, sich selbst gegenüber der kommerziellen Nahrungsmittelindustrie zu ermächtigen, um intransparente Produktionsweisen zu umgehen. Sondern dass die persönlichen Erfahrungen mit den Pflanzen und der Ernte einen konstitutiven Aspekt des Engagements ausmachen. Die rekursiven Verweise auf die besondere Bedeutung dieser praktischen Naturerfahrung steht dabei im klaren Gegensatz zum entfremdeten Konsum, von dem sich die Befragten ohnehin deutlich abgrenzen.

In Verbindung dazu betonen einige GärtnerInnen die Gelegenheit, dass sie sich durch die praktischen Erfahrungen, die sie im Gemeinschaftsgarten sammeln können, als autonom und selbstwirksam erleben. Dieses Selbstwirksamkeitserleben wird nicht nur auf einer individuellen Ebene als wichtig erachtet, sondern auch auf einer gesellschaftlichen Ebene, da die Einsicht in das

¹⁶⁰ Das Thema „Selbstverortung“ wird im Verlauf von Kapitel 6.2 „Soziale Gewinnüter urbaner Gemeinschaftsgärten“ genauer besprochen.

eigene Handlungsvermögen potentiell mit der Erkenntnis der eigenen Verantwortlichkeit am Status Quo der Gegenwartsgesellschaft einhergehe. So erläutert JE aus dem Gemeinschaftsgarten G11:

„Nicht immer sagen so: Ja, die großen Firmen, die machen alles kaputt und die Politiker sind scheisse. Sondern ich kann selbst mein Verhalten reflektieren und versuchen, etwas umzusetzen, ja?“ (P23)

Gleichzeitig zeigt sich hier erneut das distinguierende Potential, das mit der Teilnahme am urbanen Gemeinschaftsgarten einhergeht, da diese nun nicht mehr nur als ein Zeichen der Naturverbundenheit fungiert, sondern vielmehr als politisch motivierte Alternativität. Politisch insofern, als dass sie zum einen als Ausdruck einer antikapitalistischen Haltung gerahmt wird. Und zum anderen über den reflektierten Umgang mit Waren hinaus auch eine reflektierte Einsicht in das eigene Handlungsvermögen zu implizieren scheint. Zusammengenommen kann die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten somit zur Selbstverortung beitragen, indem eine deutliche Abgrenzung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft erfolgt

Die Ausprägung der distinguierenden Anteile und der daraus hervorgehenden Abgrenzung soll exemplarisch anhand des Gemeinschaftsgartens G7 expliziert werden. Die Interviewpassage aus dem Gemeinschaftsinterview P16 veranschaulicht auf eindrückliche Art und Weise, wie Zuschreibungen zur sozialen Herkunft Ein- und Ausschlussmechanismen evozieren.

„KO: Und wir werden uns irgendwann auf dem neuen Grundstück, da werden wir uns plötzlich jetzt auch gewissen Regeln unterwerfen müssen wahrscheinlich. Wissen wir noch nicht, aber das ist, plötzlich sind wir von einer völligen Freifläche in so ein Kleingartending rein, wo jetzt früher oder später irgendwelche Regeln auf uns zukommen werden.

DF: Aber die Stadt [Name] sagte damals.

KO: [Name DF] ja, du wirst es sehen.

DF: Dass wir ein Verein sind.

KO. Du wirst es sehen, ich prophezeie es.

DF: Dass wir Sonderregeln haben.

KO: Ja, ja, sobald die erste Beschwerde kommt, reden wir noch mal.

VO: Wir haben noch kein Feuerchen gemacht.

DF: Die sind total nett, die muss man einfach nur mal einladen, die Nachbarn.

KO: Ja, denen musst du nur ein Fass Bier hinstellen, dann sind die glücklich. Ich hab' die gesehen, ja. Aber sobald die erste Braut vom [?] da kommt und sagt, sie hat irgendwie, sie fühlt sich gestört, da kommen die wildgewordenen Türken mit Maschinenpistolen da an, ja, dann reden wir noch mal drüber. [...] Also ich sag' nur, wir sind plötzlich eben von einer anarchistischen Fläche runter in ein Ding, das ist umgeben von Regeln. Kleingarten eben. Das weißt du halt, ist ja auch ein deutsches

Vorurteil auch, ne? Kleingartenregeln. Und ich sag' ja, da bricht die Freiheit halt ein bisschen weg.“
(P16)

In der Passage stechen mehrere Aspekte direkt ins Auge: Zunächst einmal fällt die deutliche Ablehnung kleingärtnerischer Strukturen durch KO auf. Obwohl er zugibt, dass diese auf Vorurteilen beruht, ist er der festen Überzeugung, dass die Freiheit und Autonomie des urbanen Gemeinschaftsgartens G7 nach dem Umzug auf die Fläche eines Kleingartens nicht aufrecht zu erhalten sind, da langfristig gesehen Beschwerden und Regeln auf sie zukommen werden. Die Beschwichtigungsversuche von DF, dass ihnen Ausnahmeregelungen von der Stadtverwaltung zugesichert wurden und dass man mit den Nachbarn nur in Kontakt kommen müsse, werden von KO mit der sarkastischen Äußerung, dass man denen auch „nur ein Fass Bier“ hinstellen müsse, damit sie glücklich sind, abgeschmettert. Auf diese Weise grenzt KO sich nicht nur gegenüber dem institutionellen Kleingartenwesen ab, sondern auch gegenüber der GärtnerInnengruppe, die in seinen Augen als einfältig zu charakterisieren ist.

Neben diesen generalisierenden Vorurteilen fährt KO zusätzlich mit einer Abgrenzung gegenüber türkischen MigrantInnen fort, die er als potentiell gewalttätig ausweist. Versucht er zwar, diese Aussagen mit der Subsummierung, dass er damit lediglich sagen wolle, dass er mit dem zukünftigen Umzug eher negative Veränderungen für den Gemeinschaftsgarten erwarte, abzumildern, wird eine deutliche Ablehnung impliziert.¹⁶¹

In der Zusammenschau der hier exemplarisch diskutierten Interviewpassagen lässt sich festhalten, dass zunächst einmal deutliche Hinweise darauf identifiziert werden konnten, dass die Partizipations- und Integrationschancen in urbanen Gemeinschaftsgärten eine Abhängigkeit zu der Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum aufzuweisen scheinen. Insbesondere das inkorporierte Kulturkapital erweist sich wiederkehrend als erklärender Faktor bezüglich sozialer Ein- und Ausschlussmechanismen, sodass die These entwickelt wurde, dass das ökonomische und das soziale Kapital weitaus weniger von Bedeutung sind.¹⁶²

Insgesamt verweisen die bisherigen Ergebnisse darauf, dass die Integration von Heterogenitäten in urbanen Gemeinschaftsgärten nur bedingt gelingen kann. Dieser Eindruck wird zusätzlich durch die Diskussion um die distinguierenden Potentiale, die mit der Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten einhergehen, gestärkt. Gleichzeitig verweisen diese Überlegungen auf einen

¹⁶¹ Bezieht man den soziostrukturellen Kontext von KO in die Überlegungen mit ein, dann kann der aufkommende Eindruck, dass KOs Aussagen als Anzeichen einer allgemeinen Fremdenfeindlichkeit gewertet werden können, zumindest zum Teil abgeschwächt werden. KO weist einen griechischen Migrationshintergrund auf, welcher unter Umständen als Erklärung für die starke Ablehnung türkischer Bevölkerungsanteile herangezogen werden kann, da zwischen Griechenland und der Türkei seit Jahren politische Spannungen herrschen. Diese Überlegungen lassen sich anhand der Datengrundlage nicht genauer belegen.

¹⁶² Insbesondere für das soziale Kapital fehlen jedoch konkrete Hinweise in den Interviews.

weiteren Aspekt: Da die Konstitution sozialer Ein- und Ausschlussmechanismen beziehungsweise das Auftreten von Fremd- und Selbstselektion in urbanen Gemeinschaftsgärten an habituelle Präferenzen gebunden erscheint, liegt die These nahe, dass die Garteninitiativen sehr wahrscheinlich auch an der (Re-)produktion sozialer Ordnung teilhaben. Die Zugänglichkeit der Projekte erscheint somit aus der Perspektive der Bourdieuschen Theorie sehr stark von dem sozialen Milieu beziehungsweise der Klassenzugehörigkeit der AkteurInnen determiniert zu werden, ohne dass dies den Partizipierenden bewusst zu sein scheint beziehungsweise von ihnen intendiert wird.

In dem nun anschließenden Teilkapitel wird es darum gehen, nach den sozialen Gewinnsgütern urbaner Gemeinschaftsgärten zu fragen. Im Zuge dessen rücken erneut die Möglichkeiten der Selbstverortung, die bisher lediglich angerissen wurden, in den Fokus der Analyse.

6.2 Die sozialen Gewinnsgüter des Feldes – Akkumulation sozialen Kapitals, Selbstverwirklichung und Sinnkonstruktion¹⁶³

In Teilkapitel 6.1 wurde bereits gezeigt, dass die erhobenen Daten zahlreiche Hinweise darauf geben, dass die Positionierung der AkteurInnen im gesamtgesellschaftliche Raum einen Einfluss auf die Partizipations- und Integrationschancen in urbanen Gemeinschaftsgärten ausübt. Insofern scheinen auch in den Gartenprojekten Dimensionen sozialer Ungleichheit relevant zu werden, sodass die Teilnahme eine milieuspezifische Zugehörigkeit und die jeweiligen Verfügungsmöglichkeiten über die verschiedenen Kapitalformen zu symbolisieren vermag. Im Zuge dessen konnte insbesondere die Bedeutung des inkorporierten Kulturkapitals herausgearbeitet werden. Auf diese Weise rückten die distinguierenden Potentiale des städtischen Gärtnerns sowie damit einhergehend erste Hinweise auf die sozialen Gewinnsgüter des Feldes in den Blick der Analyse. Im Folgenden sollen diese einer genauen Betrachtung unterzogen werden, indem die verschiedenen Antworten auf die Frage, was den GärtnerInnen die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten gebracht habe, präsentiert werden.

Zunächst einmal fällt auf, dass nahezu alle Befragten den Zugewinn an sozialen Austausch mit Personen, die ähnliche Interessen und Eigenschaften aufweisen, wie sie selbst, herausstellen.¹⁶⁴ So konstatiert JE aus dem Gemeinschaftsgarten G11:

¹⁶³ Einige Aspekte, die bereits in der Explorationsstudie dargestellt wurden, werden im Verlauf des Kapitels nicht noch einmal dezidiert angeführt. Um eine ermüdende Repetition zu vermeiden, wurde daher eine Selektion vorgenommen, die den Relevanzen der Forschungsfrage folgt.

¹⁶⁴ Somit wird auch hier die These untermauert, dass die soziale Passung unter den GärtnerInnen von besonderer Bedeutung ist.

„Kurz nach mir kamen noch ein paar, die wollten auch Bienen haben. Und ich habe mich total gefreut, dass noch jemand mit Bienen ist, dann können wir uns austauschen. Das war halt total wichtig.“ (P23)

Neben dem Aspekt des Austausches zeigt sich, dass die Möglichkeit, neue Sozialkontakte zu knüpfen und dauerhaft bestehende Netzwerke aufzubauen, die über die Grenzen des Gemeinschaftsgartens hinweg Bestand haben, für einige GärtnerInnen einen wesentlichen Faktor ausmacht. So berichtet beispielsweise der Gärtner KO aus dem Gemeinschaftsgarten G7 davon, wie er durch den Gemeinschaftsgarten neue Freunde gewonnen hat, mit denen er sogar Urlaube plant:

„JM: Haben sich dadurch dann Kontakte und/ oder Freundschaften ergeben?

KO: Ja. Also, ja, ja, hat sich. Natürlich, der Garten ist immer ein Thema. Wir wollten zum Beispiel auch Urlaub machen letztes Jahr. Und machen das bestimmt auch wieder irgendwann mal.“ (P15)

Der urbane Gemeinschaftsgarten kann somit den Zugang sowie den Aufbau von Freundschaften erleichtern, indem er ein verbindendes Thema stiftet. Betrachtet man in diesem Zusammenhang erneut den Fall von WA aus dem Gemeinschaftsgarten G10, dann fallen die positiven Effekte seines gärtnerischen Engagements auf sozialer Ebene direkt ins Auge. Da WA aufgrund seiner Arbeitslosigkeit durchaus von sozialer Isolation bedroht ist, ist das gemeinsame Tätig-Werden im Gemeinschaftsgarten für ihn ein besonderer Gewinn:¹⁶⁵

„WA: Und das ist oft, was jetzt total schön ist, ist das zusammen zu machen. Man kann es natürlich alleine machen, aber das ist ein bisschen langweilig. Und wenn man es denn mit zwei oder drei Leute macht, dann kann man schnacken über Gott und die Welt. [...]

JM: Also wäre ein Kleingarten auch keine Alternative?

WA: Alleine im Garten ist nichts.

JM: Warum nicht?

WA: Ja, was soll ich denn alleine im Garten?

JM: Gärtnern?

WA: Alleine bist du alleine.“ (G10_WA)

Die hohe Bedeutung des sozialen Austausches korreliert jedoch nicht bei allen Befragten mit dem Interesse neue Sozialkontakte aufzubauen, die auch über den Gemeinschaftsgarten hinaus bestehen. So erklärt die Befragte GE, dass sie es zwar begrüßt, dass sie im Garten auf Menschen trifft, die sie im

¹⁶⁵ Zu den Folgen von Arbeitslosigkeit bietet der Artikel „Folgen der Arbeitslosigkeit“ der Bundeszentrale für politische Bildung einen sehr guten Überblick: Online verfügbar unter: <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/arbeitsmarktpolitik/54992/folgen-der-arbeitslosigkeit?p=all> (zuletzt geprüft: 03.05.2017).

Laufe der Zeit kennengelernt hat und dass sie sich dann auch gerne mit ihnen unterhält, aber dass sie an „Mehr“ nicht interessiert sei:

„Aber ich bin jetzt auch nicht so unbedingt aus, so meinen Freundeskreis zu erweitern. Ich bin schon gut eingespannt. Aber hier, das finde ich schon schön, dass man dann Menschen trifft, die man schon kennt oder hin und wieder ist das so. Und dass man dann noch ein bisschen quatschen kann oder hier etwas trinken zusammen. Und dann weiterfährt. Also auf den Weg irgendwohin oder wenn man hier war zum Gießen.“ (P17)

Obwohl somit der Aufbau fester Sozialbeziehungen für GE weniger relevant ist, ist die soziale Komponente ein zentraler Erklärungsfaktor. So erklärt sie, dass sie den basisdemokratischen Charakter der Garteninitiative besonders interessant findet. Obwohl sie sich den damit einhergehenden sozialen Aushandlungsprozessen entzieht, weil sie diese als anstrengend empfindet, verfolgt sie die sozialen Entwicklungen mit Spannung:

„JM: Was hat Dir der Garten gebracht?

GE: Ja, also ich, für mich eigentlich so am meisten, dass es halt, dass alle so auf einer Ebene sind. Dass es jetzt nicht so Unterschiede gibt wie: Wer bestimmt was und so. Sondern dass es mehr so basisdemokratisch ist. Das ist zwar auch anstrengend, finde ich. Deswegen komme ich auch nicht oft zum Plenum. Aber so ist halt so Basisdemokratie. Es ist halt mühsam und da muss man halt viel Geduld haben und offen sein, dass sich was entwickeln kann, aber das finde ich eigentlich am spannendsten hier.“ (P17)

An dieser Stelle ergibt sich eine Parallele zu der Aussage RHs aus dem Gemeinschaftsgarten G10, der den Gemeinschaftsgarten als ein „soziales Experiment“ beschreibt: „[...] wie entwickelt sich das, was berührt die Leute, weshalb kommen sie her, was wollen sie wissen“.

Bis hierhin wird somit deutlich, dass der urbane Gemeinschaftsgarten in der sozialen Dimension betrachtet zunächst divergierende Gewinnüter für die Partizipierenden bereithält: Von einem Austausch mit Gleichgesinnten, über die Möglichkeiten langfristige Sozialbeziehungen aufzubauen, bis hin zu der Beobachtung und Teilhabe an einem sozialen Experiment.

Neben der Möglichkeit, mit der Teilhabe am urbanen Gemeinschaftsgarten neue Sozialbeziehungen konstituieren zu können, ergibt sich insbesondere für die befragten InitiatorInnen der Projekte das Potential zur Bildung weitreichender sozialer Netzwerke. So wird davon berichtet, wie im Zuge der Projektrealisierung und -aufrechterhaltung Kontakte zu zahlreichen politischen EntscheidungsträgerInnen hergestellt wurden. Darüber hinaus erfolgte im Zuge dessen oftmals eine ausführliche Auseinandersetzung mit öffentlichen Einrichtungen. Diese Einbindung in die politische Arena wird für die vorliegenden Interviews ausnahmslos als positiv ausgewiesen. So berichtet beispielsweise KO aus dem Gemeinschaftsgarten G7:

„Wir sind ja auch ein bisschen ein Spielball der Politik hier. Das heißt, dass die Bezirksregierung und wir haben auch so einen Bezirksbürgermeister, die schmücken sich schon gerne damit, dass es eine Initiative wie diese hier gibt. [...] Die schmücken sich damit auf der anderen Seite, die brauchen uns ein bisschen und wir brauchen die auch. Und da gibt es auch regen Austausch nämlich darüber, wo können wir unseren Garten verwirklichen, welche Zuschüsse bekommen wir. [...] Das sind so Sachen, wo man dann plötzlich auf einer politischen Bühne agieren muss. Das war natürlich spannend. Das hat Spaß gemacht.“ (P15)

Für KO ist die Möglichkeit, innerhalb des politischen Feldes aktiv zu werden und Entscheidungsprozesse aktiv mitzugestalten eine neuartige Erfahrung, die ihn offensichtlich nicht nur viel Freude bereitet, sondern die ihm auch zu schmeicheln scheint. Das Gefühl der politischen Einflussnahme und der Wertschätzung durch öffentliche Einrichtungen ist ein wichtiger Aspekt, der als zentrales Gewinngut für die VerantwortungsträgerInnen der urbanen Gemeinschaftsgärten ausgewiesen kann. GE beschreibt die Zusammenarbeit zwischen GarteninitiatorInnen und PolitikerInnen indes wie folgt:

„Also hier sind ja schon einige, die hier im Vorstand sind, das sind ja schon Leute, die da auch in den Gremien mittanzen und von daher bekannt sind und sich dann bemühen, irgendwo reinzukommen. Man durchschaut das ja nicht immer so ganz.“ (P17)

Der ironische Ton der Passage („in den Gremien mittanzen“) lässt den Eindruck entstehen, dass GE den Aufbau eines politischen Netzwerkes durch den urbanen Gemeinschaftsgarten eher negativ beurteilt. Ihre Bemerkung, dass „man das ja auch nicht immer so ganz durchschaut“, zeigt indes, dass nicht alle Partizipierenden gleichermaßen Zugang zu den Möglichkeiten der politischen Netzwerkbildung aufweisen, sondern dass dies ein Privileg der VerantwortungsträgerInnen des Gemeinschaftsgartens ist.

Interpretiert man diese Schilderungen aus der Perspektive der Bourdieuschen Gesellschaftstheorie dann lassen sich direkte Bezüge zum sozialen Kapital herstellen. Das soziale Kapital – definiert als „die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (Bourdieu 1992a, 63) – wird für die vorliegenden Fallbeispiele beziehungsweise insbesondere für die InitiatorInnen der städtischen Gartenprojekte gemehrt. Obwohl zwar alle Interviewten die Möglichkeit haben, weitreichende Sozialbeziehungen aufzubauen, erscheint der Gewinn an sozialem Kapital für die InitiatorInnen größer, da sie über die politischen Zusammenhänge ein potentiell höheres Maß an Ressourcen mobilisieren können. In Übereinstimmung zu der Studie von Travor D. Glover (2004) zeigt sich somit,

dass nicht alle Partizipierenden im gleichen Maße von den sozialen Gewinnsgütern des urbanen Gemeinschaftsgarten profitieren. Dieser Sachverhalt untermauert erneut, dass auch in den Garteninitiativen soziale Ungleichheit reproduziert wird, ohne dass dies intendiert wird.

Dass die Relevanz dieses so gewonnenen sozialen Kapitals nicht unterschätzt werden kann, zeigt sich darin, dass die Netzwerkbildung zum Teil die Verwirklichung weiterer Projekte ermöglicht oder aber das Bestehen bereits vorhandener Initiativen sichert:

„VO: Ganz viele Politiker habe ich auch kennengelernt. Also Networking. Das ist schon mal sehr wichtig. Es ist halt praktisch, wenn man Leute kennt, dann kann man halt solche Projekte auch viel besser jetzt verwirklichen. Also wenn wir eine neue Fläche brauchen, dann müssen wir die Stadt fragen und dann ist halt gut, wenn man die Leute kennt und die einen ernst nehmen.“ (P16)

Im Zusammenhang mit den Mobilisierungsmöglichkeiten des sozialen Kapitals muss daher aus theoretischer Perspektive auch nach der Anerkennung innerhalb des Netzwerkes gefragt werden. Diese scheint insgesamt sehr hoch auszufallen.¹⁶⁶ So berichtet beispielsweise DF aus dem Gemeinschaftsgarten G7, dass das Projekt eine hohe Wertschätzung durch öffentliche Einrichtungen erfahren habe:

„DF: Da sind auch tatsächlich Leute gekommen und haben sich das angeschaut. Oder wir wurden gefragt, ob wir einen Workshop für die Partnerstadt machen wollen. Da hat dann ein Jugendzentrum die Idee aufgegriffen, da steht jetzt auch ein Gemeinschaftsgarten. Die bauen halt in Kartoffelsäcken an. [...] Ich habe auch die Idee in der Schule meines Sohnes aufgegriffen. Ich habe das in der [Name des Gemeinschaftsgarten] dann gesehen und dann kam die Idee auf. [...] dann ja, habe ich gesagt, dann baue ich so einen Garten auf.“ (P16)

Aber nicht nur innerhalb des politischen Netzwerkes ist soziale Anerkennung ein zentrales Gewinngut, auch die Partizipierenden erfahren durch ihr direktes soziales Umfeld sowie vorbeilaufende Passanten und Nachbarn Zuspruch für ihr Engagement. Die folgenden Interviewpassagen, die aus drei verschiedenen Interviews entnommen wurden, sollen dies exemplifizieren.

„KÜ: Meine Familie ist zu meinem 50. Geburtstag hier nach Deutschland gekommen und wir haben eine Tour, einen Ausflug zu unserem alten Garten gemacht und die waren alle total begeistert. Ich meine, wir kommen alle vom Land, ich meine, Garten ist nicht [...], alle meine Geschwister haben einen Garten und haben gegärtnert. So es ist eben nichts Besonderes. Aber die fanden einfach die Idee mit den Kisten und dass denn eben mehr als politische Aktion zu machen und mehr Leuten zu

¹⁶⁶ Hier zeigt sich ein deutlicher Gegensatz zu einigen Projekten, die in der Explorationsstudie untersucht wurden. Vielfach beklagten die Interviewten die fehlende Anerkennung und Kooperationsbereitschaft der Stadtverwaltung und die stete Drohung von Überbauung. Da

sagen: Ey, du kannst das genauso auf deinem Balkon machen. Du kannst das auf'm Dach. Du musst nicht ein Stück Grabeland haben. [...] Du kannst es wirklich überall machen.“ (P20)

„RH: Da läuft am Sonntag, da strömen hier Hunderte dran vorbei und freuen sich auch. Tun ihre Freude kund, rufen: Ah, das finde ich toll. Oder kann ich mal reinkommen und das wollte ich immer schon mal wissen. Ja, ihr seid die besten. So spontane Bestätigung und so einen Jubel.“ (P21)

„JE: Da kommen die Leute und so: Oh, was ist das denn. Wow, Tomaten und da, da, da und hier und da. Und die freuen sich total. Es sieht total schäbig aus, aber trotzdem ist das ein Stück Natur, wo du echt dir selber eine Kiste bauen kannst und dann hast du Erdbeeren auf einmal so. Und freust dich übelst halt, weil das alles zugebaut ist.“ (P23)

Fasst man die Überlegungen bis hierhin noch einmal zusammen, so lässt sich festhalten, dass die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten durchaus zu einer Akkumulation sozialen Kapitals beitragen kann. Sozialkapital ist somit als eines der zentralen Gewinnüter urbaner Gemeinschaftsgärten auszuweisen. Es gilt jedoch zu betonen, dass die erhobenen Fallbeispiele darauf verweisen, dass die Chancen der Kapitalakkumulation nicht gleich verteilt sind. So scheinen insbesondere InitiatorInnen und VerantwortungsträgerInnen der urbanen Gemeinschaftsgarteninitiativen von den Möglichkeiten der politischen Netzwerkbildung zu profitieren, wohingegen sich die Konstitution sozialer Beziehungen für die Partizipierenden auf den Gemeinschaftsgarten selbst zu beschränken scheinen.¹⁶⁷

Ein weiterer Topos, der in Bezug auf die Frage, was die Teilhabe am urbanen Gemeinschaftsgarten gebracht habe, wiederkehrend thematisiert wird, ist das Erwerben neuen und vor allem praktischen Wissens:

„VO: Aber ich habe auch viele Leute kennengelernt, die ich sonst halt nicht kennen würde. Und ich habe viele Dinge gelernt, die ich vorher halt nicht konnte. Pflanzkisten bauen, Knollen ziehen und so weiter. Gärtnerisches.

Und genau, das Potential der Leute einfach auch zu nutzen. In der Gemeinschaft hat man sehr viel mehr Möglichkeiten als allein. Also ich kenne jetzt zum Beispiel [MG] und der kann besonders gut mit Grafiken umgehen, seitdem haben wir eine super Broschüre mit einem Mobilitätskonzept erstellt. Und das könnte ich allein überhaupt nicht machen.“ (P16)

„IN: Und man lernt aber hier so unfassbar viel, das ist auch so ein Punkt. Die Neugier wird hier stets befriedigt, weil hier sind ständig Leute, die haben halt super, die haben so viel Ahnung. Du kannst

¹⁶⁷ In diesem Zusammenhang muss allerdings darauf aufmerksam gemacht werden, dass anhand der vorhandenen Datengrundlage keine Aussage darüber getroffen werden kann, inwiefern die Zugänglichkeit zu anderen Rollen (VerantwortungsträgerInnen) innerhalb des Gemeinschaftsgartens offen beziehungsweise begrenzt ist.

hier echt über den Lauf der Zeit so viel lernen. Und wir vernetzen uns gut. Also es ist auch ein toller Lernort auch.“ (P18)

In Übereinstimmung mit der Explorationsstudie finden sich auch in der zweiten Erhebungsphase Verweise darauf, dass der Gemeinschaftsgarten aufgrund der Tatsache, dass er einen Freiraum zum Ausprobieren und Experimentieren bietet, besonders gut als „Lernort“ funktioniere. Die Partizipierenden können ihrer Kreativität – zumindest zu einem gewissen Maß – freien Lauf lassen und ihre Ideen versuchen, umzusetzen.¹⁶⁸

„VO: Das ist so, dass man Dinge verwirklichen kann, spannende Dinge, die man ausprobieren kann, die man im Kopf entwirft und dann in die Tat umsetzt. Ja, wo kann man das heutzutage noch? Das macht man eigentlich nie. Außer man malt ein Bild oder so. Das ist ja auch so schöpferisch. [...] Also vieles ist halt ausprobieren - try and error.“ (P16)

In dem Zitat wird eine Parallele zu der in Kapitel 6.1 angerissenen Idee deutlich, dass der urbane Gemeinschaftsgarten einen Kontext für Erfahrungen der Selbstwirksamkeit bietet. Dieser Aspekt lässt sich unter Hinzunahme der theoretischen Explikationen von Gerhard Schulze (2000) zur Erlebnisgesellschaft noch aus einer weiteren Perspektive deuten. So konstituieren sich in der Zusammenschau der Aussagen einiger GärtnerInnen eindeutige Parallelen zu den Eigenschaften des Selbstverwirklichungsmilieus. Schulze beschreibt dieses als besonders diversifiziertes Milieu mit einem starken Bezug zum Bildungsbürgertum, in dem sich vor allem Personen wiederfinden, die auf der Suche nach ihrem je individuellen, inneren Kern sind, den es zu verwirklichen gilt. Sinnkonstruktion und Selbstverwirklichung stehen im Zentrum des Interesses und führen zu einer starken Ich-Zentriertheit.

So „[...] bringen die jüngeren Milieus bei ihrer Wirklichkeitskonstruktion die Welt in Kurs auf ihr Ich. Sie denken: So bin ich – wie kann die Welt für mich passend gemacht werden? Ihr Interesse gilt primär der inneren Wirklichkeit“ (Schulze 2000, 313).

Bezugsgröße ist dabei immer der innere Kern, dessen Entwicklung höchste Priorität aufweist. Aus diesem Grund werden die Lebensumstände derart transformiert, dass „[...] diese Entfaltung möglich ist“ (Ebd., 315).

¹⁶⁸ Die Einschränkung, dass diese Freiheit nur zu einem gewissen Grad vorhanden ist, ist vor allem für die Garteninitiativen G10, G7 und G9 beobachtbar, da in diesen Fällen mehrfach davon berichtet wird, dass insbesondere GartenanfängerInnen angeleitet werden und dass irreversible Entscheidungen (wie beispielsweise die wissentliche sowie unwissentliche Entfernung von Pflanzen) in der Vergangenheit zu starken Auseinandersetzungen geführt haben. So konstatiert VO aus dem Gartenprojekt G7: „Ja, wenn du im Garten halt die Pflanzen ausrumpfst, dann kommen die halt nicht wieder, dann sind die halt weg. Dann hast du halt deinen Freiraum genutzt oder missbraucht.“ Vorbeugende Versuche wie eine „Acht-Augen-Regel“ (G7) sind im Zuge dessen klare Begrenzungen des Frei- und Experimentierraums.

Bezieht man diese Überlegungen auf die Daten, dann treten einige Aspekte erneut in den Vordergrund. Nicht nur das Bedürfnis, sich selbst in einer zwanglosen Gemeinschaft verorten zu können, sondern auch das Anliegen, sich auf künstlerische, wenn nicht gar schöpferisch empfundene Art und Weise mit kritischen Themen der Gegenwartsgesellschaft auseinandersetzen zu können, können sodann aus der Perspektive der theoretischen Explikationen von Gerhard Schulze als eine Suche nach Selbstverwirklichung und Sinnkonstruktion interpretiert werden.¹⁶⁹ Hinzu kommt, dass alle Befragten davon berichten, dass sie sich im Zuge ihrer Partizipation am Gemeinschaftsgarten persönlich weiterentwickelt haben. Die Annahme, dass eine Interdependenz aus Persönlichkeitsentwicklung und kontextueller Transformation besteht, wird unterdessen besonders eindrücklich in der folgenden Interviewpassage von JE aus dem Gemeinschaftsgartenprojekt G11 deutlich:

„Ich habe sogar angefangen, meinen Freundeskreis zu wechseln, weil die, ja, sobald du anfängst dich selbst zu verändern, verändert sich vieles um dich herum. Auf einmal passen Dinge, die vorher normal waren, nicht mehr rein, ne? [...] Und automatisch hängst du dann irgendwie mit den Leuten hier so rum. Aber auch die, die sind immer noch nicht, also ich bin nicht so der Typ: Ok, jetzt bist du meine beste Freundin und wir hängen immer zusammen und was Anderes gibt es halt nicht, ne? Ich war halt immer gerne Einzelgänger, aber ich habe mich immer gerne, wo ich bin, wohl gefühlt und hab' mir diese Orte gesucht, ne.“ (P23)

In diesem Zitat wird jedoch noch eine weitere Parallele zum Selbstverwirklichungsmilieu nach Gerhard Schulze deutlich: Nicht die Stringenz von Tätigkeiten ist entscheidend für die identitäre Konstruktion. Vielmehr ergibt sich Kontinuität über die je spezifische Auslebung der Entwicklungsbedarfe des inneren Kerns.¹⁷⁰

Selbstverwirklichung wird dabei immer auch mit der Frage nach Sinn verbunden. Wie bereits in der Explorationsstudie gezeigt wurde, ergeben sich für das Phänomen des Urban Gardening zahlreiche Bezugspunkte zur Sinnfrage, da trotz bestehender Divergenzen in vielen Fällen die Umsetzung und Erprobung eines utopischen Gesellschaftsentwurfes im Fokus steht. Hinzu kommt in diesem Zusammenhang, dass der urbane Gemeinschaftsgarten als Projektionsfläche für unterschiedliche Anliegen fungieren kann und insofern zahlreiche Sinnbezüge denkbar sind. Auch hier ergibt sich daher eine Parallele zu den Explikationen Schulzes, da er das Selbstverwirklichungsmilieu als Ausgangspunkt sozialer Bewegungen identifiziert (vgl. Schulze 2000).

¹⁶⁹ Weitere Beispiele wären in diesem Zusammenhang beispielsweise auch die starke Ablehnung von Massenware, die große Sehnsucht nach praktischen Naturerfahrungen sowie die Suche nach alternativen Lebensstilen.

¹⁷⁰ „Kontinuität kommt dabei demjenigen zu, der sich auf welchen Trip auch immer befindet, während die wechselnden Situativen Arrangements als Episoden erscheinen, in denen das Subjekt anfallsweise das jeweilige Programm des Inneren Kerns auslebt“ (Schulze 2000, 316).

Erscheint diese Setzung zunächst als ein Widerspruch zu der starken Ich-Zentriertheit des Milieus, zeigt sich, dass die persönliche Selbstverwirklichung und die Konstruktion eines je individuellen Sinns sehr stark an die kontextuellen Gegebenheiten der Gesellschaft zurückgebunden werden. So auch in dem Zitat von EI aus dem Gemeinschaftsgarten G9, der beschreibt, wie er durch das urbane Gärtnern nicht nur seine berufliche Zukunft gestalten konnte, sondern sich selbst derart verwirklichen konnte, dass er seinem Leben auch in der Retrospektive betrachtet einen Sinn zuschreiben kann:

„JM: Unter'm Stricht betrachtet: Was würdest Du sagen, bringt Dir das Gärtnern hier?

EI: Eine Perspektive einfach, jetzt weiß ich, warum ich den Scheiß [Biologie] studiert hab'. Weil als Biologe ist es so kacke in Deutschland mittlerweile. Wenn Du - ich hab' Evolution und Klimageografie-Biologie gemacht und das ist so, geht gar nicht, kriegst Du überhaupt keinen Job mit. [...] Aber da kann ich halt jetzt was machen, da kann ich mein Wissen auch wirklich. Leute bezahlen mich für Kram, Leute bezahlen mich für das hier, Leute bezahlen mich für irgendwelche Vorträge und das hat sich alles aus dem [Name des Gemeinschaftsgartens] ergeben.

Also ich hab' halt echt jetzt ein Leben dadurch gekriegt, durch die Connections, die ich da gefunden habe. Und das ist eine coole Sache. Das ist auch wirklich das, was ich eigentlich immer machen wollte. So ein bisschen in der Erde buddeln, abgefahrene Pflanzen anbauen und mein Wissen anwenden und weitergeben. Das bin ich, also da sehe ich mich schon sehr drin.“ (P19)

In dem Zitat zeigt sich nicht nur, dass Selbstverwirklichung und Sinnkonstruktion zentrale Gewinnüter des urbanen Gemeinschaftsgartens sind, sondern erneut wird auch die Möglichkeit, soziales Kapital durch die Partizipation an den Initiativen akkumulieren zu können, sichtbar.

Bezieht man diese Überlegungen abschließend auf die distinguierenden Potentiale, die mit der Teilnahme am urbanen Gemeinschaftsgarten einhergehen, so erscheinen Ein- und Ausschlussmechanismen aus einer weiteren Perspektive nachvollziehbar. So erklärt Schulze, dass aus dem starken Fokus des Milieus auf die Entfaltung des inneren Kerns ein starkes Distinktionsbedürfnis resultiert:

„[...] käme es doch einer Profanation des inneren Kerns gleich, wenn man zur Masse gehören würde, gar noch stolz darauf, nicht einzigartig zu sein“ (Schulze 2000, 315).

Soziale Distinktion kann somit auch als eine Inszenierung der Selbstbesonderung gewertet werden – zumindest für einige Befragte.

Fasst man die Ergebnisse des Teilkapitels bis hierhin zusammen, so zeigen sich vor allem zwei zentrale Gewinnüter: Die Akkumulation sozialen Kapitals sowie die Potentiale für Selbstverwirklichung und Sinnkonstruktion. Gleichzeitig wurde jedoch deutlich: Der Zugang zu den sozialen Gewinnütern ist keineswegs für alle Partizipierenden gleichermaßen möglich. InitiatorInnen

und VerantwortungsträgerInnen profitieren in einem höheren Maß, indem sie den urbanen Gemeinschaftsgarten zur politischen Netzwerkbildung nutzen können. Aus theoretischer Perspektive trägt daher auch der urbane Gemeinschaftsgarten zu einer Reproduktion der sozialen Ordnung bei, ohne dass dies von den Beteiligten intendiert wird.

Die Möglichkeiten, Selbstwirksamkeitserfahrungen im urbanen Gemeinschaftsgarten sammeln zu können und mit dem eigenen Engagement innerhalb der Initiativen potentiell divergierende Sinnzuschreibungen vorzunehmen, führten unterdes zu der These, dass zwischen einigen der befragten GärtnerInnen und dem Selbstverwirklichungsmilieu, das Gerhard Schulze beschreibt, Parallelen zu beobachten sind, die einen neuen Fokus legen: Urbanes Gärtnern als Selbstverwirklichung beziehungsweise Möglichkeit den inneren Kern zu entfalten und damit einhergehend einen persönlichen Sinn zu konstruieren. Die soziale Distinktion, die mit den Garteninitiativen potentiell einhergeht, erscheint aus dieser Perspektive sodann als eine Selbstbesonderung, die die Exklusivität des sogenannten inneren Kerns zu inszenieren vermag.

In dem nun anschließenden Teilkapitel wird es um die Frage nach den Transformationspotentialen, die durch die urbanen Gemeinschaftsgärten potentiell evoziert werden, gehen. Kann der urbane Gemeinschaftsgarten als ein Transmitter für sozialen Wandel fungieren oder liegt nicht die Reproduktion sozialer Ordnung nicht viel näher – zumindest in der Rückschau der bisherigen Explikationen?

6.3 Transformation oder Beharren? Der urbane Gemeinschaftsgarten als Transmitter sozialen Wandels

In diesem Teilkapitel soll es um die Diskussion der Frage gehen, ob sich in den Interviews Hinweise darauf finden lassen, dass der urbane Gemeinschaftsgarten als Transmitter für sozialen Wandel fungiert und wie sich eine derartige Wirkweise erklären und theoretisieren lässt. Zunächst wird es daher darum gehen, die unterschiedlichen Perspektiven der Befragten zu elizitieren, um Rückschlüsse auf ihr Selbstverständnis zu nehmen. Rahmen sie den urbanen Gemeinschaftsgarten als Treiber sozialen Wandels und wie argumentieren sie ihre Ansichten?

Daran anschließend wird sodann versucht, die Hinweise, dass der urbane Gemeinschaftsgarten zu der Verbreitung alternativer Entscheidungs- und Handlungsmuster beitragen kann, aus theoretischer Perspektive zu deuten. Um Modifikationsprozesse der habituellen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata theoretisieren zu können, wird die Perspektive der Automatismenforschung und insbesondere die Explikationen zur Entautomatisierung hinzugezogen.

In den Interviews wurde dezidiert danach gefragt, inwiefern in und durch urbane Gemeinschaftsgärten eine bessere Welt gepflanzt wird beziehungsweise ob die GärtnerInnen der Ansicht sind, durch den urbanen Gemeinschaftsgarten einen Beitrag für eine bessere Welt zu leisten? Diese provokative Frage löste vielfach zunächst Erklärungen aus, warum sozialer Wandel als eine zukünftige Notwendigkeit erachtet wird. Hier zeigte sich eine starke Übereinstimmung zu den antikapitalistischen Einstellungen, die bereits in der Explorationsstudie in detaillierter Form dargestellt wurden.¹⁷¹ In Verbindung dazu stellte sich teilweise auch eine starke Orientierung an dem Modell der Postwachstumsökonomie heraus, welche von den Befragten zum Teil als abstrakter Orientierungsrahmen für weitere Explikationen genutzt wurde. Die Annahme, dass zukünftige Strukturumbrüche einen Ausbau subsistenzwirtschaftlicher Produktionsweisen unabdingbar machen, wird sowohl von KÜ als auch von WA aus dem Gemeinschaftsgartenprojekt G10 hervorgehoben:

„KÜ: [Name der Organisation] basiert ganz viel auf dieser Peak Oil Situation. Und wenn man guckt einfach bei Lebensmitteln: Der Dünger, der Sprit für die Traktoren, der Transport überall in die Welt - ist alles vom Öl abhängig. Meine Frage ist und ein Grund, warum wir das Gartenprojekt machen, ist [...], wie ernähren wir die alle, wenn es keinen Import von Lebensmitteln gibt.

WA: Das ist schwierig. [...] ohne die Leute geht es nicht so richtig. Und wenn die Industrie bleibt, so wie es ist, dann geht es auch nicht. Also so einfach ist das nicht.“ (P20)

Die Passage verdeutlicht, dass beide Interviewte davon ausgehen, dass ein Umdenken auf allen Ebenen notwendig ist: Nicht nur politische und wirtschaftliche AkteurInnen, sondern auch die BürgerInnen beziehungsweise die Zivilgesellschaft müssen in dem Szenario einer drohenden Peak Oil Situation ihr Denken und Handeln verändern. KÜ, der während des Interviews bereits mehrfach darauf verwiesen hat, dass der urbane Gemeinschaftsgarten für ihn dazu dient, lebensbedrohlich empfundene Themen praktisch zu bearbeiten, versteht den urbanen Gemeinschaftsgarten als einen potentiellen Lösungsansatz auf zivilgesellschaftlicher Ebene. WA untermauert diese Perspektive, indem er betont, dass ein Wandel sowohl „ohne die Leute“ als auch die Industrie nicht stattfinden kann. Abstrahiert betrachtet schreiben sie dem urbanen Gemeinschaftsgarten somit innerhalb des Orientierungsrahmens der Postwachstumsökonomie ein präventives und transformierendes Potential zu.

Dieses konstituiert sich für die zwei auch über die Möglichkeit, mit dem urbanen Gemeinschaftsgarten einen konstruktiven Umgang mit kritischen Aspekten der Lebensmittelindustrie zu pflegen. So erläutert KÜ, dass die Bewahrung traditionellen Saatgutes für ihn ein zentrales

¹⁷¹ Aus diesem Grund sollen lediglich prägnante Interviewpassagen exemplarisch herangezogen werden, um eine Repetition der Forschungsergebnisse zu vermeiden.

Anliegen ist, um nicht nur einer auf Profit ausgelegten Monopolisierung entgegen zu wirken, sondern auch um Vielfalt zu bewahren:

„KÜ: Die Industrie will, dass die 16 Sorten, für die die alle die Patente haben, dass die durchgesetzt werden und die 16 000 anderen Sorten sind illegal. Und da sage ich nein, da ziehe ich einen Strich durch und sage: Nee, wir müssen aufstehen und einfach diese alten Sorten aufrechterhalten, weil die Sorten, die ihr anbietet, sind scheisse, die schmecken nach gar nichts, die halten einfach nur lange in dem Supermarktregal.“ (P20)

An dieser Stelle konstituiert sich eine eindeutige Parallele zu den Ausführungen von Claire Nettle (2014), die das urbane Gärtnern als eine Form des sozialen Aktivismus ausweist. Nettle erklärt, „it is a politics of example and creation“ (Nettle 2014, 112), die wenig mit den traditionellen Ausdrucksformen politischen Protestes zu tun hat. Vielmehr würden die GärtnerInnen innerhalb der urbanen Initiativen das Abbild einer anderen, in ihren Augen besseren Gesellschaft schaffen:

„Through the gardens they create, community garden activists develop understandings, construct knowledge, frame issues, communicate with wider audiences, challenge perceptions and make political claims. As pedagogic displays, community garden sites demonstrate the ways that global issues such as food security, climate change and the commodification of urban space intersect with everyday life“ (Nettle 2014, 199).

Dass auch KÜ sein Engagement als Protest versteht, zeigt sich in den Äußerungen, dass er der Industrie bei ihrem Vorhaben der Saatgutmonopolisierung entgegenwirken möchte. Sein Aufruf „wir müssen aufstehen“ untermauert diesen Eindruck, weil er Aufbruch und Widerstand symbolisiert. Somit ist die Bewahrung traditioneller Sorten für ihn eine Form des politischen Aktivismus, die einen Gegenpol zu einer rein kapitalistischen Orientierung wirtschaftlicher Akteursgruppen konstituiert.

Daher ist ein wiederkehrender Topos, der mit der Frage nach der Notwendigkeit sozialen Wandels einhergeht, eine antikapitalistische Haltung unter den AkteurInnen. Diese zeigt sich im Gegensatz zu der Orientierungsfigur der Postwachstumsökonomie nicht nur wesentlich deutlicher, sondern auch häufiger und weist im Zuge dessen diverse Interdependenzen zu weiteren Themengebieten auf. So äußert beispielsweise JE ein starkes Misstrauen gegenüber der Politik und der Wirtschaft, von welchen sie nicht nur in außerordentlich generalisierender Form spricht, sondern welchen sie gleichzeitig eine starke Verquickung unterstellt. Anhaltendes wirtschaftliches Wachstum ist in ihren Augen nicht nur wirtschaftlich gewollt, sondern auch politisch, sodass die Erzeugung künstlicher Bedürfnisse durch beide Seiten evoziert wird:

„Aber es geht dabei ja auch um die Wirtschaft, ne? Wenn sie dich dazu verleiten, mehr zu kaufen. Die Firmen und so, die Politik, also der Staat profitiert von Verkäufen, die wollen ja unermesslichen

Wirtschaftswachstum. Deswegen wird sowas hier auch vernachlässigt, ganz klar. Man kann Leute erziehen, vor allem in einer Demokratie. Das machen die auch. Aber in welche Richtung?“ (P23)

Dass JE Projekte wie urbane Gemeinschaftsgärten als Gegenpol zur kapitalistischen Steigerungslogik wahrnimmt, wird durch den Satz, dass aus diesem Grunde „sowas hier auch vernachlässigt“ würde, ausgedrückt.

Die ablehnende Haltung der GärtnerInnen gegenüber einer solitär am Profit ausgerichteten Orientierung von Politik und Industrie drückt sich unterdes auch in der Forderung aus, dass ein Recht auf Stadt für alle bestehen müsse und dass der urbane Gemeinschaftsgarten als praktisches Anschauungsbeispiel einer alternativen Stadtentwicklung ein Umdenken evozieren könne. So erläutert RH aus dem Gemeinschaftsgarten G10, dass das Ziel eine „Mitstadtentwicklung“ sein müsse, die sich ausgehend von den Gemeinschaftsgärten flächendeckend ausbreiten solle:

„Es muss ja auch eine Mitstadtentwicklung mit dem Bürger geben und dazu ist es natürlich auch von den Behörden verlangt, dass sie quasi ihre Richtlinien spreizen, öffnen, dafür einen Raum schaffen. [...] Eigentlich ist es auch Aufgabe der Politiker dafür einen Raum zu schaffen.

Es muss aber auch den Bürgern klar sein, dass das nicht so ist und bleibt und quasi unabänderlich ist, was sie in ihrer Stadt vorfinden. Sondern dass wenn sich Nachbarn jetzt kennenlernen, etwas gemeinsam tun, gemeinsam machen im Garten, dass sie auch da einen Raum schaffen, der die Stadt vielleicht netter macht. Nicht mehr so abstrakt und ruppig. Nicht dieses ich bin jetzt ein Jahr hier, hab' einen Job und dann ziehe ich wieder um, deswegen kümmert mich das alles nicht. Sondern es geht ja auch um das eigene Leben.

Über diese Pflanzbarkeit da kann man ja nun Schritt für Schritt versuchen, solche Gartenprojekte in die Stadt reinzubringen und zu zeigen: Hier sind Menschen, hier leben Menschen, die sich auch für diesen Ort interessieren, denen es unheimlich viel Wert ist, hier auch wieder Grün zu schaffen und das nicht den Stadtentwicklern alleine überlassen.“ (P21)

RH verdeutlicht, dass der Prozess der von ihm beschriebenen „Mitstadtentwicklung“ stets zwei Seiten beinhaltet: Die Politik und die Zivilgesellschaft. Insofern zeigt sich auch hier die Annahme, dass unterschiedlichste Teilbereiche der Gesellschaft miteinander verquickt sind und sozialer Wandel nur durch ein Umdenken auf allen Ebenen stattfinden kann. Urbane Gemeinschaftsgärten werden im Zuge dessen als praktische Ansatzpunkte gerahmt, die Alternativen sicht- und denkbar machen. Insofern konstituiert sich eine direkte Parallele zu den Ergebnissen der Explorationsstudie, da der urbane Gemeinschaftsgarten als Ort der Anschauung, Sensibilisierung und Aufklärung konzeptualisiert wird.

Ein weiteres Element, das in den bisherigen Interviewpassagen bereits mitschwingt, ist das Plädoyer für die Schaffung innerstädtischer Freiräume. Diese werden für den sozialen Wandel als

unerlässlich angesehen, weil sie die Möglichkeit bieten, Ideen in der Öffentlichkeit zu realisieren und den Austausch unter den Menschen zu fördern. Der urbane Gemeinschaftsgarten ist in diesem Zusammenhang nur eine potentielle Nutzungsidee unter vielen. So beschreiben beispielsweise KO, MG und VO die positiven Effekte eines autofreien Tages:

„KO: Da hat man gesehen, wie viele Leute sich verwirklicht haben letztendlich. Vor allem nicht mehr hinter verschlossenen Türen eben, sondern die waren dann draußen. Das hat so, das wirkte so, wie wenn es in der Sahara einmal regnet, ja? Plötzlich kommen überall die Blumen raus. Die sind alle da, die sieht man nicht. [...] Was für eine unglaubliche Vielfalt von Vereinen und Leuten mit Ideen es gab, hat man überhaupt an dem Tag erst gesehen. Da konnte man auf 100 Meter Laufweg, alle zehn Meter war ein anderer Verein mit sonstigen Ideen. Das war wahnsinnig toll. Und ich glaube, die Leute tun was, es fehlt der Kommunikationsraum würde ich sagen. Wenn jemand was machen will, macht er das auch, es kommt bloß nicht nach draußen.

MG: Und es ist schade, dass es keinen anstecken kann. Also man weiß oft so nicht, dass eine Straße weiter halt so ein Verein ist. Und dann gibt's halt nur eine Handvoll, die sich da immer treffen, dabei gibt es vielleicht in der Nachbarschaft auch noch zehn andere, die vielleicht Lust hätten.

VO: Ich meine, das ist ja auch das Potential, von dem ich spreche. Es gibt ein Riesenpotential in den Leuten, in den Menschen. Das ist ja beim Gärtnern genauso: Ich habe diesen ganz kleinen Samen, den stecke ich in die Erde und dann kommt da eine Riesenpflanze raus. Das ist das Potential, was in diesem Samen steckt. Aber es steckt genauso in uns Menschen. Das muss man nur rauskitzeln und den Leuten die Möglichkeit geben, sich zu betätigen. Sich zu treffen. Also alleine, wenn man zusammen was macht. Da kann man viel größere Dinge herstellen, als wenn man alleine was macht.“ (P16)

Möchte man die zentralen Aussagen dieser etwas längeren Interviewpassage subsummieren, dann lässt sich festhalten, dass die Interviewten den Freiraum als potentiellen Kommunikations- und Vernetzungsraum darstellen, in dem nicht nur Ideen frei entwickelt und umgesetzt werden können, sondern in dem sich Menschen aufgrund der Sichtbarkeit ihrer Ideen gegenseitig inspirieren, interagieren, unterstützen und weiterentwickeln können. Kurz gesagt: Freiraum für den offenen Vollzug von Sozialität. In diesem Zusammenhang lässt sich insbesondere für VO ein besonders positives Menschenbild konstatieren, da er in jedem Menschen unerkannte Potentiale vermutet, die sich unter adäquaten kontextuellen Bedingungen entfalten können.

Die Samen-Metapher, die VO in diesem Zusammenhang nutzt, erinnert stark an die Erläuterungen zum Selbstverwirklichungsmilieu von Gerhard Schulze (2000). Nicht nur, weil die Idee der Entdeckung und Entfaltung des inneren Kerns respektive Samens als zentrales Leitbild konzeptualisiert wird, mit dem sich alles zum Guten wenden lässt, sondern auch weil die Vorstellung, dass dies nur unter spezifischen kontextuellen Gegebenheiten möglich sei, vertreten wird. Die

Grundlage für eine zukünftige Entwicklung zum Besseren scheint aus dieser Perspektive bereits in jedem Menschen angelegt zu sein und die Entfaltung des inneren Kerns wird als die Grundlage für sozialen Wandel und die Generierung von Neuem herausgestellt.¹⁷² Übertragen auf den urbanen Gemeinschaftsgarten bedeutet dies: Indem diese Freiräume zur freien Entfaltung offerieren und durch ihre öffentliche Sichtbarkeit Kommunikations- und Interaktionsräume bieten, können neue Ideen und Projekte entstehen, die sozialen Wandel voranbringen.¹⁷³

Neben dem Aspekt der Sichtbarkeit, der durch die Schaffung von öffentlichen Freiräumen erreicht werden soll, betonen die GärtnerInnen die Möglichkeiten neuer praktischer Erfahrungen, die im urbanen Gemeinschaftsgarten gemacht werden können und die einen beträchtlichen Anteil an den aufklärerischen und sensibilisierenden Effekten der Initiativen aufweisen. Exemplarisch kann in diesem Zusammenhang erneut die Interviewpassage von JF aus dem Gemeinschaftsgarten G10 herangezogen werden:

„Ich habe bei den Pflanzen jetzt wirklich auch gesehen, wie wachsen die tatsächlich. Ich sehe halt bei einem Kürbis, ok, so sieht der aus, wenn der klein ist. Und dann so langsam wirklich sehen, wie wächst das und das Gemüse selber zu ernten, das ist schon was Anderes. [...] hier weiß ich genau: Ok, die ist hier gewachsen. So und so ist die angebaut worden und ich habe halt wirklich gesehen, wie die groß geworden ist.

JM: Ist dann quasi der Bezug stärker?

JF: Ja. Also ich gehe grundsätzlich mit Lebensmitteln auch so um, dass ich halt wirklich halt nichts wegschmeiße, was nicht muss. Also da gehe ich wirklich sehr verantwortungsvoll mit um. Aber auf jeden Fall, was vielleicht noch anders ist jetzt, dass man halt auch sieht, ok, die Sachen, wenn die wachsen, die sehen halt anders aus. [...] Da sind dann halt mal krumme dabei oder welche, da haben Würmer drin gefressen. [...] Dann fällt einem, also natürlich weiß man das vorher auch, dass dann halt das andere Gemüse immer weggeschmissen wird, was irgendwie nicht so ganz in die Norm passt. Und dann sagt man sich halt, gut, ok, kann man essen.“ (P22)

Die Passage von JF verdeutlicht sehr gut, wie wichtig die persönliche Wahrnehmung der Pflanzen und Ernte ist, um über die praktische Erfahrung im urbanen Gemeinschaftsgarten neue Perspektiven entwickeln zu können. So betont sie zwar, dass sie schon immer einen verantwortungsvollen Umgang mit Lebensmitteln gepflegt habe, aber dass ihr erst durch ihre Teilhabe am Gemeinschaftsgarten bewusstgeworden ist, wie viel Gemüse tatsächlich aufgrund von Normvorgaben weggeschmissen

¹⁷² Interessant ist in diesem Zusammenhang auch der Kontrast zu den Äußerungen RHs. Obwohl auch dieser die Relevanz innerstädtischer Freiräume betont, zeichnet er ein wesentlich pessimistischeres Menschenbild. Für RH müssen die StadtbewohnerInnen durch die Garteninitiativen zunächst auf Alternativen aufmerksam gemacht werden, damit ein Umdenken stattfinden kann. Alternativen sind ihnen nicht ohnehin inhärent.

¹⁷³ Hier zeigen sich Parallelen zu der Idee, dass der urbane Gemeinschaftsgarten als eine Art „Keimzelle“ für soziale Transformationsprozesse fungieren können.

wird, obwohl es bedenkenlos verzehrt werden könnte. Die Bewusstwerdung dessen scheint insbesondere durch den Anblick und den Verzehr eigens gezogenen Gemüse konstituiert zu werden.

Die Bedeutung, praktische Erfahrungen im urbanen Gemeinschaftsgarten machen zu können und auf diese Weise neues Wissen zu erwerben, betont auch VO. Er beschreibt, wie insbesondere Kinder dadurch profitieren können:

„VO: Ja, die Kinder, die wir dann da haben, die werden da auch mit dem Thema quasi, kommen da in Berührung. Also manche Kinder wissen ja nicht einmal wie Pommes entstehen. Dann sehen die halt Kartoffeln - ah, die kann man ausgraben. Ist dann halt ganz spannend.“ (P16)

Sowohl an dem Zitat von JF als auch an dem von VO wird deutlich, was bereits in der Explorationsstudie angerissen wurde: Indem die Menschen innerhalb des urbanen Gemeinschaftsgartens für sie neuartige Erfahrungen mit der Gemüseproduktion machen, gelangen sie immer wieder in Situationen, in denen die ihnen zur Verfügung stehenden Alltagstheorien für eine Dechiffrierung nicht ausreichen und unbewusste Schemata der Wahrnehmung und des Denkens irritiert werden. Welche Effekte aus derart Irritation auslösenden Situationen resultieren können, beschreibt der Interviewte EI aus dem Gemeinschaftsgarten G9:

„EI: Mein Anliegen bei dem Ganzen ist hauptsächlich den Leuten zu zeigen, dass die knapp zehn Pflanzen, von denen wir uns hauptsächlich ernähren, eben nicht alles ist. [...] Weiß ich nicht, essbare Chrysanthemen, die meisten Leute denken so, was Chrysanthemen? Und dann nehmen die einmal welche mit und dann sagen die erst: Hach, aber ich hab' doch gar nicht gearbeitet hier im Garten. Dann sag' ich, es ist egal, ob Du hier arbeitest, nimm halt einfach mit und probier' mal. Und dann kommen sie zwei Tage später und sind ganz begeistert.

Oder so alte Gemüse, so Melde, was heutzutage ein Wort ist, was für ganz andere Pflanzen verwendet wird. Wir haben halt mal die originale Gartenmelde dort angebaut und dann waren da so drei Mädels auf der Suche nach Spinat. Und waren halt, hatten halt nichts mehr im Schrank gehabt und dann meinte ich so: Spinat, nee. Früher hatten sie hier Melde, als es noch keinen Spinat gab. Ist so ähnlich, machst du so ähnlich wie Blattspinat. Hier nehmt Euch mal. Und dann war die gerade richtig gut und dann haben die wirklich zwei Monate lang, bis die Melde kaputt war, bis die abgestorben ist, haben die sich die Melde da immer geholt und die waren richtig begeistert davon. Und das ist für mich halt auch so ein Motivator, dass ich Leuten etwas beibringen kann. Dass ich Leuten zeigen kann, was wir für Biodiversität haben, eben auch im agrarischen Raum und dass die Leute das zu schätzen lernen.

JM: Und glaubst du, das verändert etwas?

EI: Ja, aber hallo. Ja!

JM: Inwiefern?

EI: Ja, es ist einfach, die Leute erweitern ihren Horizont. Sie lernen Dinge, das heißt altes Wissen, neues Wissen. So alte Kenntnisse werden reaktiviert, kulturell reaktiviert. Und die Leute lernen auch Neues.“ (P19)

Die zwei Beispiele, die EI anführt können unter Hinzunahme der theoretischen Prämissen, die dieser Arbeit zugrunde liegen, wie folgt interpretiert werden: Sowohl essbare Chrysanthemen als auch die Gartenmelde sind zwei Pflanzenarten die aufgrund ihrer geringen Verbreitung und Bekanntheit nicht durch bestehende inkorporierte Klassifikationsschemata der AkteurInnen eingeordnet werden können. Auf diese Weise wirken sie zunächst irritierend, da ein routinisierter Umgang mit den Pflanzen nicht möglich ist. Durch die Notwendigkeit einer bewussten Handhabung können sodann Reflexionsprozesse in Gang gesetzt werden. Wie weitreichend diese wiederum ausfallen, kann an dieser Stelle lediglich vermutet werden. Allerdings werden sie möglich. Was unter Hinzunahme der Automatismenforschung darüber hinaus deutlich wird: Die Erfahrungen haben potentiell entautomatisierende Effekte, da der Automatismus eines habitualisierten Klassifikationsschemas durchbrochen wird.

Diese durch die Entautomatisierung resultierende reflexive Zugänglichkeit weist wiederum das Potential auf, Raum für Neues zu schaffen. So verweisen sowohl Bourdieu als auch die Automatismenforschung darauf, dass durch Zersetzung Neues generiert werden kann. Dass durch die neuen Erfahrungen, die die GärtnerInnen innerhalb der Garteninitiativen machen, neue Wahrnehmungs- und Denkschemata entstehen können, zeigen die Interviewpassagen sehr eindrücklich. Darüber hinaus verweisen sie jedoch auch darauf, dass die Effekte durchaus unterschiedlich stark ausfallen können. Inwiefern es im Zuge dessen zu einer Inkorporierung alternativer Schemata kommt, bleibt unterdessen fraglich.

Potentiell Irritationen auslösende Erfahrungen bleiben jedoch nicht nur auf den Umgang mit Lebensmitteln beschränkt, wie die Schilderung der Gärtnerin JE aus dem Gartenprojekt G11 zeigt. JE beschreibt, wie sie die Erfahrung irritiert habe, dass sie sich für die Umsetzung ihres Vorhabens frei an den Ressourcen der Gemeinschaft bedienen durfte:

„Dann wollte ich für meine Bienen einen Sichtschutz bauen. Das war schon meine erste Herausforderung, weil die Leute, die hier waren, die haben da irgendwas gegossen und blablabla. Es waren drei, vier Personen da. Jeder war mit sich selbst und seinem Beet beschäftigt. Und ich stand dann da und wusste gar nicht, ob ich das darf. Darf ich hier einfach was hinstellen oder nicht? Darf ich das Material nehmen oder nicht? Und dann musste ich halt am Anfang erst wen fragen und sie sagen: Klar, mach doch. Und dann habe ich angefangen. [...] Und ich habe echt die ganze Zeit

hochgeguckt, um zu checken, ob irgendwer was guckt. Was macht die alte da? Die nimmt unsere Sachen oder so. Ich war total verunsichert, das war echt eine neue Erfahrung.“ (P23)

Gemeinsame Nutzung beziehungsweise die Idee des Kollektiveigentums stehen im klaren Kontrast zu der habituell bedingten Erwartungshaltung von JE und führen zu einer starken Verunsicherung. Diese resultiert eindeutig daraus, dass JE die dominante Figur des Privatbesitzes als Orientierungsrahmen verinnerlicht hat und dementsprechend große Probleme aufweist, die von ihr vorgefundene Situation zu dechiffrieren und eine klare Handlungsorientierung zu entwickeln.

Im weiteren Verlauf des Interviews erklärt sie, wie sie durch diese neuen Erfahrungen, „ganz viel neues soziales Verhalten gelernt“ hat, so dass sie rückblickend betrachtet betonen müsse, dass ihre Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten zu der Entwicklung ihrer Persönlichkeit beigetragen habe und schließlich dazu geführt habe, dass sie ihr ganzes Leben veränderte:

„Und dadurch, dass ich hier eingestiegen bin, habe ich meine Persönlichkeit in die richtige Richtung entfaltet, ne? Ich habe echt viel verändert! Weil ich gemerkt habe, es geht auch anders. Vorher war ich schon so leicht depressiv, so Burn-out-mäßig, weil ich echt nur Sachen gemacht habe, die mich nicht erfüllen und alles andere habe ich vermisst. [...] Ich habe bei meinem alten Job gekündigt, dann tatsächlich auch deswegen, weil ich andere Leute gesehen habe, die absolut andere Lebensweisen haben, die auch funktionieren, ne? Und man erzählt dir ja immer, sowas geht nicht. Du wirst sterben, weil du ein Künstler bist und du hast keine, das ist eine brotlose Kunst, bla bla bla, aber es geht. Alles geht, ne?

Und dann habe ich den scheiss Job in der Agentur, die sich so für zu gut halten, aufgegeben einfach und hatte voll Glück. Danach sind mir irgendwie Sachen einfach zugeflogen, weil meine Einstellung sich dem Leben gegenüber geändert hat. Und dann kamen voll viele positive Dinge auf mich zu. Und dann hat auf einmal mein Traumarbeitgeber mich gefragt, ob ich bei denen arbeiten möchte. Einfach so, ne? Und ich so ha! In Teilzeit so, geiles Gehalt. Genau und seitdem mache ich das und feiere auch meine Buchhaltungstätigkeit voll ab, weil das Umfeld einfach stimmt so, ne? Genau!“ (P23)

Der Fall JE zeigt somit starke Parallelen zu dem Fall EI. EI berichtete, wie der Gemeinschaftsgarten ihm ein Leben überhaupt erst ermöglicht hat, weil er durch die Netzworkebildung sein Hobby zum Beruf machen konnte (vgl. Teilkapitel 6.2). An der Interviewpassage von JE zeigt sich jedoch wesentlich stärker, wie durch die Konfrontation mit alternativen Lebensentwürfen tradierte Entscheidungs- und Handlungsmuster transformiert wurden. Repetitiv betont sie, wie für sie durch die praktischen Anschauungsbeispiele, die sie im urbanen Gemeinschaftsgarten kennenlernen konnte, die Möglichkeit, ihr eigenes Leben zu verändern, denkbar wurde. Anstatt weiterhin von einer deterministischen Lebensperspektive auszugehen, entwickelte sie scheinbar

eine von Selbstbestimmung und Optionen durchdrungene Lebenseinstellung („Danach sind mir irgendwie Sachen einfach zugeflogen, weil meine Einstellung sich dem Leben gegenüber geändert hat“).¹⁷⁴

Versucht man diese Schilderungen ausgehend von dem hier präsentierten Theoriegerüst zu interpretieren, so lässt sich die Konfrontation mit alternativen Lebensentwürfen als entautomatisierender Prozess theoretisieren, welcher JE den Raum für die Konstitution neuer Handlungs- und Entscheidungsmuster offeriert. Inwiefern sich diese letztlich durch Wiederholung verfestigen und in das Unbewusste hinabsinken, bleibt indes fraglich. So kann bereits der Sachverhalt, dass JE in der Lage ist diese neuerlich erworbenen Orientierungsmuster derart präzise zu benennen, als ein Indiz dafür interpretiert werden, dass diese nicht zum Bestandteil eines vorbewussten beziehungsweise unbewussten Wissensvorrates geworden sind.

Trotzdem kann subsummierend zunächst einmal festgehalten werden, dass die Fallbeispiele EI und JE die These untermauern, dass die praktischen Erfahrungen innerhalb urbaner Gemeinschaftsgärten und die Konfrontation mit irritierenden Entscheidungs- und Handlungsmustern zu einer reflexiven Zugänglichkeit habitualisierter Schemata führen kann. Durch die Bewusstwerdung entsteht zwar zweifelsohne Raum für Neues, ob dieser jedoch gefüllt wird, kann auf der Grundlage der vorliegenden Daten nicht beantwortet werden.

Es müssen jedoch nicht immer derart einschneidende Veränderungsprozesse im Leben der Befragten auftreten, um von transformatorischen Potentialen des urbanen Gemeinschaftsgarten sprechen zu können. Dieser Aspekt wird besonders gut in den Erzählungen von KO aus dem Gemeinschaftsgarten G7 deutlich. KO beschreibt die Irritation, die die erste Berührung mit dem Projekt in ihm hervorgerufen hat:

„Als ich das erste Mal hier war, da dachte ich so, was soll der Quatsch. Und dann musste ich das erst einmal einsortieren, was hier eigentlich los ist. Oder warum man das hier macht und so. Da hat natürlich jeder seine individuellen Gründe für. Und dann musste ich erst einmal für mich, also mir klarwerden, ob ich das jetzt hier unterstützen kann oder gut finde oder eben nicht.“ (P15)

Die Fragen „was ist hier eigentlich los“ und „warum macht man das“ spiegeln die Denkanstöße wider, die KO durch den urbanen Gemeinschaftsgarten erhalten hat. Die Erläuterung, dass er zunächst für sich selbst entscheiden musste, ob er die Idee des städtischen Gärtnerns für gut befinden kann oder nicht, untermauert die bisher vertretene These, dass die Erfahrungen zur Reflexion anleiten und auf diese Weise unter Umständen unbewusste Wahrnehmungs- und Denkschemata zugänglich machen

¹⁷⁴ Die Aussage von JE erinnert sehr stark an das Resonanzgesetz, welches in der (größtenteils esoterischen) Selbsthilfeliteratur die Vorstellung beschreibt, dass Gleiches Gleiches anzieht. Das Prinzip der Resonanz wird als universal gültig konzipiert und bezieht sich dabei insbesondere auf eine Interdependenz aus Gedanken- und Gefühlswelt von Personen und ihren Lebensverhältnissen.

können. Allerdings wird auch deutlich, dass es sich bei den hier beschriebenen Umbrüchen eher um Ausnahmen zu handeln scheint. Aus theoretischer Perspektive ist davon auszugehen, dass es sich insgesamt um habituelle Verschiebungen von subtilerer Natur handelt, die unter Umständen weder eindeutig ausfallen, noch leicht greifbar sind. Dieser Aspekt wird insbesondere dann deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass es sich beim Habitus um ein nicht-diskursives Wissen handelt, das sich schlussendlich auch über Prozesse der Wiederholung mit Differenz transformieren kann.

Bis hierhin lässt sich somit konstatieren, dass der urbane Gemeinschaftsgarten sowohl aus der Perspektive der Befragten, als auch aus der theoretischen Perspektive zunächst als potentieller Transmitter für sozialen Wandel angesehen werden kann. Die theoretische Interpretation legt nahe, dass durch die Partizipation in den Garteninitiativen entautomatisierende Effekte evoziert werden können, sodass über Prozesse der Zersetzung Raum für Neues generiert wird. Die Tragweite derartiger Effekte kann jedoch nicht abgeschätzt werden. Dieser Sachverhalt wird auch durch die Aussagen der Garteninitiatorin IN untermauert:

„[...] die Investition, was die Menschen lernen können bei der Gelegenheit, ist einfach groß. Und das ist für viele hier manchmal echt der Anfang. Also hier sind schon viele weggegangen, die haben gesagt, wir haben uns jetzt einen Acker geholt. Andere haben sich einen Schrebergarten geholt. Das ist der erste Schritt, wo du was lernst und dann fängst du an, etwas Anderes anzubauen. [...] Also ich glaube schon, dass auf jeden Fall wir hier so die Orte sind, wo sowas in Gang kommt, im Kopf, ja? Alleine die Möglichkeit zu lernen, wie du Gemüse anbaust und erste Erfahrungen zu machen, setzt ja schon in Gang, dass du ein ganz anderes Verhältnis zu Lebensmitteln bekommst. Also wie weit diese Kette geht, dass du dich wirklich beschäftigst. Alleine, dass, also jeder Schritt sich zu beschäftigen damit und autonomer zu werden in den Entscheidungen, die das Essen angeht, ist ein wichtiger Schritt.“ (P18)

Fasst man die bisherigen Analyseergebnisse noch einmal zusammen, dann muss zunächst einmal festgehalten werden, dass sozialer Wandel von den interviewten GärtnerInnen als eine strukturelle Notwendigkeit ausgewiesen wird, die mit dem destruktiv empfundenen Status Quo der Gegenwartsgesellschaft begründet wird. Nur zum Teil lässt sich das Modell der Postwachstumsökonomie als Orientierungsrahmen identifizieren. Wesentlich deutlicher hervor tritt die Konvergenz einer antikapitalistischen Einstellung unter den befragten AkteurInnen.

Die daran anschließend analysierten Interviewpassagen geben darüber hinaus erste Hinweise darauf, dass durch die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten durchaus Transformationsprozesse auf individueller Ebene zu verzeichnen sind. Aus einer automatistischen Perspektive konnten die Irritationen, die der urbane Gemeinschaftsgarten bei einigen auslöste, als

entautomatisierende Effekte theoretisiert werden, die unbewusste Schemata reflexiv zugänglich werden ließen und somit potentiell Raum für Neues eröffneten.

In diesem Zusammenhang wurde jedoch auch deutlich, dass mit der Identifikation des (sozial-) transformatorischen Potentials urbaner Gemeinschaftsgärten, über Zersetzung Neues zu generieren, keineswegs eine Aussage darüber getroffen werden kann, welche spezifischen Effekte ausgelöst werden. Das Ergebnis ist stets kontingent. Diese Schwierigkeit der Antizipation zukünftiger Entwicklungen wurde bereits hinlänglich in Kapitel 3.3 dieser Arbeit besprochen und soll an dieser Stelle nicht wiederholt werden. Allerdings soll noch einmal betont werden, dass aus dieser Prämisse die Schwierigkeit resultiert, die Möglichkeiten, sozialen Wandel mit urbanen Gemeinschaftsgärten zu evozieren, zukunftsweisend einzuschätzen. Dieser Sachverhalt wird darüber hinaus dadurch erschwert, dass mit den vorliegenden Daten keine Rückschlüsse darauf möglich sind, ob alternative Entscheidungs- und Handlungsmuster nachhaltig integriert werden. Dies würde einen langen, sich beständig wiederholenden Prozess der Einschleifung beziehungsweise Schematisierung voraussetzen, welcher schließlich das Herabsinken der Muster ins Unbewusste der AkteurInnen zum Ergebnis hätte. In den Daten lassen sich jedoch keine Hinweise auf eine derartige Entwicklung finden und somit erscheint eine durch die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten ausgelöste Transformation des Habitus zunächst einmal unwahrscheinlich.

Dieser Eindruck wird zum einen durch die in der Exploration beschriebenen Entkopplungstendenzen, die in den untersuchten Gemeinschaftsgärten beobachtet werden konnten, untermauert. Zum anderen lassen sich auch in den Interviews der zweiten Erhebungsphase Hinweise darauf finden, dass die habitualisierten Schemata der partizipierenden AkteurInnen einen starken Einfluss darauf ausüben, ob und wie die alternativen Leitbilder urbaner Gemeinschaftsgärten realisiert werden können. Dass eine Umsetzung teilweise schwierig ist und eine Konfrontation divergierender Orientierungsrahmen durchaus Probleme evoziert, zeigt sich auch in dem folgenden Interviewzitat von IN aus dem Gemeinschaftsgarten G8:

„Die Kompetenz und die Möglichkeit, in einer Gemeinschaft zu sein, das ist das große Vakuum. Und das ist auch das schwierigste, das wir so gründlich verlernt haben im Rahmen der Individualisierung, dass wir uns echt schwertun, gemeinschaftlich zu denken und zu handeln.

Ich glaube das ist auch, was ganz Viele suchen, die hierherkommen. Manchmal vergeblich suchen, weil auch so eine Gemeinschaft zu gestalten und auch zu erhalten, ist echt schwierig. Und es vermischt sich bei uns auch immer wieder mit zeitgenössischen Verhaltensweisen. Wir wollen immer viel machen, viel leisten auch. Und das bedeutet, dass wir manchmal einander unter Druck setzen. Das sollten wir jetzt noch machen und warum macht das keiner und so weiter. Dieses kooperative Zusammenarbeiten, Helfen, aufeinander eingehen, einander zuhören, Dinge

gemeinsam gestalten, Konsens finden, Kompromisse eingehen, den anderen auch mal sein lassen, das ist alles nicht so selbstverständlich.“ (P18)

IN beschreibt den Konflikt zwischen „zeitgenössischen“ Verhaltensweisen und den eigentlich angestrebten Verhaltensweisen anhand des Leitbildes der Gemeinschaft sehr eindrücklich. Hier zeigt sie nicht nur, dass unter Personen mit divergierenden Orientierungsrahmen Konflikte auftreten können, sondern ihre Deskription verweist auf den Sachverhalt, dass Divergenzen zwischen verschiedenen Leitbildern auch Teil ein und derselben Person sein können.

An dieser Stelle wird eine wichtige Parallele zu dem Konzept des hybriden Subjektes, das Andreas Reckwitz (2006) in seiner Monografie konzeptualisiert, deutlich.¹⁷⁵ Reckwitz konstatiert, dass Hybridität das dominante Merkmal moderner Subjektformen ist. Hybridität wird in diesem Zusammenhang als die „Kopplung und Kombination unterschiedlicher Codes verschiedener kultureller Herkunft in einer Ordnung des Subjekts“ (Reckwitz 2006, 19). Insbesondere moderne Subjektkulturen zeichnen sich laut Reckwitz durch „historisch ›intertextuelle‹ Sinnkonstellationen [aus], in denen spätere Formationen Elemente von früheren enthalten und aufnehmen“ (ebd., 19). Aus dieser theoretischen Perspektive wird daher ersichtlich, wieso die Integration divergierender und potentiell konfligierender Orientierungsrahmen nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich erscheint.¹⁷⁶ Die Möglichkeiten, innerhalb urbaner Gemeinschaftsgärten einen utopischen Gesellschaftsentwurf realisieren zu können, werden somit – zumindest, wenn man den bisherigen Ergebnissen und Schlüssen der vorliegenden Arbeit folgen möchte – wiederkehrend unterwandert und das Potential des Gemeinschaftsgartens, als Transmitter für sozialen Wandel zu fungieren, wird auf diese Weise in Frage gestellt.

Aber wir schätzen die urbanen GemeinschaftsgärtnerInnen das Potential selbst ein? Welche Wirkung und auch welche Reichweite würden sie ihrem gärtnerischen Engagement in der Stadt zusprechen?

Auf einer abstrakten Ebene betrachtet lassen sich die Antworten innerhalb eines Kontinuums verorten, das von der Annahme einer solitär lokalen Wirkung bis hin zu der Idee einer globalen Reichweite reicht. Befragte, die sich an der Idee eines lokal wirksamen Engagements orientieren, stellen insbesondere den Einfluss auf das je individuelle Leben der Partizipierenden sowie auf das direkte städtische Umfeld in den Fokus ihrer Explikationen. Eine globale Reichweite wird unterdes negiert:

¹⁷⁵ Siehe auch Kapitel 3.2 dieser Arbeit.

¹⁷⁶ Zum Pluralismus ökologischer Lebensstile siehe auch Fritz Reusswig (1994): Lebensstile und Ökologie. Gesellschaftliche Pluralisierung und alltagsökologische Entwicklung unter besonderer Berücksichtigung des Energiebereichs.

„JM: Ist eine andere Welt denn pflanzbar?

KO: [...] Ich finde das klingt, eine bessere Welt ist pflanzbar oder machbar. Ich weiß nicht, das sind halt kleine Dinge, die passieren. [...] Man kann nicht die Welt ändern. Das kann keiner von uns. Man kann aber sein Umfeld ändern. So und das haben wir hier ein bisschen mitgemacht. Auch wenn es sehr klein ist [...] und dadurch ist meine Welt und die Welt von allen, die hier beteiligt sind, ein Stück schöner geworden, oder besser oder was weiß ich. Also für uns zumindest. Das ist dann auch ja immer individuell gesehen besser und schöner geworden. [...] Aber ich würde diesen holistischen Ansatz, die ganze Welt, ich finde das passt nicht. Das hat hier keinen Einfluss auf hungernde Kinder in Sambia oder so.“ (P15)

Gerade der letzte Satz von KO untermauert, dass er von einer sehr begrenzten Reichweite der potentiell positiven Effekte urbaner Gemeinschaftsgärten ausgeht. Individuell mag der Ertrag zwar hoch sein, aber das ändert seiner Ansicht nach nichts an dem Elend in der Welt. Diese Einschätzung wird auch von JF aus der Garteninitiative G10 geteilt:

„JF: Also ich finde im kleinen Rahmen das schon, weil wir ja dann hier unser eigenes Gemüse haben und da nicht unbedingt drauf angewiesen sind und wenn das jeder machen würde, vielleicht.

Ich finde das immer schwierig, das in so einem großen Kontext dann zu denken.

JM: Geht es Dir denn darum?

JF: So groß denke ich in dem Moment nicht.“ (P22)

In eine ähnliche Richtung argumentiert auch GE aus dem Gemeinschaftsgarten G8. Im Gegensatz zu KO und JF, die einen sehr starken Fokus auf die positiven Effekte für die GärtnerInnen legen, betont GE die Anstrengungen, die mit dem Aufbau von Garteninitiativen und dem Versuch „etwas Neues [zu] schaffen“ verbunden sind:

„Also man bewegt natürlich schon auch was durch - man kann schon was bewegen und dann vielleicht auch etwas Neues schaffen, aber das ist natürlich mühsam. Ja, auch das Verständnis von anderen, also sagen wir auch jetzt hier für den Platz - also der sollte ja mal bebaut werden und gewechselt werden woanders hin. Das könnte also eine andere Welt werden. Das muss aber gewollt sein von denen, die da investieren oder von städtischer Seite und so. Und das ist halt auch mühsam.“ (P17)

In ihrer Aussage verdeutlicht GE einen weiteren Aspekt: Es ist nicht nur mühsam, einen urbanen Gemeinschaftsgarten ins Leben zu rufen und auf diese Weise zu der Realisierung eines alternativen Gesellschaftsentwurfes beizutragen, sondern es ist auch mit Anstrengungen verbunden, die kontextuellen Bedingungen für derartige Projektvorhaben zu schaffen. Urbane Gemeinschaftsgärten

werden durch die strukturellen Charakteristika ihrer Umgebung stets beeinflusst und dieser Sachverhalt stellt eine deutliche Limitierung ihrer potentiell positiven Effekte dar.

Die bisherigen Aussagen legen somit nahe, dass die GärtnerInnen die Wirkung urbaner Gemeinschaftsgärten als lokal limitiert und auf das direkte soziale Umfeld begrenzt wahrnehmen. Eine etwas optimistischere Einschätzung expliziert RH aus der Initiative G10. RH betont, dass der urbane Gemeinschaftsgarten lediglich ein potentieller Anfang sei, der für sich genommen zwar nicht ausreichend ist, aber im Falle einer massenhaften Verbreitung durchaus strukturelle Umbrüche und sozialen Wandel hervorbringen könne. Somit sind die sozialtransformierenden Potentiale urbaner Garteninitiativen stark davon abhängig, wie viele Menschen erreicht werden können.

Diese Ansicht wird auch von IN geteilt, die in diesem Zusammenhang die besondere Relevanz intermedialer Vernetzungsmöglichkeiten betont. So führe das Internet nicht nur zu einer Sichtbarkeit unterschiedlichster Initiativen, sondern es ermögliche auch die Kommunikation und Vernetzung, die für einen umfassenden sozialen Wandel, den sie durchaus auch auf globaler Ebene für möglich hält, unabdingbar sei. Darüber hinaus konstituiere sich auf diese Weise ein gänzlich neues Bewusstsein unter den GartenaktivistInnen:

„IN: Und ich glaube das hier, ist eine mögliche Keimzelle von vielen. Ich glaube, es funktioniert wirklich nur, wenn wir uns nicht als Einzelgarten sehen. Hier können wir in den Stadtteil hineinwirken. [...] Aber, wenn wir uns zudem auch noch mit anderen ähnlichen Initiativen vernetzen. Dann merkt man auch, dass es eine viel größere Bewegung ist, als es immer so dargestellt wird. Es sind viele Menschen, die sich um diese Thematiken kümmern.

JM: Was glaubst du, woher kommt das?

IN: Ich glaube, das haben die Leute auch schon in den 70ern gespürt. Das Selbstbewusstsein und die Angstlosigkeit das jetzt so weiter zu verfolgen, ist auf jeden Fall durch das Internet gestärkt worden. Dass wir uns leichter vernetzen, mehr voneinander erfahren. Die Sichtbarkeit hat sich dadurch deutlich erhöht. [...] Ich glaube, dass eine andere Welt pflanzbar ist, aber es sind verdammt mächtige Gegner.“ (P18)

Das Bewusstsein, Teil eines größeren Ganzen zu sein, zeigt sich auch in den Äußerungen von VO und MG. Sie betonen indes, dass der Prozess der sozialen Transformation erst begonnen habe und dass urbane Gemeinschaftsgärten insbesondere als Erprobungsräume einer alternativen Gesellschaft relevant werden. In Anlehnung an die Arbeiten von Niko Paech und dem Modell der Postwachstumsökonomie konzeptualisieren sie den urbanen Gemeinschaftsgarten als „Insel“ – oder im Foucaultschen Sinne gedeutet – als Heterotopie innerhalb des gesamtgesellschaftlichen Raumes.

„VO: Ja, wir sind Teil dieser Veränderung. [...] Ja, also der Niko Paech spricht ja immer von Postwachstumsökonomie und der braucht halt diese Inseln, wo das neue Leben ausprobiert wird.

Was er sich vorstellt und was wir dann machen, werden zwei Paar Schuhe sein. Aber wir sind ja schon in dem Prozess, dass wir gemeinsam was machen, dass wir Fähigkeiten tauschen, Ressourcen tauschen, gemeinsam Dinge, unsere Zeit anders einsetzen, als mit Lohnarbeit. Das ist genau das, was er auch immer anspricht. [...]

MG: Ich finde erst einmal ganz spannend. Also erst einmal ist das ja so ein [Gemeinschaftsgarten] und solche Projekte, Urban Gardening Projekte sind ja so ein Freiraum, wo überhaupt erst einmal die, der Samen gesetzt wird. Ich sehe überhaupt nicht, dass da diese Projekte auf den Weg gescheitert wären, sie haben ja gerade erst angefangen. Also ich glaube, der Samen keimt vielleicht gerade. [...] Da sind wir ganz am Anfang von einer ganz langen Reise irgendwie. Aber da wäre ich überhaupt nicht pessimistisch.

VO: Es gibt ja auch ganz viele Initiativen, die das umsetzen und da sind wir ein Teil von dieser Bewegung.“ (P16)

Interessant ist an der Interviewpassage auch die erneute Verwendung der bereits thematisierten ‚Samen-Metapher‘, da diese auch hier dazu dient, das hohe Potential urbaner Garteninitiativen zu verdeutlichen. Darüber hinaus verweist die Metapher auf eine gerichtete Prozessualität, deren Kern positiv gedeutet wird. Am Ende des somit implizierten Entwicklungspfad steht etwas Gutes – oder in dem hier dargelegten Kontext: Eine andere und vor allem bessere Welt.

In der Zusammenschau der hier angeführten Interviewzitate fällt somit insgesamt eine zuversichtliche Einschätzung auf. Mag die Reichweite der positiven Effekte urbaner Gemeinschaftsgärten zwar durchaus divergierend eingeschätzt werden und mit ihr das Potential, strukturelle Umbrüche und sozialen Wandel zu evozieren, so sind sich die Befragten dennoch einig, mit den Garteninitiativen einen positiven Beitrag zur Gesellschaft zu leisten.

Bringt man diese Perspektive nun mit den hier dargestellten Ergebnissen zusammen, so wird eine etwas andere Perspektive nahegelegt. So konstatiert bereits Pierre Bourdieu:

„Will man die Welt ändern, muß man die Art und Weise, wie Welt »gemacht« wird, verändern. Das heißt, man muß die Weltsicht und die praktischen Operationen verändern, mit denen Gruppen produziert und reproduziert werden“ (Bourdieu 1992, 152).

Bereits die Darstellung der Entkopplungsmechanismen im Zuge der Explorationsstudie als auch die Diskussion um die Bedeutung der sozialen Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum für die Partizipations- und Integrationschancen am urbanen Gemeinschaftsgarten legen die These nahe, dass gesellschaftstransformierende Effekte vom urbanen Gemeinschaftsgarten, wenn überhaupt, dann nur in sehr begrenztem Umfang zu erwarten sind. Zusätzlich zeigt sich in der Relektüre einiger, prägnant erscheinender Interviewpassagen eine deutliche Orientierung an den typischen Leitbildern kapitalistisch geprägter Gesellschaften. Die These, dass unbewusste Schemata des Habitus auch

innerhalb der Garteninitiativen wirksam werden, erscheint somit naheliegend. Im Folgenden sollen exemplarische Passagen präsentiert und diskutiert werden.

Zunächst soll der Fall G7 herangezogen werden. Hier zeigt sich, dass auch in nicht gGmbH-organisierten Gemeinschaftsgärten Ökonomisierungstendenzen vorzufinden sind. So berichtet KO:

„KO: Ich mache auch Verträge mit den Firmen, die von uns irgendetwas wollen. Also das sind mehr als man denkt.

JM: Was wollen die denn?

KO: Zum Beispiel das, diesen Ort hier, der ist ja ganz schön und deswegen gibt's zum Beispiel auch mal Leute, die wollen hier was drehen oder Fotos machen oder sowas. Es gibt zum Beispiel eine Serie, da war eine Folge, die drehte sich hier nur darum. [...] Und die haben hier gedreht und dann habe ich mit denen eben ausgemacht, was wir dafür bekommen und so weiter.“ (P15)

Das Beispiel zeigt, dass der Gemeinschaftsgarten G7 und dessen DIY-Ästhetik zu einem effektiven Werbe- beziehungsweise Stilmittel der Medienindustrie geworden ist. Diesen Sachverhalt können die GärtnerInnen zur Vermarktung ihrer Projekte gewinngenerierend nutzen. Eine zunehmende Kommerzialisierung von Urban Gardening Initiativen und eine damit einhergehende Vereinnahmung beziehungsweise Einverleibung durch den Kapitalismus erscheint damit erneut naheliegend und nicht mehr nur auf gGmbH-organisierte Gartenprojekte begrenzt.

Interessant sind in diesem Zusammenhang die Rechtfertigungsstrategien der Interviewten. So verweist VO im weiteren Gesprächsverlauf darauf, dass die Erwirtschaftung monetärer Ressourcen nicht mit der Absicht verfolgt werde, Profit zu generieren, sondern lediglich Geld als „Mittel zum Zweck“ benötigt werde, um sich selbst einen gewissen Entscheidungs- und Handlungsspielraum in einer kapitalistisch geprägten Welt zu gewährleisten.

„VO: Ja, natürlich kann man Geld gut gebrauchen, aber das ist jetzt nicht der Zweck. Man kann das, Mittel zum Zweck.

KO: Wenn ich aber mal jemanden zitieren darf aus dem Garten, den [VO], der mir sagte vor zwei Wochen, dass wir doch gerne 100 000 Euro bräuchten, um ein Grundstück zu kaufen.

VO: Ja, du brauchst ja halt Freiraum, ne? [...] also wir leben halt in dieser Welt und müssen mit ihr klarkommen.“ (P16)

Die Motivation der Vermarktung wird innerhalb des Gespräches von VO und KO somit als strukturell bedingte Notwendigkeit legitimiert. An dieser Stelle fällt auf, dass auf ähnliche Weise argumentiert wird, wie bereits in der Explorationsstudie herausgestellt: Die Sicherstellung von Entscheidungs- und Handlungsfreiheit kann in einer kapitalistisch strukturierten Welt singulär durch die Verfügung über monetäre Ressourcen gewährleistet werden. Anhand dieser Rechtfertigungsstrategie wird jedoch deutlich: Lösungsansätze für dieses strukturelle Dilemma, die außerhalb eines monetär grundierten

Orientierungsrahmens liegen, werden gar nicht in Betracht gezogen. Aus analytischer Perspektive scheinen sie schlichtweg nicht denkbar zu sein.

Somit wird weder das Risiko einer kapitalistischen Einverleibung der Garteninitiativen kritisch reflektiert. Noch wird die eigene Orientierung an kapitalistischen Werten in ihrer Gänze wahrgenommen – wie anhand der gedanklichen Barrieren sichtbar wird. Auf diese Weise wird die These gestützt, dass unbewusste Schemata weiterhin wirksam bleiben und die utopischen Ziele der urbanen Gartenprojekte unterwandern können.

Neben dieser monetären Orientierung fällt jedoch eine weitere Leitfigur auf, die für die gegenwärtige Gesellschaft charakteristisch zu sein scheint und bereits in der Explorationsstudie thematisiert wurde: Die starke Orientierung an den Werten der Freiheit und Autonomie. Ähnlich wie die interviewten GärtnerInnen in der Explorationsstudie betonen auch einige der Befragten in der zweiten Erhebungsphase, dass sie dauerhafte Verpflichtungen ablehnen und ungebunden bleiben wollen:

„Ich brauche diese Freiheit, mein Leben ist schon stressig genug, also will ich mich einbringen, so wie ich es will und so wie mir es passt. Ich will selbst entscheiden, wie viel ich geben kann. Aber ich will trotzdem zur Gemeinschaft gehören. Und das ist hier absolut möglich. [...] Und ich glaube, dass das hier für viele Leute ein Thema ist, dass man an einer unverbindlich, relativ unverbindlichen Gemeinschaft teilnehmen kann.“ (P18)

Unverbindliche Kollektivität beziehungsweise der Versuch, neue Formen der Kollektivität zu finden, die mit dem Streben nach Individualität zu vereinbaren sind, stehen somit im Fokus des Interesses. Allerdings betonen die GärtnerInnen, dass die flexiblen Strukturen des urbanen Gemeinschaftsgartens aus einer weiteren Perspektive reizvoll sind: So bleibt nicht nur die individuelle Freiheit und Ungebundenheit aufgrund der Tatsache gewahrt, dass es keine langfristigen Mitgliedschaften oder Vertragslaufzeiten gibt, sondern der urbane Gemeinschaftsgarten bietet darüber hinaus die Möglichkeit, Verantwortlichkeiten auf das Kollektiv zu verteilen.

„JF: Und wenn ich jetzt merke nach ein paar Monaten, ok, ich schaffe das nicht mehr, dann habe ich halt nicht diese Verpflichtung, dass ich in irgendeinen Vertrag drinne hänge. Und so, wenn ich jetzt mal keine Zeit habe, dann kann das mal jemand anderes machen. Also im Moment habe ich halt relativ viel Zeit, aber das kann sich ja auch mal ändern, ne? Und dann kann jemand anderes sich um die Pflanzen kümmern, das würde sonst ja alles irgendwie kaputtgehen.“ (P22)

„VO: Ja, Gemeinschaftsgarten hat den Vorteil, man muss nicht immer da sein. Die Gemeinschaft sorgt halt dafür, dass da was passiert. Oder wenn halt keiner da ist, passiert halt nichts. Aber dann macht keiner irgendjemandem einen Vorwurf, weil dann ist quasi die Gemeinschaft schuld. Aber es hat den Vorteil, wenn dann was passiert, ja, dann muss ich halt nicht immer da sein. Wenn ich jetzt

im Urlaub bin zwei Wochen, muss ich mir jetzt keine Vertretung holen, die jetzt meine Tomaten gießt.“ (P16)

Die Zitate verdeutlichen zwei wesentliche Aspekte: Auf der einen Seite zeigt sich, dass strukturell bedingte Flexibilisierungsanforderungen, die als zentrales Charakteristikum der Gegenwartsgesellschaft ausgewiesen werden können, durchaus einen Anteil an dem Freiheits- und Autonomiebedürfnis der GärtnerInnen zu haben scheinen. Auf der anderen Seite wird jedoch auch die These untermauert, dass diese Werte als zentrale und vor allem unbewusste Orientierungsmuster der Befragten auszuweisen sind, die nicht kritisch reflektiert werden. Dieser Sachverhalt zeigt sich besonders gut für den Fall VO. In dem folgenden Beispiel erklärt er, wie sich Kosten und Nutzen seiner Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten ausgleichen:

„JM: Was hat Dir der Garten gebracht?

VO: Ja, der hat eine große Beschäftigung gebracht, mein Wochenende ist jetzt strukturiert. Also ich habe jetzt eine feste Wochenstruktur, was ich so mache.

KO: Schon ist die Freiheit weg.

VO: Schon ist die Freiheit weg, genau. Aber ich habe auch viele Leute kennengelernt, die ich sonst halt nicht kennen würde.“ (P16)

VO legitimiert somit implizit die Einbußen seiner Autonomie durch die sozialen Gewinnüter, die ihm der Gemeinschaftsgarten verschafft. Auf diese Weise wird eine der Argumentation immanente kapitalistische Logik deutlich: Kosten und Nutzen beziehungsweise Aufwand und Ertrag müssen sich mindestens die Waage halten.

In der Zusammenschau der hier präsentierten Interviewpassagen wird – im Gegensatz zur Explorationsstudie – wesentlich stärker deutlich, dass die Entkopplungsmechanismen, auf die die Schilderungen der Befragten hinweisen, als das Ergebnis der interdependenten Trias Struktur – Habitus – Praxis theoretisiert werden können. Die Erklärung, dass Entkopplung aus strukturellen Erfordernissen resultiert, ist daher nur ein Faktor, der jedoch nicht ausreicht, um gedankliche Barrieren sowie ihre reflexive Unzugänglichkeit zu begründen. Diese können erst durch die Hinzunahme der Gesellschaftstheorie Bourdieus aufgezeigt und begreiflich gemacht werden. Dieser Aspekt verweist jedoch erneut darauf, dass das Potential urbaner Gemeinschaftsgärten, als Transmitter eines umfassenden sozialen Wandels fungieren zu können, fraglich erscheint.

In dem nun folgenden Kapitel wird es darum gehen, die Ergebnisse der Teilkapitel in der Zusammenschau zu diskutieren. Im Zuge dessen wird zudem eine Reflexion der Studie erfolgen, die sowohl die theoretischen als auch die methodischen Zugänge zu dem Phänomen in den Blick nimmt. So sollen nicht nur die Potentiale der Forschung dargestellt werden, sondern es wird auch darum gehen Probleme und Grenzen zu benennen.

7. Fazit, Reflexion und Ausblick

Die hier vorliegende Forschung startete im Jahr 2014 aufgrund der Annahme, dass urbane Gemeinschaftsgärten als „eine soziale Hybridsphäre“ (Werner 2012, 64) zu beschreiben seien, die den partizipierenden GärtnerInnen einen spezifischen Möglichkeitsraum offeriere, um feststehend erscheinende Grenzziehungen aufzuweichen und auf diese Weise zu einer Pluralisierung der sozialen Wirklichkeit beizutragen. Ausgehend von dieser Interpretation entwickelte sich zunächst die These, dass die städtischen Garteninitiativen nicht nur als Heterotopien im urbanen Raum zu konzeptualisieren seien, sondern dass sie vielmehr als Anzeichen und Transmitter eines beginnenden sozialen Wandels zu verstehen sind. Um jedoch einen ergebnisoffenen Forschungsprozess zu gewährleisten und vorschnelle Schlüsse zu vermeiden, wurde durch eine explorative Studie eine offene Annäherung an den Untersuchungsgegenstand vorgenommen. Auf diese Weise konnte nicht nur sichergestellt werden, dass theoretische Vorannahmen eingehend geprüft und unter Umständen falsifiziert werden, sondern es wurden auch die Relevanzen der AkteurInnen in den Fokus gerückt, so dass diesem zentralen Kriterium qualitativer Forschung Rechnung getragen werden konnte.

Im Verlauf der vorliegenden Forschung kristallisierte sich zunehmend heraus, dass zentrale und beständig wiederkehrende Themenkomplexe in den Interviews in der Frage nach den gesellschaftstransformierenden Potentialen, die unter Umständen vom urbanen Gemeinschaftsgarten ausgehen können, kumulieren. Auf diese Weise ergab sich der Fokus der vertiefenden Studien: Kann der urbane Gemeinschaftsgarten als Transmitter eines umfassenden sozialen Wandels fungieren?

Um diese Frage abschließend zu diskutieren, werden im Folgenden die zentralen Ergebnisse der Studie noch einmal zusammengefasst und in der Zusammenschau für eine Abwägung des gesellschaftstransformierenden Potentials urbaner Gemeinschaftsgarteninitiativen genutzt. Die methodischen Reflexionen, die im Zuge dessen erfolgen, dienen auf der einen Seite dazu, Grenzen der vorliegenden Forschungsarbeit offen zu legen. Auf der anderen Seite soll dies die nicht-realisierten Potentiale für weiterführende Forschungsarbeiten zeigen und einen Beitrag dazu leisten, dem Gütekriterium der Transparenz zu entsprechen.

Ein weiterer Aspekt, den es vorab zu betonen gilt, ist, dass eine Generalisierung der vorliegenden Forschungsergebnisse nicht möglich ist. Im Gegensatz zu quantitativen Forschungen, die auf die Ziehung repräsentativer Stichproben abzielen, steht in qualitativen Forschungsverfahren die Generalisierbarkeit über typische Fälle im Fokus. Dies hätte in der vorliegenden Studie jedoch entweder eine größere Fallzahl erfordert oder aber eine andere Vorgehensweise des Samplings beziehungsweise eine Realisierung des erstellten Erhebungsplanes. Dies war aufgrund der mehr als geringen Rückmeldequote - insbesondere in der zweiten Erhebung - nicht möglich.

In Kapitel 6.1 steht die Bedeutung der sozialen Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum sowie die damit einhergehenden Verfügungsmöglichkeiten über ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital für Partizipations- und Integrationschancen in urbanen Gemeinschaftsgärten im Fokus. Die zugrundeliegende Forschungsfrage ergab sich maßgeblich aus der explorativen Beschäftigung mit dem Feld, da sich in zahlreichen Interviewpassagen Hinweise auf Mechanismen der Selbst- und Fremdelektion ergaben, die insbesondere mit dem inkorporierten Kulturkapitel einer Person zusammenzuhängen schienen.

Im Verlauf der Auswertung der Daten aus der zweiten Forschungsphase ergab sich durch eine konsequente Durchführung des komparativen Analyseverfahrens der dokumentarischen Methode eine hohe Relevanz konvergierender Orientierungsrahmen, welche sodann auf einer höheren Abstraktionsstufe die besondere Wichtigkeit einer sozialen Passung unter den GärtnerInnen symbolisiert. Diese Schlussfolgerung resultiert aus der methodologischen Prämisse der dokumentarischen Methode, dass konvergierende Orientierungsrahmen auf eine Kongruenz der Erfahrungsräume der befragten AkteurInnen hinweisen. Diese können als soziostruktureller Kontext übersetzt werden oder – um in der Terminologie der Theorie der Praxis zu bleiben – in Analogie zu

der Positionierung der AkteurInnen im gesamtgesellschaftlichen Raum gesetzt werden. Somit impliziert die soziale Passung immer auch eine Passung der Habitus der AkteurInnen. Dieser Sachverhalt ist im weiteren Verlauf besonders eindrücklich durch die Hinzunahme eines konkreten Analysebeispiels veranschaulicht worden. So berichtet ein Interviewter von einem Konflikt unter den GärtnerInnen, der maßgeblich auf divergierenden ästhetischen Ansprüchen an den Garten basiert. Da der Geschmack gemäß den Prämissen der Bourdieuschen Theorie als ein Teil der Denkschemata ausgewiesen werden kann und eine direkte Verbindung zum inkorporierten kulturellen Kapital aufweist, verweisen die Beobachtungen erneut auf die Bedeutung der sozialen beziehungsweise habituellen Passung unter den Partizipierenden. Auf diese Weise wird letztlich die These untermauert, dass die Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum sowie ihre Verfügungsmöglichkeiten über die verschiedenen Kapitalformen einen entscheidenden Einfluss darauf ausüben, ob eine Teilhabe am urbanen Gemeinschaftsgarten sowohl kurz- als auch langfristig denkbar ist.¹⁷⁷

In Verbindung mit der in der Exploration entwickelten These, dass Fremd- und Selbstselektionsmechanismen einen erheblichen Anteil daran haben, dass heterogene Bevölkerungsschichten mit dem urbanen Gemeinschaftsgarten nur sehr schwer erreicht werden können und dass daher eine langfristige Einbindung von Personen aus unterschiedlichsten sozialen Milieus unwahrscheinlich erscheint, wird die Tragweite, auf die die Ergebnisse der zweiten Erhebungsphase hinweisen, deutlich: Diese legen nicht nur nahe, dass die sozialen Ziele urbaner Gemeinschaftsgärten realiter nur sehr schwer umzusetzen sind, sondern darüber hinaus wird auch an dieser Stelle bereits das Potential, sozialen Wandel hervorzurufen und die Durchsetzung eines nachhaltigen urbanen Lebensstils zu fördern, in Frage gestellt. Stattdessen entsteht allerdings der Eindruck, dass es sich bei urbanen Gemeinschaftsgärten um ein milieuspezifisches Phänomen handelt, dass zu der (Re-)Produktion der sozialen Ordnung beiträgt. Dieser Eindruck ist indes durch die Beobachtung gestärkt worden, dass die Relevanz einer habituellen Passung aufgrund der Unbewusstheit inkorporierter Schemata den AkteurInnen nicht reflexiv zugänglich ist. Soziale Mechanismen des Ein- und Ausschlusses verbleiben daher ähnlich eines blinden Fleckes unbeachtet und können von den GärtnerInnen kaum kritisch hinterfragt werden.

Dieser Sachverhalt wird zudem besonders gut durch die Bearbeitung der Frage nach den distinguierenden Potentialen, die aus einer Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten resultieren, deutlich. So weisen die analysierten Orientierungsrahmen eindeutig darauf hin, dass das

¹⁷⁷ Über den Zusammenhang von Habitus und inkorporierten Kulturkapital hält Bourdieu fest: „Inkorporiertes Kapital ist ein Besitztum, das zu einem festen Bestandteil der »Person«, zum Habitus geworden ist; aus »Haben« ist »Sein« geworden“ (Bourdieu 1992a, 56). Die Habitualisierung kann somit auch als Akkumulation kulturellen Kapitals konzeptualisiert werden, so dass die Bedeutung der Positionierung im sozialen Raum insgesamt sehr gut deutlich wird.

gärtnerische Engagement den AkteurInnen dazu dient, einen alternativen Lebensstil sowie eine Verbundenheit mit der Natur und der Umwelt zu symbolisieren. Diese Symbolisierung geht mit eindeutigen Abgrenzungsversuchen einher, die den GärtnerInnen auf der einen Seite Möglichkeiten zur Selbstverortung offerieren und auf der anderen Seite im Sinne des symbolischen Kapitals zur persönlichen Darstellung und Anerkennung genutzt werden. Auf diese Weise trägt der urbane Gemeinschaftsgarten jedoch zu einer Verfestigung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse bei anstatt diese zu durchbrechen. Auf diese Weise unterstreichen die in dieser Arbeit untersuchten Fallbeispiele die These, dass mit den Garteninitiativen – wenn auch ungewollt – die (Re-)Produktion sozialer Ordnung und Ungleichheit gefördert werde.¹⁷⁸

In der Zusammenschau lässt sich für Teilkapitel 6.1 somit resümierend festhalten, dass die Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum einen durchaus wichtigen Stellenwert bezüglich ihrer Partizipations- und Integrationschancen innerhalb der untersuchten Gemeinschaftsgarteninitiativen aufzuweisen scheint. Das Gärtnern in der Stadt erscheint auf der Grundlage dessen als ein milieuspezifisches Phänomen, das keineswegs dazu geeignet ist, heterogene Bevölkerungsschichten zu erreichen und einzubinden. Damit muss das gesellschaftstransformierende Potential des urbanen Gemeinschaftsgartens eindeutig in Frage gestellt werden.

Natürlich gilt es in diesem Zusammenhang noch einmal dezidiert zu betonen, dass aus methodischer Perspektive zu bemängeln ist, dass es sich hier lediglich um die Erhebung einzelner Fallbeispiele handelt, die nur in begrenztem Umfang einer Typisierung unterzogen werden können, da der Erhebungsplan nicht eingehalten werden konnte. Die Relevanz des Samplings zeigt sich darüber hinaus in dem Sachverhalt, dass der Schritt der soziogenetischen Analyse aufgrund der zu geringen Fallzahl nicht möglich ist. Diese wäre jedoch insbesondere in dem Zusammenhang mit der Frage nach der Bedeutung der sozialen Positionierung der GärtnerInnen gewinnbringend gewesen, um dessen Relevanz im Einzelnen noch präziser spezifizieren zu können. Dennoch geben die hier präsentierten Zusammenhänge aus Partizipation und sozialer Position bereits eindeutige Hinweise darauf geben, dass die soziale Passung unter den AkteurInnen, die maßgeblich aus einer habituellen Kongruenz konstituiert wird, entscheidend ist.

In eine ähnliche Richtung verweisen auch die Ergebnisse aus Teilkapitel 6.2. Hier geht es um die Frage nach den Gewinnsgütern, die die AkteurInnen durch die Teilhabe am urbanen Gemeinschaftsgarten unter Umständen erzielen können. Urbane Gemeinschaftsgärten werden im

¹⁷⁸ „Da symbolisches Kapital nichts anderes ist als ökonomisches oder kulturelles Kapital, sobald es bekannt und anerkannt, erkannt ist entsprechend den von ihm selbst durchgesetzten Wahrnehmungskategorien, reproduzieren und verstärken die symbolischen Kräfteverhältnisse ihrer Tendenz nach die Kräfteverhältnisse, aus denen die Struktur des sozialen Raumes besteht“ (Bourdieu 1992, 149). Da die in diesem Zitat angesprochenen Wahrnehmungskategorien in inkorporierter, das heißt habitualisierter Form vorliegen, wird die derart ausgelöste Reproduktion des sozialen Raumes von den AkteurInnen als legitim empfunden.

Zuge dessen als soziale Felder im Sinne Pierre Bourdieus konzeptualisiert, in denen nach spezifischen Regeln um Gewinnüter gespielt beziehungsweise gekämpft wird.¹⁷⁹ Im Verlauf der Analyse sind aus den verschiedenen Interviewpassagen vor allem Gewinnüter in der sozialen Dimension identifiziert worden. Diese sind – aus theoretischer Perspektive wenig überraschend – je nach der sozialen Positionierung innerhalb des Gartenkollektivs in divergierendem Maße zugänglich. So ist die Akkumulation sozialen Kapitals, welche durchaus als eines der bedeutsamsten Gewinnüter der Garteninitiativen auszuweisen ist, über Prozesse der Netzbildung zunächst zwar allen Partizipierenden möglich, allerdings nur insofern sich diese innerhalb der Grenzen des urbanen Gemeinschaftsgartens vollzieht. Netzbildung über die Grenzen des Gartens hinaus gelingt lediglich den InitiatorInnen beziehungsweise VerantwortungsträgerInnen der Gartenprojekte. Diese berichten nicht nur von einer Integration in politische Arenen, sondern auch von dem Potential, diese für die Mobilisierung sozialen Kapitals nutzen zu können, um auf diese Weise weitere Initiativen zu planen und umzusetzen.

Bringt man diese Ergebnisse nun mit denen aus Teilkapitel 6.1 zusammen, so wird aus theoretischer Perspektive die Interpretation nahegelegt, dass die Chancen auf die feldspezifischen Gewinnüter urbaner Gemeinschaftsgärten nicht nur von der Positionierung der AkteurInnen innerhalb des Gartengefüges abhängig sind, sondern dass auch die Positionierung innerhalb des sozialen Raumes sowie die damit einhergehende Verfügung über ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital entscheidend ist. Um diesen Faktor zu veranschaulichen, lässt sich beispielhaft fragen: Wer initiiert beziehungsweise wer leitet eigentlich urbane Gemeinschaftsgartenprojekte? Wenn davon auszugehen ist, dass bereits das Phänomen des städtischen Gärtnerns an sich milieuspezifisch ist, dann verweist dieser Sachverhalt bereits darauf, dass die Initiierung und Leitung eines urbanen Gemeinschaftsgartens noch wesentlich stärkere Abhängigkeiten zum soziostrukturellen Kontext aufweisen wird.

Betrachtet man die soziostrukturellen Daten der Interviewten genauer, so fällt auf, dass ausnahmslos alle InitiatorInnen und VerantwortungsträgerInnen der untersuchten Projekte einen akademischen Abschluss aufweisen und somit mutmaßlich über ein hohes Bildungskapital verfügen. Darüber hinaus zeigt sich bei einigen ein ohnehin vorhandenes Interesse an Nachhaltigkeitsthematiken, welches sie sodann im Rahmen der Gärten praktisch umzusetzen versuchen. In diesem Zusammenhang soll allerdings darauf verwiesen werden, dass auf der Grundlage der hier vorliegenden Daten nicht beurteilt werden kann, inwiefern die Zugänglichkeit zu

¹⁷⁹ Soziale Felder entstehen dann, „wenn sich Menschen durch gemeinsame Interessen auf Spielregeln einigen, nach denen um wertvolle Güter bzw. Kapitalien gespielt bzw. gekämpft wird“ (Henning & Kohlmann 2011, 25). Somit strukturieren soziale Felder ebenso wie der Zugang zu den verschiedenen Kapitalformen den sozialen Raum. Die verschiedenen Kapitalien fungieren unterdes als Erklärungsfaktoren für das Handeln innerhalb der Felder. Welche Form des Kapitals relevant wird, ist dabei von Feld zu Feld unterschiedlich. Innerhalb urbaner Gemeinschaftsgärten zeigte sich bisher die besondere Relevanz kulturellen Kapitals.

spezifischen Funktionen innerhalb der Gemeinschaftsgarteninitiativen durch soziale Ein- und Ausschlussmechanismen begrenzt ist. Ausgehend von den bisherigen Analyseergebnissen liegt allerdings die These nahe, dass auch hier Mechanismen der Fremd- und Selbstselektion zu erwarten sind, die sodann zu einer (Re-)Produktion der sozialen Ordnung beitragen.

Ein weiterer wiederkehrender Topos in den Interviews ist die Möglichkeit, den Garten als Lern- und Erfahrungsraum zu nutzen. Im Zuge dessen ist auf einer impliziten Ebene der Interviewpassagen die besondere Bedeutung von Erfahrungen der Selbstwirksamkeit ausgemacht worden, die unter Hinzunahme der theoretischen Erläuterungen von Gerhard Schulze (2000) sodann deutliche Parallelen zu dem von ihm beschriebenen Selbstverwirklichungsmilieu sichtbar werden ließen. Auf diese Weise sind die Chancen auf eine Verwirklichung des wahren Selbst (inneren Kerns) und die Konstruktion eines subjektiven Sinnzusammenhangs, welche von den Befragten sowohl pro- als auch retrospektiv vollzogen wird, als zentrale Erklärungsfaktoren für die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten ausgewiesen worden.

Obwohl – wie Schulze ausdrücklich betont – das Selbstverwirklichungsmilieu vielfach der Ursprung sozialer Bewegungen ist, ist es maßgeblich durch eine starke Ich-Zentriertheit charakterisiert, die ihren Ausdruck in der Priorisierung des sogenannten inneren Kerns findet und somit zu starken Abgrenzungsbedürfnissen seitens der AkteurInnen führt, um der eigenen Besonderheit Ausdruck zu verleihen. Diese theoretische Annahme zeigt sich für das vorliegende Sampling nicht nur durch das starke Bedürfnis nach Selbstverwirklichung, sondern sie lässt sich auch sehr gut mit den Ergebnissen aus Teilkapitel 6.1 in Verbindung setzen. Auf diese Weise wird deutlich, dass das urbane Gärtnern von den AkteurInnen vielfach als eine Symbolisierung ihres alternativen Lebenskonzeptes genutzt wird, um sich auf diese Weise nicht nur selbst zu verorten, sondern auch um sich von der Mehrheitsgesellschaft abzugrenzen.

In der Zusammenschau liefert die Untersuchung der unterschiedlichen Forschungsfragen bis hierhin somit ein in sich konsistentes Bild: So erscheint sowohl die Initiierung als auch die Partizipation an den in der Studie untersuchten, urbanen Gemeinschaftsgärten ein milieuspezifisches Phänomen zu sein, dessen soziale Ein- und Ausschlussprinzipien durch die Positionierung der AkteurInnen im sozialen Raum begründet werden. Die Positionierung innerhalb des sozialen Raumes reguliert jedoch nicht nur die generellen Teilhabechancen der AkteurInnen, sondern auch die Aussichten auf die feldspezifischen Gewinnüter urbaner Gemeinschaftsgärten. Aus diesen Analyseergebnissen ergibt sich sodann die These, dass die Gartenprojekte vielmehr zu einer (Re-)Produktion der sozialen Ordnung beitragen anstatt einen umfassenden sozialen Wandel zu evozieren. Auf diese Weise wird ein deutlicher Gegensatz zu dem Postulat der Bewegung sichtbar, dass die Projekte insgesamt zu einer Vergemeinschaftung heterogener Bevölkerungsschichten beigetragen würden und somit langfristig soziale Partizipation und Integration gefördert werden

könne. Bezieht man diese Ergebnisse nun auf die übergreifende Forschungsfrage, ob urbane Gemeinschaftsgärten als Treiber eines umfassenden sozialen Wandels fungieren können, so legen sie die These nahe, dass die Initiativen - wenn überhaupt - nur ein geringes gesellschaftstransformierendes Potential aufweisen.

In Teilkapitel 6.3 stehen zunächst die unterschiedlichen Meinungen und Einschätzungen der Befragten im Fokus.¹⁸⁰ Warum erachten sie einen sozialen Wandel für notwendig und welche Rolle kann der urbane Gemeinschaftsgarten im Zuge dessen spielen? Die Schilderungen zu der Thematik sind das Resultat einer Reaktion der interviewten GärtnerInnen auf die provokante Frage, ob in den urbanen Gemeinschaftsgärten eine bessere Welt gepflanzt werde. Die Provokation dient in diesem Zusammenhang dazu, eine klare Positionierung der Interviewten auszulösen, sodass divergierende Orientierungsrahmen im Zuge der Analyse präzise herausgearbeitet werden können.¹⁸¹ So zeigt sich beispielsweise ein klarer Hang zur Rechtfertigung, welcher argumentativ vielfach mit einer kontextuellen Einbettung der je persönlichen Meinung in den Zusammenhang eines kritisch empfundenen Status Quo der Gegenwartsgesellschaft einhergeht. Insgesamt sind im Zuge der Analyse vier grundlegende Orientierungsrahmen elizitiert worden, die auf einer höheren Abstraktionsstufe erneut zusammenzufassen sind. Letztlich bleiben auf diese Weise eine antikapitalistische Haltung sowie die Forderung, dass jede/r ein Recht auf Stadt habe, als zentrale Erklärungsfiguren stehen.

Eine antikapitalistische Haltung ist bereits in der Explorationsstudie als ein zentrales Element der ökonomischen Motivation der Befragten ausgewiesen worden. So überrascht die Repetition dieses Erklärungsfaktors für die zweite Erhebungsphase genauso wenig wie der wiederkehrende Verweis auf das Modell der Postwachstumsökonomie. Zukünftige Strukturumbrüche, die durch eine Situation des sogenannten Peak Oil ausgelöst würden, begründen in diesem Zusammenhang für einige der Befragten die Notwendigkeit eines gesellschaftlichen Wandels, der auf divergierenden Ebenen der Gesellschaft vollzogen werden müsse. Laut dieser Interviewten stellt der urbane Gemeinschaftsgarten im Zuge dessen einen potentiellen Ansatzpunkt für die Bearbeitung zukünftiger

¹⁸⁰ Die Darstellung eines breiten Meinungsbildes, das nicht nur die Mannigfaltigkeit des gärtnerischen Engagements reflektiert, sondern auch mögliche Widersprüche beinhaltet, war von Anfang an ein zentrales Anliegen der vorliegenden Forschungsarbeit. Dieses Vorhaben stellte – die Studie vor besondere methodische Herausforderungen, da ein möglichst umfassendes Spektrum an verschiedenen Gemeinschaftsgärten erhoben werden sollte. Aus diesem Grund wurde die Fallkontrastierung für die Erstellung eines Erhebungsplans genutzt. War diese im Verlauf der ersten Forschungsphase noch durchaus zu realisieren, gelang die Umsetzung für die zweite Forschungsphase leider nur bruchstückhaft.

¹⁸¹ Wie bereits im Zuge der Erläuterungen des Interviewleitfadens beschrieben (Kapitel 5.2), ist das Mittel der Provokation bewusst gewählt worden, um stärkere Reaktionen unter den ProbandInnen hervorzurufen. Nur dadurch war es im Umkehrschluss möglich, eine derart starke Abstraktion vorzunehmen wie sie in Kapitel 6.3 zu finden ist, da diese maßgeblich über die Setzung von fallübergreifenden Vergleichshorizonten vollzogen werden konnte.

Versorgungsprobleme dar und bietet eine Form des konstruktiven Umgangs mit den zu erwartenden Herausforderungen.

Obwohl Bezüge zu der Idee der Postwachstumsökonomie in mehreren Interviewpassagen vorzufinden sind, kann keineswegs konstatiert werden, dass alle in dieser Studie interviewten GärtnerInnen, eine praktische Umsetzung dieses Modells anstreben. Vielmehr ist diese Erklärungsfigur als ein Teilaspekt einer allgemeinen Ablehnung kapitalistischer Strukturen zu charakterisieren. Insgesamt reicht diese wiederum von einem diffusen Misstrauen gegenüber wirtschaftlicher AkteurInnen bis hin zu der verschwörungstheoretisch anmutenden These, dass durch die starke Verquickung aus den gesellschaftlichen Teilbereichen der Politik und Wirtschaft eine systematische Beeinflussung der Zivilbevölkerung resultiere. Gemeinsam ist den verschiedenen Ansichten jedoch, dass der urbane Gemeinschaftsgarten insgesamt als ein potentieller Gegenpol zu einer rein kapitalistischen Ausrichtung der gesellschaftlichen Teilbereiche verstanden wird und dass durch ihn Alternativen sichtbar gemacht werden können. Wie bereits hinlänglich erläutert, ergeben sich somit direkte Parallelen zu den Explikationen von Claire Nettle (2014).¹⁸²

Der Orientierungsrahmen, der mit dem Titel „Ein Recht auf Stadt“ überschrieben werden kann, weist ähnlich starke Parallelen zu der Explorationsstudie auf. Bereits in Kapitel 4.2.1 ist deutlich geworden, dass der urbane Gemeinschaftsgarten als Kehrseite zu einer rein monetär ausgerichteten Stadtentwicklung verstanden wird. Die Forderung einer sogenannten „Mitstadtentwicklung“, die es allen Interessierten ermöglichen soll, die zukünftige Gestaltung des urbanen Raumes mitzubestimmen, und eine nachhaltige Stadtentwicklung ausgehend vom Gemeinschaftsgarten zu fördern, findet sich indes auch in der zweiten Forschungsphase wieder. Ein neuer Erklärungsfaktor ist jedoch die Idee, mit den urbanen Garteninitiativen Freiräume zu generieren, in denen sich Menschen nicht nur austauschen, sondern auch vernetzen können.¹⁸³ Mit dem Ziel - durch die Gärten öffentlich verfügbare Kommunikations- und Vernetzungsräume zu schaffen – verbinden die Befragten die Idee, dass die öffentliche Sichtbarkeit ihrer Projekte besonders relevant sei.¹⁸⁴

¹⁸² Für weitere Informationen zu dem Thema Urban Gardening als sozialer Aktivismus siehe auch Kapitel 2.2, Kapitel 3.3 sowie Kapitel 6.3 dieser Arbeit.

¹⁸³ Besonders interessant erweist sich in diesem Zusammenhang die Parallele zum Selbstverwirklichungsmilieu nach Gerhard Schulze (2000), da die Repetition der sogenannten Samen-Metapher auf die Idee einer zielgerichteten Entwicklung verweist (Siehe dazu auch Kapitel 6.2). Sehr vereinfacht ausgedrückt: Werden durch die flächendeckende Verbreitung urbaner Gemeinschaftsgarteninitiativen die kontextuellen Bedingungen für die Entfaltung des inneren Kerns geschaffen, so wendet sich die Gesellschaft quasi von alleine zum Guten.

¹⁸⁴ Hier fällt im Nachhinein betrachtet eine deutliche Überschneidung zu der Frage des Interviewleitfadens, in welchem Verhältnis die urbanen Gemeinschaftsgärten zur Stadt stehen, auf. Obwohl diese Frage im Rahmen der Interviews nicht besonders erzählgenerierend wirkte, zeigt sich nun die Bedeutung des urbanen Kontextes in aller Deutlichkeit: Gerade im innerstädtischen Raum wird der Mangel an Freiflächen kritisiert, so dass die spezifischen Potentiale bezüglich einer „Mitstadtentwicklung“ insbesondere innerhalb dieser räumlichen Verortung verwirklicht werden können. Darüber hinaus kann gerade innerhalb dieses Kontextes eine breite Masse durch die öffentliche Sichtbarkeit der Gärten erreicht werden.

Sichtbarkeit wird darüber hinaus auch für Mechanismen der Sensibilisierung und Aufklärung als bedeutsamer Faktor erklärt. Sowohl in der Explorationsstudie als auch in der zweiten Erhebungsphase können diese als zentrale Anliegen des gärtnerischen Engagements ausgewiesen werden. Im Zuge dessen betonen die Befragten wiederkehrend, dass insbesondere die praktischen Erfahrungen, die sie selbst, aber auch BesucherInnen innerhalb des urbanen Gemeinschaftsgartens machen können, das Potential aufweisen, routinisierte Denk- und Handlungsmuster aufzubrechen und so der Reflexion zugänglich zu machen.

Aus einer automatistischen Theorieperspektive interpretiert, verweisen derartige Schilderungen darauf, dass die neuartigen Erfahrungen innerhalb des Gemeinschaftsgartens – sei es nun durch den praktischen Umgang mit Pflanzen oder aber durch die Konfrontation mit alternativen Lebensentwürfen - zu einer Entautomatisierung inkorporierter Wahrnehmungs- und Denkschemata führen können - insbesondere dann, wenn diese für eine vollständige Dechiffrierung der im Garten vorgefundenen Handlungssituation nicht ausreichen und somit ein bewusstes beziehungsweise reflexives Agieren seitens der AkteurInnen erforderlich wird. Der Automatismus eines habitualisierten Klassifikationsschemas kann auf diese Weise irritiert und aufgebrochen werden. Diese potentielle Zersetzung des Automatismus kann schließlich Raum für Neues schaffen und insofern – übertragen auf die Theorie der Praxis – potentiell eine Transformation des Habitus evozieren. Gerade jedoch die Integration alternativer Schemata der Wahrnehmung und des Denkens kann mit der vorliegenden Studie nicht belegt werden.

Aus methodologischer Perspektive überrascht dieses Forschungsdesiderat nicht. So ist im Zuge der Beschreibung der dokumentarischen Methode bereits darauf hingewiesen worden, dass der Zugang zu den unbewussten Schemata nur in der Rekonstruktion gelingen kann, da es sich um atheoretische und somit nicht diskursiv verfügbare Komponenten des Wissens handelt (vgl. Bohnsack 2007). Die korrekte Durchführung der einzelnen Auswertungsschritte der dokumentarischen Methode würde jedoch – zumindest laut Bohnsack - einen Zugang bieten, der auch Interviewstudien anwendbar sei. Leider ist dies für die vorliegende Forschungsarbeit jedoch nicht zu konstatieren. So zeigt sich vielmehr, dass die Interviewten in der zweiten Erhebungsphase sehr wohl verbalisieren können, welche Veränderungen ihres Lebensstils sie seit Beginn ihrer Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten vollzogen haben. Auf diese Weise erscheint allerdings ein Herabsinken von alternativen Orientierungsmustern in das Unbewusste für die hier untersuchten Fälle ausgeschlossen. Sind diese Prozesse somit theoretisch durchaus denkbar, lassen sie sich auf der Grundlage der hier vorliegenden Daten nicht belegen.

Letztlich wurde die aus diesen Ergebnissen entwickelte These, dass eine Transformation habitualisierter Schemata durch die Partizipation am urbanen Gemeinschaftsgarten nicht zu erwarten sei und somit auch das Potential, mit den Garteninitiativen die Gesellschaft zu

transformieren, in Frage gestellt werden müsse, durch die Hinzunahme der Bourdieuschen Perspektive auf die Prämissen eines umfassenden sozialen Wandels untermauert. So erklärt Bourdieu, dass sozialer Wandel zur Voraussetzung habe, dass die „Art und Weise, wie Welt »gemacht« wird“ (Bourdieu 1992, 152) verändert werden müsse. Dies würde aufgrund der Verquickung aus Struktur, Habitus und Praxis allerdings bedeuten, dass eine Transformation der (Re-) Produktionsmechanismen des sozialen Raumes vollzogen wird. Dies würde – übertragen auf das untersuchte Feld - implizieren, dass die Garteninitiativen nicht nur einen Einfluss auf habituelle Schemata der AkteurInnen ausüben können, sondern auch, dass sie einen nachhaltigen Einfluss auf die Verteilungsstrukturen der unterschiedlichen Kapitalformen, welche den sozialen Raum strukturieren, aufweisen. Gerade in Anbetracht der Tatsache, dass die bisherigen Ergebnisse der Studie darauf verweisen, dass das Gärtnern in urbanen Gemeinschaftsgärten ein milieuspezifisches Phänomen ist, erscheint eine derartige Wirkung jedoch eher unwahrscheinlich.

Weitere Indizien, die eine derart verhaltene Interpretation nahelegen, sind die auffallenden Entkopplungstendenzen zwischen den hohen ökologischen und sozialen Ansprüchen der Bewegung und ihrer tatsächlichen Umsetzung sowie die starken Inkonsistenzen innerhalb der Handlungsorientierung der AkteurInnen.¹⁸⁵ Die Orientierung an kapitalistischen Handlungsmaximen, die zu einer Integration von Flexibilisierungs- und Ökonomisierungsparadigmen in die urbanen Gemeinschaftsgärten führt, belegt aus der hier dargelegten Theorieperspektive, dass im Verlauf der Habitualisierung erworbene Schemata auch innerhalb des Gartens relevant bleiben und aufgrund ihrer Unbewusstheit die Zielsetzung der Initiativen konterkarieren. Diese These wird zusätzlich dadurch untermauert, dass die beobachteten Entkopplungsmechanismen keineswegs intendiert werden, sondern dass sie sich vielmehr einer bewussten Planung und Steuerung entziehen. Auf diese Weise wird deutlich, dass auch die These, es handele sich bei der Orientierung an monetären Faktoren um eine Reaktion auf die strukturellen Erfordernisse der Umwelt urbaner Gemeinschaftsgarteninitiativen, um einen weiteren Aspekt ergänzt werden muss: Die (zumeist ungewollte) Integration kapitalistischer und neoliberaler Handlungsmaximen ist das Ergebnis unbewusst wirksamer Schemata, durch die gedankliche Barrieren konstituiert werden, die ein Verhaftet-Bleiben in althergebrachten Denk- und Handlungsmustern evoziert.

Schlussendlich kommt die hier vorliegende Forschungsarbeit zu einem eher verhaltenen Urteil über die Potentiale urbaner Gemeinschaftsgärten, als Transmitter eines umfassenden sozialen Wandels fungieren zu können, kommen. Gleiches gilt für die Idee, dass das Phänomen selbst bereits

¹⁸⁵ Wie bereits in Teilkapitel 6.3 ausgeführt, charakterisieren sich ökologische Lebensstile durch einen ihnen inhärenten Pluralismus (vgl. Reusswig 1994) und insofern müssen Inkonsistenzen nicht unbedingt einen Widerspruch zu der Entwicklung eines urbanen Lebensstils gemäß Nachhaltigkeitsparadigmen darstellen. Trotzdem verweisen die hier vorliegenden Beispiele aus einer praxeologischen Lesart heraus betrachtet darauf, dass unbewusste Schemata die Ziele urbaner Gemeinschaftsgarteninitiativen tangieren und unterwandern.

als Ausdruck einer bereits eingesetzten Gesellschaftstransformation zu verstehen sei. Trotzdem sollen die positiven Effekte nicht gänzlich negiert werden, da sie auf der Ebene der/s Einzelnen durchaus zu verzeichnen sind – sei es nun in Form eines Freiraumes, der zum Austausch, Erproben und Selbstverwirklichen einlädt oder als Ausdruck alternativer, politischer Ansprüche, die zumindest im Rahmen der Gärten zu gewissen Anteilen verwirklicht werden können. Indem allerdings Probleme, Hindernisse und Entkopplungstendenzen aufgezeigt werden und die ihnen potentiell zugrundeliegenden sozialen Mechanismen identifiziert werden können, werden gleichzeitig die Chancen für zukünftige Entwicklungen sichtbar: So ließe sich beispielsweise genauer untersuchen, durch welche Modi der Ansprache eine breitere Öffentlichkeit mit den urbanen Gemeinschaftsgarteninitiativen erreicht werden kann. Oder aber wie eine langfristige Einbindung unterschiedlichster AkteurInnen gelingen kann. Ohne auf diese Fragen ad hoc Antworten geben zu können oder aber Entwicklungspotentiale hypothetisch antizipieren zu wollen, wird die Stoßrichtung deutlich: Indem Grenzen ihrer Unsichtbarkeit entzogen werden, werden sie zugänglich und können unter Umständen verschoben werden. Und da sowohl Sensibilisierung als auch Aufklärung mit urbanen Gemeinschaftsgärten sehr gut zu erreichen ist, soll auch ihr gesellschaftliches Transformationspotential nicht gänzlich negiert werden:

„Ich sehe das immer so mit These, Antithese, Synthese. Also dass, These, Antithese und wenn sie [die Grundidee des Urban Gardening] die Antithese liefert, was weiß ich, zum bürgerlich kapitalistischen Leben, konsumieren, wirtschaften, Lebensmittelproduktion, dann ist das, was wir hier jetzt haben [...] und bei vielen anderen, ist dann vielleicht die Synthese, ne? Oder, naja, es ist was dazwischen und noch mal was Neues, was daraus erwächst, vielleicht kann man's so fassen. Und dann damit ist es ja auch gut, ne?“ (P12)

8. Literaturverzeichnis

Armstrong, Donna (2000): A survey of community gardens in upstate New York: Implications for health promotion and community development. In: *Health and Place* (6), S. 319-327.

Baier, Andrea; Biesecker, Adelheid (2010): Ökonomie für das Leben. In: *Politische Ökologie* 2010 (121-122), S. 55-57.

Baier, Andrea; Müller, Christa; Werner, Karin (2011): Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes. München: oekom.

Baier, Andrea (2010): Urbane Subsistenz als Teil nachhaltiger Gesundheitsförderung. In: Eberhard Göpel und Gesundheitsakademie e.V. (Hg.): Nachhaltige Gesundheitsförderung. Frankfurt a. M.: Marbuse, S. 240-257.

Baier, Andrea (2012a): Subsistenz reloaded. In: *Factory - Magazin für nachhaltiges Wirtschaften* 2012 (3), S. 33-39.

Baier, Andrea (2012b): Selbermachen statt Konsumieren. Zur überraschenden Wiederkehr der Subsistenz. Online verfügbar unter <http://www.linksnet.de/de/artikel/27658> (zuletzt geprüft: 28.04.2015).

Baier, Andrea (2012c): Urbane Landwirtschaft und Stadtentwicklung. Die Nachbarschaftsgärten in Leipzig. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt.

Baumgart, Franzjörg (2004): Pierre Bourdieu. Sozialisation als Habitualisierung. In: Franzjörg Baumgart (Hrsg.): Theorien der Sozialisation. Erläuterungen - Texte - Arbeitsaufgaben. 3. Aufl. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt KG, S. 199-205.

Baur, Nina (2013): Der Verbraucher und die Rolle des Konsums auf modernen Massenmärkten. Online verfügbar unter <http://soziologie.de/blog/?p=1110> (zuletzt geprüft 23.05.2017).

Beck, Ulrich; Lau, Christoph (2004): Entgrenzung erzwingt Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? In: Beck, Ulrich; Lau, Christoph (Hrsg.): Entgrenzung und Entscheidung. Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 13 – 61.

Beilin, Ruth; Hunter, Ashlea (2011): Co-constructing the sustainable city: how indicators help us "grow" more than just food in community gardens. In: *Local Environment* 16 (6), S. 523-538.

Bennholdt-Thomsen, Veronika (2012): Ökonomie des Lebens. Wohlstand durch Subsistenz. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 252-265.

Beraldi, Claudio, Giancarlo Corsi, Elena Esposito (1997): Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bierwirth, Maik (2010): ...Jenseits geplanter Prozesse. Einleitendes und Methodisches. In: Maik Bierwirth, Oliver Leistert und Renate Wieser (Hg.): Ungeplante Strukturen. Tausch und Zirkulation. München: Fink.

Bläser, Kerstin; Fox-Kämper, Rundrid; Rawak, Myriam; Wilhelm, Gottfried; Danielzyk, Rainer; Funke, Linda; Sondermann, Martin (2012): Urbanes Grün in der integrierten Stadtentwicklung. Strategien, Projekte, Instrumente. Unter Mitarbeit von Markus Wiechert und Roswitha Penczek. Ministerium für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf. Online verfügbar unter http://www.mbwsv.nrw.de/quartiersentwicklung/leitfaeden/urbanes-gruen/Urbanes_Gruen.pdf, zuletzt geprüft am 30.11.2015.

Bohn, Katrin; Viljoen, André (2012): Produktive Stadtlandschaft. Über ungewöhnliche Verbindungen von Stadt und Ernährung. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 150-159.

Bohnsack, Ralf (2007): Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse: Grundprinzipien der dokumentarischen Forschungspraxis. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwing-Gesemann, Arnd-Michael Nohl (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Wiesbaden: VS, S. 225 – 253.

Bohnsack, Ralf (2008): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Stuttgart, UTB.

Borgstedt, Silke (2012): Das Paradies vor der Haustür. Die Ursprünge einer Sehnsucht aus der Perspektive soziokultureller Trendforschung. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 118-125.

Bourdieu, Pierre (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1985a): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1985b): Sozialer Raum und Klassen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1989): Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen. Berlin: Wagenbach.

Bourdieu, Pierre (1992a): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur. Hamburg: VSA.

Bourdieu, Pierre (1992b): Rede und Antwort. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1997): Meditations pascaliennes. Prais: Seul. (Zitiert in deutscher Übersetzung aus Krais, Beate; Gunter Gebauer (2002): Habitus. Bielefeld: transcript, S. 61f.)

Bourdieu, Pierre (2011): Kunst und Kultur. Zur Ökonomie symbolischer Güter. Schriften zur Kultursoziologie 4. Konstanz: UVK.

Bourdieu, Pierre; Loic J. D. Wacquant (2013): Reflexive Anthropologie. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Böhm, Andreas (2010): Thesenbaukasten zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 1 / These 3: Für die ungeplante Strukturentstehung in der Gesellschaft stellt

Adam Smiths ‚unsichtbare Hand‘ die wahrscheinlich einflussreichste Denkfigur dar. An ihr lassen sich grundsätzliche Problematiken sozialer Automatismen zeigen. In: Bublitz, Hannelore, Roman Marek, Christina L. Steinmann, Hartmut Winkler (Hg.): Automatismen. München: Fink, S. 17 – 36.

Brauerhoch, Annette; Norbert Otto Eke; Renate Wieser; Anke Zechner (2014): Entautomatisierung. Zur Einleitung. In: Annette Brauerhoch, Norbert Otto Eke, Renate Wieser und Anke Zechner (Hg.): Entautomatisierung. Schriftenreihe des Graduiertenkollegs »Automatismen«. München: Fink, S. 9-16.

Brückner, Heike (2012): Schrumpfende Städte - wachsende Freiräume? Die Vision vom »Urbanen Gartenreich«. Zur Erfindung neuer Urbanitäten in Zeiten sinkender Bevölkerung: der Fall von Dessau. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 190-203.

Bublitz, Hannelore (2010a): Thesenbalken zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 1 / These 2: Automatismen beinhalten einen qualitativen Sprung: Aus der wiederholten Einschleifung durch Übung entsteht – paradoxerweise – gerade das Neue: spielerisch – mühelose Perfektion. In: Bublitz, Hannelore, Roman Marek, Christina L. Steinmann, Hartmut Winkler (Hg.): Automatismen. München: Fink, S. 17 – 36.

Bublitz, Hannelore (2010b): Thesenbalken zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 1 / These 4: Automatismen formieren Subjekte. In: Bublitz, Hannelore, Roman Marek, Christina L. Steinmann, Hartmut Winkler (Hg.): Automatismen. München: Fink, S. 17 – 36.

Bublitz, Hannelore; Roman Marek; Steinmann Christina L.; Winkler, Hartmut (2010a): Einleitung. In: Hannelore Bublitz, Roman Marek, Christina L. Steinmann und Hartmut Winkler (Hrsg.): Automatismen. München: Fink, S. 9-16.

Bublitz, Hannelore; Irina Kaldack; Theo Röhle; Hartmut Winkler (2010b): Einleitung. In: Hannelore Bublitz, Irina Kaldack, Theo Röhle und Hartmut Winkler (Hrsg.): Unsichtbare Hände. Automatismen in Medien-, Technik- und Diskursgeschichte. München: Fink, S. 9 -19.

Bundeszentrale für politische Bildung (2017): Folgen der Arbeitslosigkeit. Online verfügbar unter: <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/arbeitsmarktpolitik/54992/folgen-der-arbeitslosigkeit?p=all> (zuletzt geprüft: 03.05.2017).

Certomà, Chiara (2011): Critical urban gardening as a post-environmentalist practice. In: *Local Environment: The International Journal of Justice and Sustainability* 16 (10), S. 977-987. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1080/13549839.2011.592181>, zuletzt geprüft am 14.10.2015.

Clavin, Alma Anne (2011): Realising ecological sustainability in community gardens: a capability approach. In: *Local Environment: The International Journal of Justice and Sustainability* 16 (10), S. 945-962. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1080/13549839.2011.627320>, zuletzt geprüft am 16.10.2015.

Conradi, Tobias (2010): Thesenbalken zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 3 / These 12: Automatismen wirken innerhalb von Diskursen. Ein Beispiel für diskursive Automatismen ist das Konzept der ‚Naturalisierung‘. In: Bublitz, Hannelore, Roman Marek, Christina L. Steinmann, Hartmut Winkler (Hg.): Automatismen. München: Fink, S. 231 - 254.

Conradi, Tobias (2014): *Breaking News. Automatismen in der Repräsentation von Krisen- und Katastrophenereignissen*. München: Fink.

Conradi, Tobias; Heike Derwanz; Florian Muhle (2011): Strukturentstehung durch Verflechtung - Zur Einleitung. In: Tobias Conradi, Heike Derwanz und Florian Muhle (Hg.): *Strukturentstehung durch Verflechtung. Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen*. München: Fink, S. 9-19.

Conradi, Tobias; Gisela Ecker; Norbert Otto Eke; Florian Muhle (2012): Einleitung. In: Tobias Conradi, Gisela Ecker, Norbert Otto Eke und Florian Muhle (Hg.): *Schemata und Praktiken*. München: Fink, S. 9-13.

Dams, Carmen (2012): Gärten gehören zur Stadt! Zur städtebaulichen Relevanz der urbanen Landwirtschaft. In: Christa Müller (Hg.): *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München: oekom, S. 160-172.

Degele, Nina (2002): *Einführung in die Techniksoziologie*. München: Fink.

Derwanz, Heike (2014): Nach allen Regeln der Kunst? Entautomatisierungsstrategien vor ihrem Scheitern auf dem Markt. In: Annette Brauerhoch, Norbert Otto Eke, Renate Wieser und Anke Zechner (Hg.): *Entautomatisierung. Schriftenreihe des Graduiertenkollegs »Automatismen«*. München: Fink, S. 291-306.

Dirksmeier, Peter (2009): *Urbanität als Habitus. Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land*. Bielefeld: transcript.

Ebrecht, Jörg (2002): Die Kreativität der Praxis. Überlegungen zum Wandel von Habitusformationen. In: Jörg Ebrecht und Frank Hillebrandt (Hg.): *Bourdieu's Theorie der Praxis. Erklärungskraft - Anwendung - Perspektiven*. Wiesbaden: VS, S. 225-241.

Eke, Norbert Otto, Lioba Foit, Timo Kaerlein, Jörn Künsemöller (2014): Logiken strukturbildender Prozesse. Automatismen. In: Norbert Otto Eke, Lioba Foit, Timo Kaerlein, Jörn Künsemöller (Hrsg.): *Logiken strukturbildender Prozesse. Automatismen*. München: Fink, S. 9 – 15.

Firth, Chris; Maye, Damian; Pearson, David (2011): Developing "community" in community gardens. In: *Local Environment: The International Journal of Justice and Sustainability* 16 (6), S. 555-568. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1080/13549839.2011.586025>, zuletzt geprüft am 15.10.2015.

Flick, Uwe (2007): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek, Rowohlt.

Friedrichs, Jürgen (2000): Gentrification. In: Hartmut Häußermann (Hrsg.): *Großstadt. Soziologische Stichworte*. Opladen: Leske & Budrich, S.57–66.

Fromm, Erich (2009): *Haben oder Sein*. München, dtv.

Garfinkel, Harold (1973): Studien über die Routinegrundlagen von Alltagshandeln. Auszug aus Garfinkel (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice – Hall. In: Heinz Steinert (Hrsg.): *Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie*. Stuttgart: Klett. S. 280 – 293.

Glover, Trevor D. (2004): Social Capital in the Lived Experience of Community Gardeners. In: *Leisure Sciences* (26), S. 143-162. Online verfügbar unter 10.1080/01490400490432064, zuletzt geprüft am 15.10.2015.

Graduiertenkolleg Paderborn (GK Paderborn) (2011): Automatismen - Kulturtechniken zur Reduzierung von Komplexität. Fortsetzungsantrag.

Grulich, Julia (2016): Transnationale Unternehmen und Geschlecht. Eine praxeologische Organisationsanalyse. Wiesbaden. VS.Hartfield & Henderson 2008

Hartsfield, Kimberly; Henderson, Bethany Ruben (2008): Is Getting into the Community Garden Business a Good Way to Engage Citizens in Local Government? In: *National Civic Review* 98 (4), S. 12-17, zuletzt geprüft am 07.10.2015.

Heather, L. Knizhnik (2012): The Environmental Benefits of Urban Agriculture on Unused, Impermeable and Semi-Permeable Spaces in Major Cities with a Focus on Philadelphia, PA. Hg. v. University of Pennsylvania. Department of Earth and Environmental Science. Pennsylvania. Online verfügbar unter http://repository.upenn.edu/mes_capstones/46, zuletzt geprüft am 27.11.2015.

Heisteringer, Andrea (2012): Leben von Gärten. Warum urbane Gärten wichtig sind für Ernährungssouveränität, Eigenmacht und Sortenvielfalt. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 305-318.

Held, Martin (2012): Peak Oil und die Krise der Böden - urbane Nutzgärten und ihr Beitrag zu einer postfossilen Gesellschaft. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 292-304.

Helffferich, Cornelia (2005): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden: VS.

Henning, Marina, Steffen Kohl (2011): Rahmen und Spielräume sozialer Beziehungen. Zum Einfluss des Habitus auf die Herausbildung von Netzwerkstrukturen. Wiesbaden: VS.

Hitzler, Roland (1998): Poststraditionale Vergemeinschaftung: Über neue Formen der Sozialbindung. Berliner Debatte Initial, 9 (1), 81–89.

Holland, Leigh (2004): Diversity and Connections in Community Gardens: a contribution to local sustainability. In: *Local Environment: The International Journal of Justice and Sustainability* 3 (9), S. 285-305.

Huhn, Patrick (2013): Mit Spaten, Pflanzen und Visionen. Die globale und lokale Guerilla-Gardening-Bewegung. In: Bosshard, Thomas Döhling, Jan-Dirk, Rebecca Janisch, Mona Motakef, Angelika Münter und Alexander Pellnitz (Hg.): Sehnsuchtsstädte. Auf der Suche nach lebenswerten urbanen Räumen. Bielefeld: transcript, S. 157-174.

Krais, Beate; Gunter Gebauer (2002): Habitus. Bielefeld: transcript.

Kreinecker, Petra (2002): Städtische Landwirtschaft in Bolivien: Eine weibliche Subsistenzstrategie. Unter Mitarbeit von Petra Becker und Julia Kemna. In: Elizabeth Meyer-Renschhausen, Renate Müller

und Petra Becker (Hg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleins Landwirtschaft in Stadt und Land weltweit. Herbolzheim: Centaurus Verlags-GmbH & Co. KG, S. 46-58.

Kropp, Cordula (2012): Gärtner(n) ohne Grenzen: Eine Politik des »Sowohl-als-auch« urbaner Gärten? In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 76-87.

Krummacher, Michael (2003): Soziale Stadt, Sozialraumorientierung, Quartiersmanagement: Revitalisierung lokaler Sozialpolitik oder lokalpolitisch flankierter Sozialstaatsumbau? In: *Neue Praxis* (6), S. 569-584.

Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. 4. Aufl. Weinheim: Beltz.

Lange, Bastian (2013): Neue Orte des Städtischen durch Soziale Innovationen. In: Bosshard, Thomas Döhling, Jan-Dirk, Rebecca Janisch, Mona Motakef, Angelika Münter und Alexander Pellnitz (Hg.): Sehnsuchtsstädte. Auf der Suche nach lebenswerten urbanen Räumen. Bielefeld: transcript, S. 175-195.

Latour, Bruno (2010): An Attempt at a "Compositionist Manifesto". In: *New Literary History* 2010: 41, S. 471 – 490.

Leistert, Oliver (2010): Thesenbaukasten zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 2 / These 5: Automatismen werfen das Problem der Beobachterin auf. Hiermit sind weitreichende epistemologische Fragen verbunden. In: Bublitz, Hannelore, Roman Marek, Christina L. Steinmann, Hartmut Winkler (Hg.): Automatismen. München: Fink, S. 99 - 126.

Liebsch, Katharina (2006) Identität und Habitus. In: Korte, Hermann, Bernhard Schäfers (Hg.): Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. Wiesbaden: VS, S. 67 – 84.

Lohrberg, Frank (2012): Agrarfluren und Stadtentwicklung. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 140-149.

Löw, Martina (2015): Raumsoziologie. 8. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Manhood, Craig; Cameron, Jenny; Pomfrett, Jamie (2011): Bodily learning for a (climate) changing world: registering differences through performative and collective research. In: *Local Environment: The International Journal of Justice and Sustainability* 16 (6), S. 493-508. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1080/13549839.2011.573473>, zuletzt geprüft am 13.10.2015.

Mannheim, Karl (1995): Ideologie und Utopie. Frankfurt a. M., Klostermann.

Marek, Roman (2010a): Thesenbaukasten zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 2 / These 6: Von Automatismen kann man nur dann sprechen, wenn keine äußeren Zwänge vorliegen. Automatismen brauchen mögliche Alternativen. In: Bublitz, Hannelore, Roman Marek, Christina L. Steinmann, Hartmut Winkler (Hg.): Automatismen. München: Fink, S. 99 - 126.

Marek, Roman (2010b): Thesenbaukasten zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 3 / These 17: Automatisierungen lassen sich ent-automatisieren. Automatismen hingegen scheinen sich ihrer Entautomatisierung fortwährend zu entziehen. In: Bublitz, Hannelore,

Roman Marek, Christina L. Steinmann, Hartmut Winkler (Hg.): Automatismen. München: Fink, S. 231 - 254.

Merton, Robert K.; Kendall, Patricia L. (1979): Das fokussierte Interview. In: Christel Hopf und Elmar Weingarten (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 171-204.

Meuser, Michael (2007): Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion. S. 209 – 224.

Meyer-Renschhausen, Elizabeth (2002): Weibliche Ökonomie. Kleinlandwirtschaft und Gärten als „weibliche“ Ökonomie. Eine Einführung. In: Elizabeth Meyer-Renschhausen, Renate Müller und Petra Becker (Hg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinsandwirtschaft in Stadt und Land weltweit. Herbolzheim: Centaurus Verlags-GmbH & Co. KG, S. 1-16.

Motakef, Mona; Münter, Angelika (2013): Sehnsuchtspraktiken: Einführende Überlegungen zu einem „sensibilisierenden Konzept“. In: Bosshard, Thomas Döhling, Jan-Dirk, Rebecca Janisch, Mona Motakef, Angelika Münter und Alexander Pellnitz (Hg.): Sehnsuchtsstädte. Auf der Suche nach lebenswerten urbanen Räumen. Bielefeld: transcript, S. 135-140.

Morstein, Jennifer (2016): Urbane Gemeinschaftsgärten als Heterotopien im Städtischen Raum. Möglichkeiten der Realisierung von Utopien aus Sicht der Automatismenforschung. In: Soziologiemagazin 01/16. Online verfügbar unter: https://f.hypotheses.org/wpcontent/blogs.dir/718/files/2016/06/SozMag_eJournal_Utopien_Realitaeten.pdf (zuletzt geprüft 23.05.2017)

Muhle, Florian (2010): Thesenbaukasten zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 2 / These 10: Die Auseinandersetzung mit Emergenz-Konzepten kann wesentlich dazu beitragen, den Begriff der Automatismen zu schärfen. In: Bublit, Hannelore, Roman Marek, Christina L. Steinmann, Hartmut Winkler (Hg.): Automatismen. München: Fink, S. 99 - 126.

Müller, Christa (2004): Moderne und Repräsentationsformen des Selbst. Anmerkungen zur Logik der Nachhaltigkeit aus soziologischer Perspektive. In: Joachimsen S. Knoblauch (Hg.): Lebensweltökonomie. Bielefeld: transcript, S. 149-162. Zitiert nach: http://anstiftung.de/jdownloads/Publikationen/Christa_Mueller/nachhaltigkeit_und_moderne.pdf, zuletzt geprüft: 09.12.2015.

Müller, Christa (2011): Guerilla Gardening und andere Strategien der Aneignung des städtischen Raums. In: Malte Bergmann und Bastian Lange (Hg.): Eigensinnige Geographien. Städtische Raumaneignungen als Ausdruck gesellschaftlicher Teilhabe. Wiesbaden: VS, S. 281-288.

Müller, Christa (2012): Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 22-53.

Müller, Christa (2014): Reiche Ernte in Gemeinschaftsgärten. Beim Urban Gardening findet der Homo Oeconomicus sein Korrektiv. In: Silke Helferich und Heinrich Böll Stiftung (Hg.): Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld: transcript, S. 267-272.

Müller, Christa (2015): Urbane Akteure mit modernem Naturverständnis. In: Heike Leitschuh, Gerd Michelsen, Udo E. Simonis, Jörg Sommer und von Weizsäcker, Ernst U. (Hg.): Das Jahrbuch Ökologie. Stuttgart: S. Hirzel, S. 94-99.

Nentwing-Gesemann, Iris (2007): Die Typenbildung der dokumentarischen Methode. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwing-Gesemann, Arnd-Michael Nohl (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Wiesbaden: VS, S. 277 – 302.

Nettle, Claire (2014): Community Gardening as Social Action. Burlington, Farnham: Ashgate.

Nohl, Arnd-Michael (2007): Komparative Analyse: Forschungspraxis und Methodologie dokumentarischer Interpretation. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwing-Gesemann, Arnd-Michael Nohl (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Wiesbaden: VS, S. 255 – 276

Nohl, Arnd-Michael (2009): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden. VS.

Peach, Niko; Müller, Christa (2012): Suffizienz und Subsistenz. Wege in eine Postwachstumsökonomie am Beispiel von »Urban Gardening«. In: AgrarBündnis (Hg.): Der kritische Agrarbericht. Schwerpunkt: Zusammen arbeiten für eine andere Landwirtschaft. Hamm: ABL, S. 148-152.

Peach, Niko (2012): Perspektiven einer Postwachstumökonomie. Fremdversorgung oder urbane Subsistenz. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 88-103.

Reckwitz, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Reuterberg, Hanno (2012): Das Glück ist grün. Was gibt uns der Garten? Ausgerechnet im digitalen Zeitalter erblüht die Lust am Pflanzen und Ernten. In: *Zeit Online*. Online verfügbar unter <http://www.zeit.de/2012/22/Garten>, zuletzt geprüft am 03.10.2015.

Reusswig, Fritz (1994): Lebensstile und Ökologie. Gesellschaftliche Pluralisierung und alltagsökologische Entwicklung unter besonderer Berücksichtigung des Energiebereichs. In: Institut für sozial-ökologische Forschung (Hrsg.): Sozial-ökologische Arbeitspapiere Nr. 43, Frankfurt a.M.: Verlag für interkulturelle Kommunikation.

Rosa, Hartmut (2016): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin: Suhrkamp.

Rosol, Marit (2006): Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung. Berlin: Mensch und Buch Verlag.

Rosol, Marit (2010): Public Participation in Post-Fordist Urban Green Sprace Governance: The Case of Community Gardens in Berlin. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 34 (3), S. 548-563.

Rosol, Marit (2011): Community Volunteering as Neoliberal Strategy? Green Space Production in Berlin. In: *Antipode* 44 (1).

Schäfer, Rita (2002): Hausgärten und Gartengruppen von Frauen in Zimbabwe und Sierra Leone. In: Elizabeth Meyer-Renschhausen, Renate Müller und Petra Becker (Hg.): *Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleins Landwirtschaft in Stadt und Land weltweit*. Herbolzheim: Centaurus Verlags-GmbH & Co. KG, S. 99-110.

Scherhorn, Gerhard (2012): Auf eigenen Füßen stehen. In: *Factory - Magazin für nachhaltiges Wirtschaften* (3), S. 17-22.

Scheve, Jan (2014): Ort, Raum und Vergemeinschaftung in einem urbanen Gartenprojekt auf dem Tempelhofer Feld in Berlin. Forschungszentrum Nachhaltigkeit Universität Bremen. Bremen (Artec Paper, 202). Online verfügbar unter http://www.uni-bremen.de/fileadmin/user_upload/single_sites/artec/202_paper.pdf. (zuletzt geprüft: 28.04.2015).

Schmelzkopf, Karen (2002): Incommensurability, Land Use, and the Right to Space: Community Gardens in New York City. In: *Urban Geography* 23 (4).

Smith, Neil (1996): *The New Urban Frontier. Gentrification and the revanchist city*. New York: Routledge.

Schneickert, Christian (2013): Die Wurzeln von Bourdieus Habituskonzept in der Phänomenologie Edmund Husserls. In: Lenger, Alexander, Christian Schneickert, Florian Schumacher (Hg.): *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus: Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven*. Wiesbaden: VS, S. 75-89.

Schulze, Gerhard (2000): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. 8. Aufl. New York: Campus.

Schreier, Margrit; Schmitz-Justen, Felix; Diederich, Adele; Lietz, Petra; Winkelhage, Jeanette; Heil, Simone (2008): Sampling in qualitativen Untersuchungen: Entwicklung eines Stichprobenplanes zur Erfassung von Präferenzen unterschiedlicher Stakeholdergruppen zu Fragen der Priorisierung medizinischer Leistungen. Online verfügbar: http://www.priorisierung-in-der-medizin.de/documents/FOR655_Nr12_Adele_final.pdf (zuletzt geprüft: 02.06.2017).

Schwingel, Markus (2005): *Pierre Bourdieu zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Stiftungsgemeinschaft anstiftung und ertomis (2015): Die urbanen Gemeinschaftsgärten im Überblick. Online verfügbar: <http://anstiftung.de/urbane-gaerten/gaerten-im-ueberblick> (zuletzt geöffnet: 28.04.2015).

Stiftungsgemeinschaft anstiftung und ertomis (2015): Medienecho. Online verfügbar: <http://anstiftung.de/urbane-gaerten/medienecho> (zuletzt geöffnet: 28.04.2015).

Stocker, Laura; Barnett, Kate (1998): The significance and praxis of community-based sustainability projects: community gardens in Western Australia. In: *Local Environment*, 3(2), 179–188.

Stone, Edie (2002): Community Gardening in New York wird zur politischen Bewegung. Unter Mitarbeit von Gert Gröning. In: Elizabeth Meyer-Renschhausen, Renate Müller und Petra Becker

(Hg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleins Landwirtschaft in Stadt und Land weltweit. Herbolzheim: Centaurus Verlags-GmbH & Co. KG, S. 159-188.

Streiffeler, Friedhelm (2002): Landwirtschaft als Überlebensstrategie in afrikanischen Städten. In: Elizabeth Meyer-Renschhausen, Renate Müller und Petra Becker (Hg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleins Landwirtschaft in Stadt und Land weltweit. Herbolzheim: Centaurus Verlags-GmbH & Co. KG, S. 71-84.

Treibel, Annette (1997): Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. Kultur, Ökonomie, Politik und der Habitus der Menschen (Bourdieu). 3. Aufl. Wiesbaden: VS.

Turner, Bethany (2011): Embodied connections: sustainability, food systems and community gardens. In: *Local Environment* 16 (6), S. 509-522. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1080/13549839.2011.569537>, zuletzt geprüft am 14.10.2015.

Turner, Bethany; Henryks, Joanna; Pearson, David (2011): Community Gardens: sustainability, health and inclusion in the city. In: *Local Environment: The International Journal of Justice and Sustainability* 16 (6), S. 489-492.

Twickel, Christoph (2011): Gentrifidingsbums oder eine Stadt für alle. Hamburg: Edition Nautilus.

United Nations (1992): AGENDA 21. Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung. Online verfügbar unter http://www.un.org/depts/german/conf/agenda21/agenda_21.pdf , zuletzt geprüft 09.12.2015.

von der Haide, Ella; Halder, Severin; Jahnke, Julia; Mees, Carolin (2012): Guerilla Gardening und andere politische Gartenbewegungen. Eine globale Perspektive. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 266-278.

von der Haide, Ella (2014): Die neuen Gartenstädte. Urbane Gärten, Gemeinschaftsgärten und Urban Gardening in Stadt- und Freiluftplanung. Internationale Best Practice Beispiele für kommunale Strategien im Umgang mit Urbanen Gärten. Online verfügbar unter http://www.urban-gardening.eu/wp-content/uploads/2014/11/ella_v_d_haide.pdf, zuletzt geprüft am 09.10.2015.

Voß, G. Günter (1998): Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. In: Bolte, Karl et al. (Hg.): Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Stuttgart / Berlin / Köln / Mainz: Verlag W. Kohlhammer, 473 - 486.

Wagner, Hans-Josef (2003): Kultur – Sozialität – Subjektivität. Konstitutionstheoretische Defizite im Werk Pierre Bourdieus. In: Rehbein, Boike, Hermann Schwengel, Gernot Saalman (Hg.): Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven. Konstanz: UVK, S. 203-230.

Weber, Andreas (2012): Der Garten als Lebenserhaltung oder warum Natur in der Stadt wichtig ist. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 236-249.

Werner, Karin (2012): Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung. In: Christa Müller (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, S. 54-75.

Winkler, Hartmut (2010a): Thesenbaukasten zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 2 / These 9: Automatismen sind Technik und haben einen privilegierten Bezug auf Technologie. In: Bublitz, Hannelore, Roman Marek, Christina L. Steinmann, Hartmut Winkler (Hg.): Automatismen. München: Fink, S. 99 - 126.

Winkler, Hartmut (2010b): Thesenbaukasten zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 2 / These 8: Es gibt eine spezifische Opazität des Handelns, und Handlungen haben unintendierte Folgen. Beides ist relevant für ein Verständnis der Automatismen. In: Bublitz, Hannelore, Roman Marek, Christina L. Steinmann, Hartmut Winkler (Hg.): Automatismen. München: Fink, S. 99 - 126.

Winkler, Hartmut (2010c): Thesenbaukasten zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 3 / These 13: Automatismen haben einen engen Bezug zu Wiederholung, zur Gewohnheit und zur Schemabildung. In: Bublitz, Hannelore, Roman Marek, Christina L. Steinmann, Hartmut Winkler (Hg.): Automatismen. München: Fink, S. 231 - 254.

Winkler, Hartmut (2010d): Thesenbaukasten zu Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionen von Automatismen. Teil 1 / These 1: Automatismen stehen in Spannung zum freien Willen, zu Kontrolle und Selbstkontrolle. In: Bublitz, Hannelore, Roman Marek, Christina L. Steinmann, Hartmut Winkler (Hg.): Automatismen. München: Fink, S. 17 – 36.

Wißmann, Constantin (2014): Stadtluft macht Blei. In: *enorm - Wirtschaft für den Menschen*. Online verfügbar unter <http://www.spiegel.de/wirtschaft/urbangardeningdieversorgungderstaedteneuorganisierena970305> ., zuletzt geprüft am 30.09.2015.

Zimmermann, H. D. (2004): Die feinen Unterschiede, oder: Die Abhängigkeit aller Lebensäußerungen vom sozialen Status. Ein Gespräch mit dem französischen Soziologen Pierre Bourdieu. In: Baumgart, Franzjörg (Hg.): Theorien der Sozialisation. Erläuterungen - Texte - Arbeitsaufgaben. 3. Aufl. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt KG, S. 206-2015.

Bildnachweise

Baier, Andrea; Müller, Christa; Werner, Karin (2013): Stadt der Commonisten: Neue urbane Räume des Do it Yourself. Bielefeld: transcript. Online verfügbar unter: <http://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-2367-3/stadt-der-commonisten>, zuletzt geprüft: 24.05.2017.

Stiftungsgemeinschaft anstiftung und ertomis (2015): Gartenumzug. Online Verfügbar unter: <http://anstiftung.de/do-it-yourself-lexikon/105-diy-lexikon/1162-gartenumzug>, zuletzt geprüft 09.12.2015.

9. Anhang

Übersicht zu den untersuchten Gärten

Explorationsphase:

	Lange Laufzeit		Kurze Laufzeit (max. 2 Gartensaisons)	
	Verein	gGmbH	Verein ¹⁸⁶	gGmbH
Gemeinschaftsbeete	G1	G3	G4	
Individualbeete	G2		G5	

2. Erhebungsphase:

	Lange Laufzeit	Kurze Laufzeit (max. 3 Gartensaisons)
Gemeinschaftsbeete	G7	G9 G10
Individualbeete	G8	G11

Übersicht zu den Interviews

Explorationsphase:

Urbaner Gemeinschaftsgarten	Interviews
G1	<ul style="list-style-type: none"> • P1¹⁸⁷ • P2 • P3
G2	<ul style="list-style-type: none"> • P4 • P5¹⁸⁸
G3	<ul style="list-style-type: none"> • P6 • P7 • P8
G4	<ul style="list-style-type: none"> • P9 • P10

¹⁸⁶ Beide Gärten haben sowohl Gemeinschaftsflächen als auch Individualbeete, so dass eine eindeutige Unterteilung nicht möglich ist.

¹⁸⁷ Gemeinschaftsinterview, das mit insgesamt vier GärtnerInnen geführt wurde (Kürzel im Transkript: IW1, IW2, IW3, IW4).

¹⁸⁸ Gemeinschaftsinterview mit zwei GärtnerInnen (Kürzel im Transkript: OS, WX).

	<ul style="list-style-type: none"> • P11¹⁸⁹
G5	<ul style="list-style-type: none"> • P12¹⁹⁰
G6	<ul style="list-style-type: none"> • P13¹⁹¹ • P14

2. Erhebungsphase:

Urbaner Gemeinschaftsgarten	Interviews
G7	<ul style="list-style-type: none"> • P15 • P16¹⁹²
G8	<ul style="list-style-type: none"> • P17 • P18
G9	<ul style="list-style-type: none"> • P19
G10	<ul style="list-style-type: none"> • P20¹⁹³ • P21 • P22
G11	<ul style="list-style-type: none"> • P23

¹⁸⁹ Gemeinschaftsinterview mit zwei GärtnerInnen (Kürzel im Transkript: DA, PÄ).

¹⁹⁰ Gemeinschaftsinterview, da mit drei GärtnerInnen geführt wurde (Kürzel im Transkript: GI, GB, DP).

¹⁹¹ Gemeinschaftsinterview mit zwei GärtnerInnen (Kürzel im Transkript: EF, EM).

¹⁹² Gemeinschaftsinterview mit drei GärtnerInnen (Kürzel im Transkript: KO, DF, VO).

¹⁹³ Gemeinschaftsinterview mit zwei GärtnerInnen (Kürzel im Transkript: WA, KÜ).